

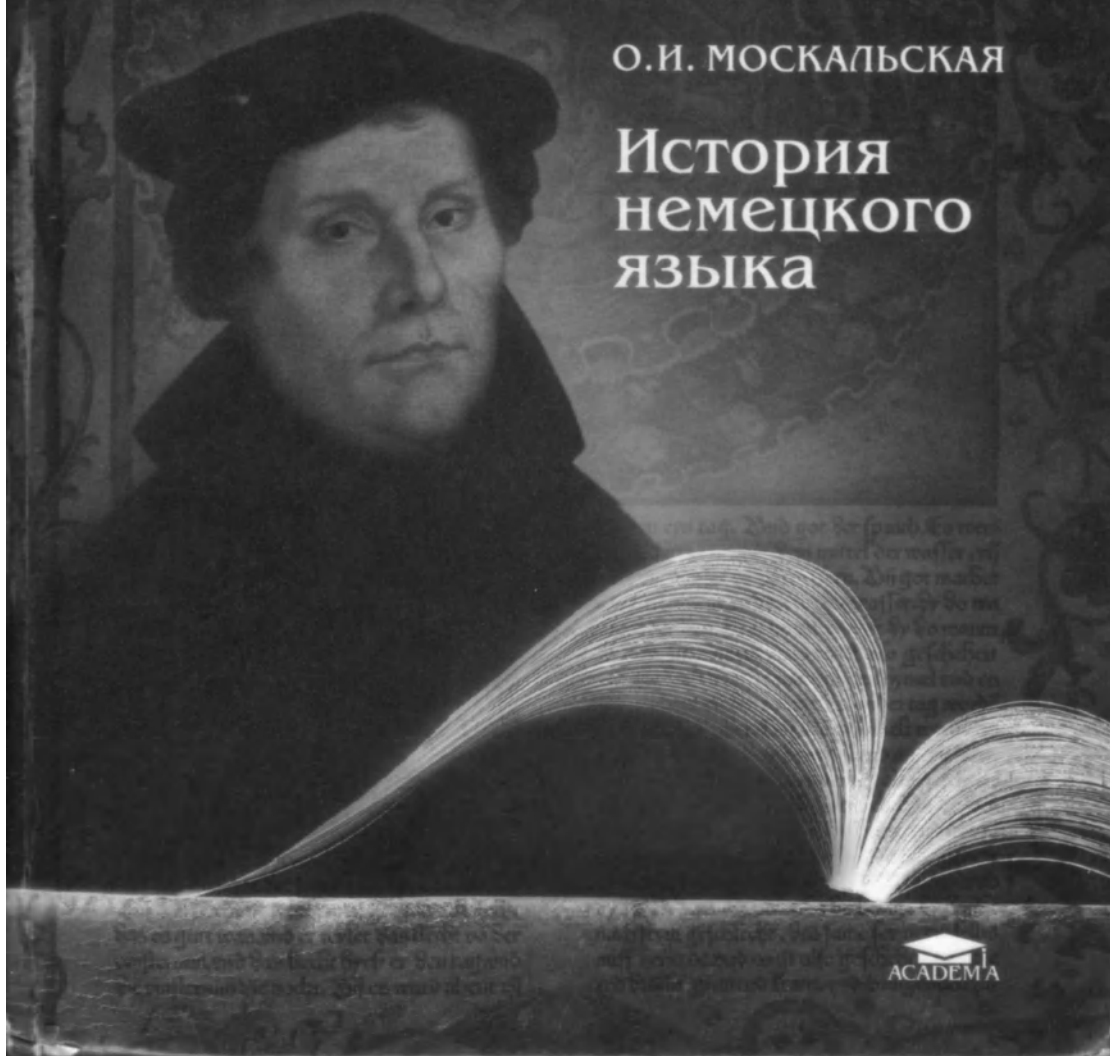


O.I. MOSKALSKAJA

Deutsche sprachgeschichte

О.И. МОСКАЛЬСКАЯ

История
немецкого
языка



ACADEMIA

УДК 809.441.1(075.8)
ББК 81.2 Нем я 73
М 88

Рецензенты:

кафедра грамматики и истории немецкого языка МГЛУ
(зав. кафедрой – кандидат филологических наук, профессор *З.Г. Бурдина*);
кафедра германского языкознания филологического факультета
МГУ им. М.В. Ломоносова (зав. кафедрой – доктор филологических наук,
профессор *Е.М. Чекалина*)

Moskalskaja O.I.

M88 Deutsche Sprachgeschichte (**Москальская О.И.** История немецкого языка): Учеб. пособие для студ. лингв. ун-тов и фак. ин. яз. высш. пед. учеб. заведений. – М.: Издательский центр «Академия», 2003. – 288 с.

ISBN 5-7695-0952-X

В учебном пособии в соответствии с программой курсов «Введение в германскую филологию» и «История немецкого языка» рассматривается дописьменная история германских языков, возникновение немецкого языка и древний период его истории, средний период, ранний верхненемецкий период как переход от позднего Средневековья к современности, новый период – становление немецкого национального литературного языка. Дается трактовка основных понятий истории языка, таких, как языковые изменения, соотношение эволюции языка и языковой преемственности, экстралингвистические и внутренние факторы, вызывающие языковые изменения, взаимосвязь языка и общества, основные пути изменения языка.

Может быть рекомендовано для аспирантов, магистрантов, а также для специалистов-германистов, интересующихся историей немецкого языка.

УДК 809.441.1(075.8)
ББК 81.2 Нем я 73

ISBN 5-7695-0952-X

© Наследник Москальской О.И., 2003
© Предисловие. Рахманова Н.И., 2003
© Издательский центр «Академия», 2003

INHALTSVERZEICHNIS

Предисловие	8
-------------------	---

I. Kapitel

Einleitung in die deutsche Sprachgeschichte (§ 1–10)

Gegenstand und Grundbegriffe der Sprachgeschichte

§ 1. Der Sprachwandel	11
§ 2. Sprachwandel und Sprachkontinuität	14
§ 3. Sprachexterne und sprachinterne Ursachen des Sprachwandels	15
§ 4. Die Wege des Sprachwandels	18
§ 5. Gegenstand und Aufgaben der Sprachgeschichte	20

Die deutsche Sprache

§ 6. Die deutsche Gegenwartssprache	20
§ 7. Die Existenzformen der deutschen Gegenwartssprache	20
§ 8. Die nationalen Varianten der deutschen Literatursprache	26
§ 9. Verwandtschaftsbeziehungen der deutschen Sprache	30
§ 10. Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte	32

II. Kapitel

Vorgeschichte der deutschen Sprache. Die altgermanischen Sprachen (§ 11–13)

§ 11. Die alten Germanen	34
§ 12. Die Sprachen der Germanen. Urgermanisch	40
§ 13. Die Aufspaltung des Urgermanischen. Die altgermanischen Stammesdialekte	49

III. Kapitel

Das Werden der deutschen Sprache und die althochdeutsche Zeit (§ 14–65)

Die Herausbildung der deutschen Nationalität

§ 14. Die Integration der westgermanischen Großstämme im Frankenreich	53
§ 15. Das Werden der deutschen Sprache. Ihre Existenzform im frühfränkischen Reich	55
§ 16. Die Bildung des deutschen Staates und die weitere Konsolidierung der deutschen Nationalität	56

Althochdeutsch

§ 17. Die zeitlichen Grenzen der althochdeutschen Periode	58
§ 18. Die Entwicklung des Schrifttums	59

§ 19. Der althochdeutsche Sprachraum und die althochdeutschen Territorialdialekte	61
§ 20. Die Sprachdenkmäler des Althochdeutschen	63
§ 21. Die Existenzformen der Sprache in der althochdeutschen Zeit	65
<i>Das phonologische System der althochdeutschen Territorialdialekte</i>	
§ 22. Die Hauptcharakterzüge des althochdeutschen phonologischen Systems	66
§ 23. Der assimilatorische Vokalwandel	69
§ 24. Querschnitt durch das System der Vokalphoneme des Althochdeutschen im 9. Jahrhundert	71
§ 25. Die althochdeutsche Lautverschiebung	72
§ 26. Querschnitt durch das System der Konsonantenphoneme des Althochdeutschen im 9. Jahrhundert	76
<i>Der Wortschatz</i>	
§ 27. Die Bereicherung des Wortschatzes in der althochdeutschen Zeit	78
§ 28. Wortbildung der Substantive	81
§ 29. Wortbildung der Adjektive	84
§ 30. Wortbildung der Verben	85
<i>Die morphologische Struktur des Althochdeutschen</i>	
§ 31. Die Hauptcharakterzüge der morphologischen Struktur des Althochdeutschen	86
§ 32. Die Deklination der Substantive	90
§ 33. Der Gebrauch der Kasus	94
§ 34. Die Entwicklung des Artikels. Die Kategorie der Bestimmtheit und Unbestimmtheit	97
§ 35. Die Flexion der Adjektive	99
§ 36. Das Pronomen	100
§ 37. Das Numerales	102
§ 38. Starke Verben. Klassen der starken Verben	103
§ 39. Konsonantenwechsel im Wurzelmorphem der starken Verben	106
§ 40. Konjugation der starken Verben im Präsens	107
§ 41. Die j-Präsentia	108
§ 42. Konjugation der starken Verben im Präteritum	109
§ 43. Schwache Verben. Klassen der schwachen Verben	109
§ 44. Konjugation der schwachen Verben im Präsens und Präteritum	111
§ 45. Unregelmäßige Verben	113
§ 46. Bildung des Konjunktivs	115
§ 47. Bildung des Imperativs	116
§ 48. Die grammatische Kategorie der Zeit	116
§ 49. Die grammatische Kategorie des Modus	117
§ 50. Ausdrucksmittel der Aktionsarten	118
§ 51. Die Entwicklung der analytischen Formen des Verbs	119
<i>Der Satzbau des Althochdeutschen</i>	
§ 52. Die Hauptcharakterzüge des althochdeutschen Satzbaues	123
§ 53. Die Verbreitung der zweigliedrigen Satzstruktur auf den unpersönlichen und unbestimmt-persönlichen Satz	126
§ 54. Wortstellung im einfachen Satz. Bewegliche Satzglieder	128

§	55. Die Stellung des Prädikats	130
§	56. Ansätze zur Entwicklung der verbalen Klammer	132
§	57. Infinitiv- und Partizipialgruppen im einfachen Satz	133
§	58. Der komplexe Satz. Allgemeines	135
§	59. Die Satzverbindung	135
§	60. Das Satzgefüge	136
§	61. Die Wortstellung im Gliedsatz	141
§	62. Anomalien im Bau der komplexen Sätze	142
<i>Das Altsächsische</i>		
§	63. Das Altsächsische	143
§	64. Die Hauptcharakterzüge des altsächsischen phonologischen Systems	144
§	65. Der grammatische Bau des Altsächsischen	145
IV. Kapitel		
Mittelhochdeutsch (§ 66–90)		
§	66. Die zeitlichen Grenzen der mittelhochdeutschen Periode	146
§	67. Die Erweiterung des Geltungsbereiches des geschriebenen Deutsch. Die ritterliche Dichtung	147
§	68. Die Anfänge der bürgerlichen Literatur	150
§	69. Die Entwicklung der mittelhochdeutschen Prosa	150
§	70. Die Erweiterung des deutschen Sprachraums durch die feudale Ostexpansion. Die mittelhochdeutschen Territorialdialekte	153
§	71. Die Entwicklungstendenzen der mittelhochdeutschen Territorialdialekte	157
§	72. Die Existenzformen der Sprache in der mittelhochdeutschen Zeit	159
<i>Der Wortschatz</i>		
§	73. Die Bereicherung des Wortschatzes in der mittelhochdeutschen Zeit	162
<i>Das phonologische System des Mittelhochdeutschen</i>		
§	74. Die Abschwächung der unbetonten Vokale	167
§	75. Die weitere Entwicklung des Umlauts. Neue Vokalphoneme	168
§	76. Die Entwicklung des Phonems [j]	170
§	77. Die weitere Ausdehnung der zweiten Lautverschiebung	170
§	78. Sonstige Wandlungen der konsonantischen Phoneme	171
§	79. Querschnitt durch das phonologische System des Mittelhochdeutschen	171
<i>Die morphologische Struktur des Mittelhochdeutschen</i>		
§	80. Deklination der Substantive	172
§	81. Der Gebrauch der Kasus	174
§	82. Die weitere Entwicklung des Artikels. Die Kategorie der Bestimmtheit und Unbestimmtheit	175
§	83. Flexion der Adjektive	175
§	84. Die Vereinfachung der Verbalflexion	176

§ 85. Die Verbreitung des Umlauts in den Formen der starken Verben. Umlaut und Brechung als innere Flexion	178
§ 86. Präsens und Präteritum des Konjunktivs	179
§ 87. Der Ablaut in den Formen der starken Verben	180
§ 88. Die Entwicklung der grammatischen Kategorien des Verbs. Die Kategorie der Zeit	181
§ 89. Die Entwicklung der Kategorie der Modi	184

Der Satzbau des Mittelhochdeutschen

§ 90. Die Entwicklung des Satzbaues	187
---	-----

V. Kapitel

Frühneuhochdeutsch (§ 91–115)

§ 91. Die zeitlichen Grenzen der frühneuhochdeutschen Periode	191
§ 92. Das Wachstum der Städte und die Entwicklung der bürgerlichen Kultur	193
§ 93. Die landschaftlichen Literatursprachen	198
§ 94. Sprachliche Einigungstendenzen in der frühneuhochdeutschen Zeit	200
§ 95. Der deutsche Bauernkrieg und die Reformation	201
§ 96. Die Verbreitung der Sprache Luthers in der frühneuhochdeutschen Zeit	206
§ 97. Die Existenzformen der Sprache in der frühneuhochdeutschen Zeit	208

Der Wortschatz

§ 98. Bereicherung des Wortschatzes in der frühneuhochdeutschen Zeit	210
---	-----

Das phonologische System des Frühneuhochdeutschen

§ 99. Die wichtigsten Neuerungen im Vokalismus	212
§ 100. Positionsbedingte Dehnung und Kürzung der Vokale	215
§ 101. Weitere Ausdehnung der zweiten Lautverschiebung	216
§ 102. Sonstige Wandlungen der konsonantischen Phoneme	216

Die morphologische Struktur des Frühneuhochdeutschen

§ 103. Die Entwicklung der Deklination der Substantive	217
§ 104. Die Entwicklung neuer Formmittel der Pluralbildung der Substantive	219
§ 105. Wandlungen im System des Ablauts bei den starken Verben	221
§ 106. Die Entwicklung des Futurs	224
§ 107. Das Futur des Konjunktivs und der Konditional	225

Der Satzbau des Frühneuhochdeutschen

§ 108. Die Entwicklung der syntaktischen Struktur der deutschen Sprache in der frühneuhochdeutschen Sprachperiode	226
§ 109. Die Ausgestaltung der attributiven Wortgruppe	226
§ 110. Die Wortstellung im einfachen Satz	228
§ 111. Die Entwicklung der verbalen Klammer	230
§ 112. Der Übergang von der doppelten Negation zur Gesamtnegation	230

§ 113. Der komplexe Satz. Das Satzgefüge	231
§ 114. Wortstellung im Satzgefüge	237
§ 115. Die Satzverbindung	237

VI. Kapitel

Neuhochdeutsch (§ 116–126)

§ 116. Die zeitlichen Grenzen der neuhochdeutschen Sprachperiode	239
§ 117. Die Ausbreitung der ostmitteldeutschen Variante der Literatursprache in den 17–18. Jahrhunderten	240
§ 118. Die Sprachpflege im 17. Jahrhundert	242
§ 119. Die deutsche Aufklärung und die Entwicklung der deutschen Literatursprache im 18. Jahrhundert	246
§ 120. Die Sprachregelung und die Sprachtheorie im 18. Jahrhundert	248
§ 121. Das phonologische System der gemeindeutschen Literatursprache	251
§ 122. Die Regelung der Rechtschreibung	253
§ 123. Die Sprachregelung auf dem Gebiet der Grammatik	254
§ 124. Die Leistung der deutschen klassischen Literatur für die Vollendung der Herausbildung der deutschen nationalen Literatursprache	256
§ 125. Die Regelung der deutschen Literatursprache in den 19. und 20. Jahrhunderten	260
§ 126. Die Entwicklung der deutschen nationalen Literatursprache in den 19. und 20. Jahrhunderten	262
Namen- und Sachregister	270
Abkürzungsverzeichnis	278
Literaturnachweis	279

ПРЕДИСЛОВИЕ

Ольга Ивановна Москальская (1914–1982) – один из крупнейших отечественных германистов, чьи интересы охватывали проблемы теоретической грамматики немецкого языка, лингвистики текста и истории немецкого языка. В числе наиболее значимых работ можно назвать «Граматику немецкого языка», «Граматику текста», «Историю немецкого языка». Исследования проф. Москальской по достоинству оценены как российскими, так и немецкими лингвистами. О.И. Москальская в течение многих лет руководила кафедрой грамматики и истории немецкого языка Московского государственного лингвистического университета (ранее – МГПИИЯ им. М. Тореза).

В программы теоретических курсов грамматики и истории немецкого языка, читаемых студентам и аспирантам в языковых вузах, включены все ее работы, поскольку они не утратили своей актуальности, а идеи проф. Москальской продолжают разрабатывать ее ученики и последователи.

«Deutsche Sprachgeschichte» – это основная учебная книга по этому предмету, рекомендованная в учебных программах для германистов. Она адресована студентам факультетов иностранных языков, филологических факультетов и аспирантам, обучающимся по специальности «Германские языки». Книга с успехом может быть использована преподавателями, читающими соответствующие курсы лекций, и широким кругом специалистов, интересующихся проблемами формирования и становления нормы современного немецкого языка.

Как писала О.И. Москальская в предисловии к первому изданию «Истории немецкого языка» (Л., 1959), «автор считает главной задачей курса истории языка... подведение студентов к более глубокому пониманию системы современного языка и объяснение с помощью истории языка особенностей изучаемого языка на современном этапе его развития». Такая постановка задачи курса представляется актуальной и сейчас.

В основу композиции пособия положена периодизация истории немецкого языка. Каждая глава освещает, соответственно, общую культурно-историческую ситуацию, на фоне которой развивался язык в тот или иной период, и затем – стадию развития каждого языкового уровня: фонологического, морфологического, синтаксического, лексического.

Автор строго придерживается разработанных принципов описания материала, что обеспечивает структурную однородность, четкую логику изложения и преемственность всех частей книги.

В начале учебного пособия излагаются концептуальные положения, исходя из которых рассматривается весь процесс языкового развития, его экстра- и интралингвистические причины, системность на одном языковом уровне и взаимосвязь разных уровней в синхронии, преемственность в развитии тех или иных явлений в диахроническом аспекте. Критерии периодизации истории немецкого языка выработаны с учетом как форм существования языка (диалект, наддиалектные образования, литературный язык), так и строевых изменений в системе самого языка. Немецкий язык рассматривается в плане его связей с другими языками германской группы. Особый раздел посвящен специфике форм существования современного немецкого языка.

Самая значительная по объему глава (III) посвящена древневерхненемецкому периоду, что объясняется сложностью языкового материала ранних этапов развития языка. Столь подробное рассмотрение этого периода делает возможным не останавливаться в дальнейшем на уже проанализированных явлениях и в большей степени заострять внимание читателя на инновациях следующих этапов исторического развития языка.

Все теоретические положения иллюстрируются языковым материалом из текстов разной жанровой и временной принадлежности, начиная с древнейших и кончая современными диалектами. Все примеры снабжены переводом на современный немецкий язык. Восприятие материала облегчается схемами, таблицами, картами распространения диалектов. Книга снабжена именным и предметным алфавитным указателем.

Прекрасный немецкий язык учебного пособия позволяет читателю обогатить свои познания в области научного стиля современного немецкого языка и овладеть актуальной терминологией. Хотелось бы отметить, что это единственное учебное пособие русского автора на немецком языке, используемое в вузах.

* * *

Говоря о месте, которое занимает труд О.И.Москальской в отечественной германистике, следует указать на ряд положений, отличающих позицию автора от других исследований, а также на некоторые явления, которые в силу объективных причин не могли быть рассмотрены в данном учебном пособии. Сказанное касается, например, концепции становления литературного языка, в последние десятилетия успешно разрабатываемой, прежде всего, на основе функционально-типологического подхода. Назовем лишь некоторые основные работы: *Гухман М.М., Семенюк Н.Н.* История немецкого литературного языка IX–XV вв. – М., 1983;

Гухман М.М., Семенюк Н.Н., Бабенко Н.С. История немецкого литературного языка XVI–XVIII вв. – М., 1984; Филичева Н.И. Немецкий литературный язык. – М., 1992.

По сравнению со всем объемом книги проблемам развития немецкого языка в XIX–XX вв. отведено довольно скромное место – два небольших параграфа. Сосредоточив свое внимание на эволюционных процессах более ранних периодов, автор только намечает основные пути последующего языкового развития, преимущественно на лексическом уровне.

Немецкий язык бывшей ГДР и ФРГ рассматривается в целом как единый вариант, но в иллюстративном материале делается акцент на особенностях языка ГДР, которые на современной стадии развития языка уже относятся к историзмам.

Открытым остается и вопрос о развитии языковой нормы в XX веке. Восполнить эти пробелы в исследовании обобщающего характера – дело будущего, хотя работы, посвященные тенденциям в развитии современного немецкого языка, существуют (например: *Braun P. Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache.* – Stuttgart; Berlin; Köln; Mainz, 1993).

В заключение хочется выразить надежду на то, что работа с учебным пособием О.И. Москальской не только поможет глубже понять направленность процессов языкового развития и их взаимодействие, объяснить явления современного немецкого языка с диахронической точки зрения, но и послужит стимулом к дальнейшей научно-исследовательской деятельности.

Н. И. Рахманова

I. Kapitel

EINLEITUNG IN DIE DEUTSCHE SPRACHGESCHICHTE

GEGENSTAND UND GRUNDBEGRIFFE DER SPRACHGESCHICHTE

§ 1. Der Sprachwandel

Jede Sprache ist ein dynamisches System. Die Sprache ist ständiger Veränderung unterworfen. Die Angehörigen einer Generation werden der Sprachveränderung kaum gewahr, da diese den Charakter einer langsamen Evolution trägt; sie erfasst verschiedene Glieder des Sprachkörpers nicht auf einmal und nicht in gleichem Tempo; sie leitet nur sehr langsam, im Laufe von Jahrhunderten zu einem neuen Sprachstand hinüber. Letzteres gewährleistet die Kontinuität der Sprache von Generation zu Generation.

Wandel im Wortschatz. Die Sprachveränderung lässt sich auch bei der synchronischen Sprachbetrachtung erkennen, und zwar am leichtesten am Wortschatz. Der Wortschatz einer Sprache ist überaus empfindlich für alle Ereignisse und Wandlungen im sozialen Leben und in der Ideologie, für den Fortschritt in Wissenschaft und Technik, auch für die Mode u. a. m. Neue Wörter bereichern den Wortschatz fortwährend; andere Wörter veralten oder kommen ganz aus dem Gebrauch. Neben dem konstanten Wortgut bestehen im Wortschatz einer Sprache zu jeder Zeit auch Neologismen sowie veraltete bzw. veraltende Wörter. So ist die historische Schichtung des Wortschatzes auch aus synchronischer Sicht unverkennbar.

Wandel im phonologischen System. Will man dem Wandel im phonologischen System und im grammatischen Bau einer Sprache nachgehen, so muss man größere Zeitabschnitte im Leben dieser Sprache ins Auge fassen. Vergleicht man zum Beispiel die Lautform der Wörter in einem mittelalterlichen Lied mit deren gegenwärtiger Lautung, so sieht man, dass dem Vokal [i:], der im 12. Jh. in den Wörtern *mîn, dîn, sîn, sluzzelîn* u. a. gesprochen wurde, in der Gegenwartssprache der Diphthong *ei* [æ] entspricht:

*Dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozen
in mînem herzen:
verlorn ist das sluzzelîn:
dû muost immer drinne sîn
(12. Jh.)*

Das ist die Folge des historischen Lautwandels, der sog. neuhochdeutschen Diphthongierung (*i* > *ei*: *mîn* > *mein*; *û* > *au*: *lût* > *laut*; *iu* [y:] > *eu*: *hiute* > *heute*), die sich im Deutschen in der Zeit zwischen dem 12.–15. Jh. verbreitete. Man sieht ebenfalls, dass aus der Konsonantenverbindung *sl* ein *schl* [ʃ] wurde (13.–16. Jh.). Gleichzeitig entwickelten sich auch die Konsonantenverbindungen *sn*, *sm*, *sw*, *rs* zu *schn*, *schm*, *schw*, *rsch*: *snell* > *schnell*, *smerzen* > *schmerzen*, *swarz* > *schwarz*, *herrsên* > *herrschen*.

Wandel im grammatischen Bau. Einige Wandlungen in der Formenbildung mögen die Anfangszeilen aus dem nachstehenden Gedicht aus dem 9. Jh., dem „Ludwigslied“, veranschaulichen:

Einan kuning uueiz ih, Heizsit her Hluduig
Einen König weiß ich, heißt er Ludwig,
*Ther gerno gode thionôt: Ih uuetz her imos lônôt.*¹
der eifrig Gott dient: ich weiß, er ihm es lohnt.

Die Verbalformen *heizsit* 'heißt', *thionôt* 'dient', *lônôt* 'lohnt' zeigen eine altertümliche Flexion: *-i-t*, *-ô-t*, die in der Gegenwartssprache zu *-t* vereinfacht wurde. Die Verbindung zwischen den Elementarsätzen zur Parataxe bzw. zur Hypotaxe ist sehr lose, meist konjunktionslos; auch die Wortstellung, insbesondere die Spitzenstellung des Verbs im Satz *Heizsit her Hluduig*, weicht von der heutigen ab.

Veränderlichkeit der Stilnormen. Von einem Jahrhundert zum anderen, ja oft in kürzeren Zeitabständen ändern sich auch die Stilnormen der Rede. Der Stil der Figurensprache in den Dramen des 18. Jh., den Lessing die Helden von „Minna von Barnhelm“ oder Schiller die Helden von „Kabale und Liebe“ reden lässt, empfindet man heute als sehr veraltet. Diese Wirkung beruht auf den veralteten Anredeformen, auf Wortwahl und Satzgestaltung, die von dem modernen Sprachusus der gesprochenen Rede abweichen. Vgl. die Szene zwischen dem Kammermädchen Franziska und dem Wachtmeister (I), die Szene zwischen Minna von Barnhelm und dem Major Teilheim (2), die Szene zwischen Lady Milford und Louise Miller (3):

(1) *Franziska*: Nun, Herr Wachtmeister?

Werner: Frauenzimmerchen, wenn ich wiederkomme, soll ich auch geputzt kommen?

¹ *uu*, *u* vor Vokal = *w*, also *uueiz* [weɪs], *Hluduig* [ˈhludwi:g]; *z*, *zs* = *s*, also *uueiz* [weɪs], *heizsit* [ˈheɪsɪt]; *th* = [ð], woraus später [d], also *ther* [ðer], *thionôt* [ˈðiono:t], später [der], [ˈdiono:t].

Franziska: Komm Er, wie Er will, Herr Wachtmeister, meine Augen werden nichts wider Ihn haben. Aber meine Ohren werden desto mehr auf ihrer Hut gegen Ihn sein müssen. – Zwanzig Finger, alle voller Ringe! Ei, ei, Herr Wachtmeister!

(Minna von Barnhelm, III. Aufzug, 11. Auftritt)

(2) *Von Tellheim:* Wohin, mein Fräulein?

Das Fräulein: Aus, Herr Major. – Ich errate, warum Sie sich nochmals her bemüht haben: mir auch meinen Ring wieder zurückzugeben. Wohl, Herr Major; haben Sie nur die Güte, ihn der Franziska einzuhändigen. – Franziska, nimm dem Herrn Major den Ring ab! –

Ich habe keine Zeit zu verlieren.

von Tellheim: Ah, was habe ich erfahren, mein Fräulein! Ich war so vieler Liebe nicht wert.

Das Fräulein: So, Franziska? Du hast dem Herrn Major –

Franziska: Alles entdeckt.

von Tellheim: Zürnen Sie nicht auf mich, mein Fräulein. Ich bin kein Verräter. Sie haben um mich in den Augen der Welt viel verloren, aber nicht in meinen...

Das Fräulein: Alles recht gut, Herr Major! Aber es ist nun einmal geschehen. Ich habe Sie Ihrer Verbindlichkeit erlassen; Sie haben durch Zurücknehmung des Ringes –

von Tellheim: In nichts gewilliget! – Vielmehr halte ich mich jetzt für gebundener als jemals. – Sie sind die Meinige, Minna, auf ewig die Meinige. Hier, empfangen Sie es zum zweitenmal, das Unterpfand meiner Treue –

(Minna von Barnhelm, V. Aufzug, 5. Auftritt).

(3) *Louise:* Gnädige Frau, ich erwarte Ihre Befehle.

Lady: Aha! Ist Sie hier? – Ohne Zweifel die Mamsell – eine gewisse – wie nennt man Sie doch?

Louise: Miller nennt sich mein Vater, und Ihre Gnaden schickten nach seiner Tochter.

Lady: Recht! Recht! Ich entsinne mich – die arme Geigertochter, wovon neulich die Rede war – ... Trete Sie näher, mein Kind!

(Kabale und Liebe, Akt IV, Szene 7)

Veränderlichkeit der Existenzformen der Sprache. Zeitgebunden und veränderlich sind auch die Existenzformen der Sprache. Die gemeindeutsche Nationalsprache, wie wir sie heute kennen, ist eine historische Kategorie. Sie ist zusammen mit der deutschen Nation entstanden. Die ersten Ansätze zu ihrer Herausbildung reichen in die Epoche des Frühkapitalismus, d. i. in die Zeit der vollen Entfaltung der Warenproduktion, der Eroberung des inneren Marktes durch die Bourgeoisie, der staatlichen Zusammenfassung ehemaliger feudaler Territorien hinüber. Der gemeindeutschen Nationalsprache der neueren Zeit gingen in der Epoche der einzelnen feudalen Herrschaftsterritorien des Früh- und des Hochmittelalters die sog. Territorialdialekte voran, die der feudalen Zersplitterung des Landes und dem regionalen Charakter des sozial-ökonomischen und des gesamten, öffentlichen

Lebens Rechnung trugen. Vergleiche folgende Charakteristik der Sprachsituation in Deutschland zu Anfang des 16. Jh. in einer Tischrede Martin Luthers (1483–1546):

„Teutschland hat mancherlei Dialectos, Art zu reden also, daß die Leute in 25 Meilen wegs einander nicht wol können verstehen. Die Österreicher und Bayern verstehen die Düringen und Sachsen nicht. Sonderlich die Niederländer...“

Die Lokaldialekte des Hochmittelalters haben ihrerseits eine ältere Existenzform der Sprache, die sog. Stammesdialekte abgelöst.

Auch beim Wandel ihrer Existenzformen wahrt die Sprache ihre Kontinuität. Die gemeindeutsche Nationalsprache baute bei ihrer Entwicklung auf dem Wortgut, dem phonologischen und grammatischen Fundament der mittelalterlichen deutschen Territorialdialekte; sie knüpfte an eine Übergangsform vom Dialekt zur gemeindeutschen Literatursprache, den sog. landschaftlichen (regionalen) Literatursprachen des Spätmittelalters. Der Prozess der Herausbildung einer gemeindeutschen Nationalsprache nahm einige Jahrhunderte (von der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jh.) in Anspruch, und auch heute noch leben die alten deutschen Territorialdialekte in den Resten der Dorfmundarten sowie in der mundartlich gefärbten landschaftlichen Umgangssprache fort.

§ 2. Sprachwandel und Sprachkontinuität

Zwei Grundtendenzen historischer Sprachentwicklung. Die gesamte historische Sprachentwicklung wird von zwei Grundtendenzen gelenkt. Es sind die Tendenz zur Sprachveränderung und die Tendenz zur Sprachkontinuität. Beide Tendenzen bilden eine dialektische Einheit, sie stehen in ständigem Kampf miteinander, und gerade die Einheit und der Kampf zwischen diesen zwei gegensätzlichen Tendenzen machen die Sprache zu dem, was sie ist, und nämlich zu einem vollkommenen, nie versagenden Instrument des menschlichen Verkehrs, zu einem gesellschaftlichen Kommunikationsmittel.

Wäre die Sprache nicht in ständiger Veränderung begriffen, hätte sie ihre Ausdrucksmittel mit der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft nicht ständig vervollkommenet, so könnte sie den ständig wachsenden Anforderungen an die Sprache als Kommunikationsmittel in der Gesellschaft nicht gerecht werden. Nur dank ihrem dynamischen Charakter, der ständigen Veränderung, der sie unterliegt, wahrt die Sprache ihr Wesen als das wichtigste Medium des Verkehrs in der menschlichen Gesellschaft.

Wenn aber der Tendenz zur Sprachveränderung nicht eine ebenso starke Tendenz zur Sprachkontinuität, zur Erhaltung der Stabilität der Sprache, ihres Wortschatzes, ihres Formenbestandes, der Mittel der Satzgestaltung und sonstiger Ausdrucksmittel gegenüberstünde, wenn die Sprache sich sprunghaft, gleichzeitig in allen Gliedern über Tag und Nacht verändern würde, würde sie ebenfalls ihre wichtigste Eigenschaft als Verständigungsmittel zwischen den Menschen einbüßen. Nicht nur von Generation zu Generation wäre die Kontinuität der Sprache unterbrochen worden, sondern auch die Verständigung

zwischen verschiedenen Altersgruppen der Menschen, zwischen verschiedenen sozialen Gruppen der Menschen wäre unmöglich geworden.

Die Sprachproben aus verschiedenen Zeitaltern, die im vorstehenden Paragraphen zur Veranschaulichung der Sprachveränderung angeführt sind, können in gleichem Maße als Zeugnis der Sprachkontinuität dienen. Man erkennt darin trotz gewandelter Lautung Wörter, die auch im modernen Deutsch fortleben, sowie grammatische Formen und syntaktische Fügungen, die in ihren Wesenszügen, wenn auch ebenfalls in etwas abgewandelter Gestalt, der deutschen Gegenwartssprache eigen sind. Wenn auch mit einiger Mühe, versteht diese Sprachproben aus dem ältesten Deutsch jeder Deutschkundige.

§ 3. Sprachexterne und sprachinterne Ursachen des Sprachwandels

Die mannigfaltigen Ursachen, die die Sprachveränderung hervorrufen, sind von zweifacher Natur. Die einen haben sprachexternen (außersprachlichen) Charakter – es sind verschiedene Aspekte des gesellschaftlichen Lebens, für die die Sprache empfindlich ist, das sog. außersprachliche Milieu und dessen Anforderungen an die Sprache. Die anderen sind sprachinterner (inersprachlicher) Natur; diese sind im Sprachkörper selbst, im inneren Mechanismus der Sprache verankert. In diesem Paragraphen werden sie nur skizzenhaft behandelt. Näheres über die konkreten Formen der Sprachveränderung im Deutschen und deren Ursachen soll sich aus der nachfolgenden Darstellung der deutschen Sprachgeschichte ergeben.

Sprache und Gesellschaft. Den sprachexternen Ursachen der Sprachveränderung liegt die unlösliche Verbindung von Sprache und Gesellschaft zugrunde. Die Sprache ist bekanntlich ein soziales Phänomen. Sie entsteht mit der menschlichen Gesellschaft, entwickelt sich mit ihr, sie ist die materielle Hülle des Denkens und ein Medium des Verkehrs unter den Menschen. Die Sprache ändert sich, indem sie sich ihrem Wesen als Kommunikationsmittel gemäß fortwährend dem in der Entwicklung begriffenen sozialen Milieu anpasst und indem sie sich selbst an der Fortentwicklung dieses Milieus als eine schöpferische Kraft beteiligt. Unter den mannigfaltigen außersprachlichen Ursachen der Sprachveränderung seien hier die wichtigsten genannt.

An der Wiege der Nationalsprachen der Gegenwart mit ihren Grenzen und Verwandtschaftsbeziehungen standen Migrationen der Völker in deren Frühgeschichte sowie mehrfache, jahrhundert- ja jahrtausendlang währende Kontakte zwischen ihnen; sie bestimmten die Bildung von Sprachfamilien, deren eventuelle interne Gliederung und den Charakter der Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den Sprachen im Rahmen von Sprachfamilien.

Die sprachlichen Kontakte spielten auch im weiteren eine wichtige Rolle in der Entwicklung aller Sprachen. Sie führten zur gegenseitigen Beeinflussung von Sprachen, zu zahlreichen Entlehnungen im Wortschatz und im grammatischen Bau der Sprachen. Auch in der neuesten Zeit sind die Auswirkun-

gen sprachlicher Kontakte unverkennbar. Ihnen entstammen eine sehr bedeutende und immer wachsende Schicht von internationaler Lexik im Wortschatz der modernen Sprachen sowie die Entlehnung von Wörtern und zahlreiche Neuprägungen auf Grund von Lehnübersetzung und Lehnbedeutung. Eine Auswirkung sprachlicher Kontakte im neuesten Deutsch sind zum Beispiel zahlreiche Neuprägungen im deutschen Wortschatz unter dem Einfluss der russischen Sprache, die den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft in der DDR widerspiegeln (vgl. die Lehnübersetzungen und Lehnbedeutungen Plan, Planjahr, Planerfüllung, Plansoll, Selbstverpflichtung, vorfristig, Volkseigentum, Volkssolidarität, Friedenslager, sozialistisches Lager, Brigade, Aktivist, Pionier, Pionierarbeit, Pionierhaus u. a. m.); es sind auch zahlreiche Modewörter im Bereich von Film, Funk, Fernsehen, Sport, Mode, auch viele Jargonwörter englisch-amerikanischer Herkunft, die ins Deutsche eingedrungen sind und vorzugsweise in der BRD, zum Teil aber auch in der DDR Verbreitung gefunden haben (vgl. *Baby, Boom, Bestseller, Dress, Drink, Cocktail, Party, Shorts, Star, Story, Playboy, Dope* u. a. m.).

Sozialhistorisch bedingt ist auch die Herausbildung von sog. Sprachgemeinschaften, d. i. von staatlich zusammengefassten Sprachkollektiven. So hängt zum Beispiel die Herausbildung des Deutschen, des Englischen, des Niederländischen, d. i. der modernen westgermanischen Sprachen mit der staatlichen Zusammenfassung einzelner alter westgermanischer Stämme zusammen beim Übergang vom späten Stadium der Urgesellschaft zum Feudalismus zuerst in entsprechende Feudalstaaten und später, in der frühbürgerlichen Zeit, in entsprechende Nationalstaaten. Auch die Existenz mehrerer Varianten der deutschen Gegenwartssprache (Binnendeutsch, Österreichisch, Schweizerdeutsch) hängt mit den historisch bedingten Zusammenfassungen der Deutschsprechenden in drei staatlich begrenzte Sprachgemeinschaften in den deutschen Staaten – der DDR und der BRD, in Österreich und in der Schweiz zusammen.

Oben war bereits von dem Zusammenhang zwischen verschiedenen Existenzformen der Sprache und den einander ablösenden Gesellschaftsformationen die Rede (s. § 1). Dem Wandel der Existenzformen der Sprache liegt die Änderung der Kommunikationsverhältnisse und der Kommunikationsbedürfnisse auf verschiedenen Stufen der Entwicklung der Gesellschaft zugrunde.

Der Fortschritt im Bereich von Wissenschaft und Technik, der Wandel auf ideologischem Gebiet, die Änderung der ästhetischen Ansichten der Gesellschaft üben ebenfalls einen ständigen Einfluss auf die Sprache aus, vor allem auf ihren Wortschatz und auf die Entwicklung der Sprachstile.

Immanente Entwicklung des Sprachkörpers. Der Einfluss des außersprachlichen Milieus auf die anderen Glieder des Sprachkörpers, auf das phonologische System und den grammatischen Bau einer Sprache, ist meistens ein nur mittelbarer. Im Vordergrund stehen in diesem Fall die intralinguistischen Ursachen der Sprachveränderung, eine immanente Entwicklung des Sprachkörpers nach seinen eigenen Gesetzen. Diese Gesetze sind noch sehr wenig geklärt, weshalb die Ursachen eines Wandels durchaus nicht

immer klar auf der Hand liegen. Es dürfte aber soviel feststehen, dass man zwischen einem primären innersprachlichen Wandel und einem sekundären systembedingten innersprachlichen Wandel zu unterscheiden hat.

Es gibt mehrere Hypothesen über die Ursachen des primären Wandels im phonologischen System der Sprache. Aus lautphysiologischer Sicht erklärt man den Lautwandel durch die Tendenz zur Vereinfachung der Artikulation und zur Ersparung der Arbeit der Sprechorgane, das heißt durch eine Art von Sprachökonomie (vgl. den Wandel *kt* > *hr*; lat. *octo* – ahd. *ahto* 'acht'). Aus phonologischer Sicht erklärt man den primären Lautwandel dadurch, dass jedes Phonem in der Rede durch mehrere Varianten vertreten wird. Unter dem Einfluss verschiedener Positionsverhältnisse können sich diese Varianten zu selbständigen Phonemen entwickeln, wodurch neue Phoneme entstehen (vgl. die Entwicklung der mittelhochdeutschen positionsbedingten Varianten eines Phonems [x] und [ç]: mhd. *machen* – *mich* zu selbständigen Phonemen im heutigen Deutsch: *brauchen* – *Frauchen*). Manchmal sucht man aber auch den Lautwandel unter Heranziehung der Substrattheorie zu erklären, d. i. durch Sprachmischung und durch die Übertragung gewisser Artikulationsgewohnheiten aus einer Sprache in die andere.

Ein systembedingter Lautwandel ist das Resultat der Tendenz zur Ausgewogenheit der Elemente eines Systems bzw. eines Teilsystems. So führte zum Beispiel die Veränderung der Akzentverhältnisse in den germanischen Sprachen, und zwar der Übergang vom freien Wortakzent zur starken Anfangsbetonung, zur Abschwächung der Silben im Wortauslaut und zur Verbreitung eines schwachtonigen [ə] (vgl. ahd. *machôn* > *machen* ['maxən], ahd. *wārun* > *waren* ['wa:rən]).

Der systembedingte Sprachwandel erfasst sehr oft verschiedene Glieder des Sprachkörpers. So macht der durch die Veränderung der Akzentverhältnisse hervorgerufene Sprachwandel nicht bei der obengeschilderten Abschwächung der unbetonten Vokale halt, sondern er greift auch in das System der Morphologie ein, indem die Abschwächung der unbetonten Vokale zur erheblichen Vereinfachung und Vereinheitlichung der Formenbildung der Wörter führt (vgl. die Vereinfachung der Flexion im Präsens der starken Verben: ahd. Sg. 1. *gib-u*, 2. *gib-ist*, 3. *gib-it*; Pl. 1. *geb-amēs*, 2. *geb-et*, 3. *geb-ant* mit den entsprechenden Formen der Gegenwartssprache: Sg. 1. *geb-e*, 2. *gib-st*, 3. *gib-t*; Pl. 1. *geb-en*, 2. *geb-t*, 3. *geb-en*).

Zu den innersprachlichen Ursachen des Sprachwandels soll man auch das ständige Streben nach Vervollkommenheit der sprachlichen Ausdrucksmittel zählen. In der Geschichte der deutschen Morphologie fand dieses Streben seinen Ausdruck in der Entstehung neuer Tempusformen (die altgermanischen Sprachen hatten nur zwei Tempora: das Präsens und das Präteritum), in der Entwicklung des Artikels, dieses feinen und gelenkigen Ausdrucksmittels der kommunikativen Satzperspektive, in der Vermehrung von Präpositionen und Konjunktionen, was die Ausdrucksmöglichkeiten der syntaktischen Fügung im einfachen und komplexen Satz steigerte. Die Entwicklung der grammatischen und lexikalischen Synonymie ist ebenfalls ein Ergebnis der Fortentwicklung der Ausdrucksmittel der Sprache.

Das Ineinandergreifen außer- und innersprachlicher Faktoren der Sprachveränderung. Es besteht keine unüberbrückbare Kluft zwischen außersprachlichen und innersprachlichen Ursachen des Sprachwandels. Beide wirken sehr oft in engster Verbindung miteinander.

Die Verquickung intralinguistischer und extralinguistischer Ursachen des Sprachwandels findet nicht nur bei der Entwicklung der inhaltlichen Seite grammatischer und lexikalischer Einheiten sowie der stilistischen Komponente der Sprache statt, sie ist auch beim Lautwandel möglich. Oben wurde das Substrat als eine der möglichen Ursachen des Lautwandels erwähnt; seine extralinguistische Natur liegt auf der Hand. Aber auch wenn der Lautwandel durch lautphysiologische Ursachen erklärt werden muss, was bei weitem häufiger vorkommt und zweifellos auf rein innersprachliche Ursachen zurückzuführen ist, können extralinguistische Momente mit im Spiele sein. Ein Beispiel dafür ist die sog. althochdeutsche Lautverschiebung (vgl. nd. *water, open, maken* – hd. *wasser, offen, machen*; nd. *tīd, setten, holt* – hd. *zeit, setzen, holz*). Sie entwickelte sich im 6. Jh. in den südlichen westgermanischen Dialekten (im Bairischen und im Alemannischen) als ein innersprachlich bedingter primärer Lautwandel und wurde zwischen 500 und 1200 auch von den Franken angeeignet. Im fränkischen Sprachraum verbreitete sie sich wellenartig aus, zuerst und am intensivsten in Mainfranken, im ursprünglichen alemannischen Gebiet, das 496 von den Franken erobert wurde, und im südfränkischen Raum, an der fränkisch-schwäbischen Grenze. Die Vermischung der Franken mit den Alemannen und die späteren sprachlichen Ausstrahlungen aus Bayern und Schwaben bedingten mehrere Berührungspunkte zwischen diesem Teil des Fränkischen und dem Bairischen und Alemannischen, darunter auch die frühe und besonders intensive Übernahme der Lautverschiebung. Nordwärts verlor die Ausbreitung der Lautverschiebung im fränkischen Sprachraum immer mehr an Intensität und bildete Abstufungen, die im Bereich des fränkischen Dialekts mehrere Untermundarten unterscheiden lassen. Wie die historische Mundartforschung erwiesen hat, fallen die Grenzen der einzelnen fränkischen Untermundarten mit den politischen Grenzen feudaler Herrschaftsgebiete zusammen, in deren Rahmen sich der mittelalterliche öffentliche Verkehr vollzog. Sind also die Ursachen des Lautwandels als solcher fast immer intralinguistischer Natur, so wird die räumliche Ausdehnung des Lautwandels, sein größerer oder geringerer Geltungsbereich im Gegenteil durchweg durch extralinguistische Faktoren bedingt, sei es durch Sprachmischung oder sprachliche Kontakte, sei es durch die historische Gestaltung von Sprachkollektiven (Sprachgemeinschaften).

§ 4. Die Wege des Sprachwandels

Sprache und Sprechen. Für das Verständnis der konkreten Wege des Sprachwandels ist die Unterscheidung von Sprache und Sprechen oder Sprechfähigkeit (*langue* und *parole* nach de Saussure) von ausschlaggebender Bedeutung. Denn jede Sprachveränderung vollzieht sich im Sprechen,

in der Sprechfähigkeit und durch die Sprechfähigkeit der Mitglieder eines Sprachkollektivs. Die Verdrängung eines Lautes, einer Wortform, eines Wortes durch andere und neue geschieht nicht von heute auf morgen und nicht im abstrakten Sprachsystem, sondern in der Sprechfähigkeit bei der Aktualisierung des Sprachsystems im Sprechakt.

Voraussetzung für die Evolution einzelner Elemente des Sprachsystems im Prozess der Sprechfähigkeit ist, dass das ideelle Element des Sprachsystems (d. i. die Invariante), sei es ein Phonem, eine Wortform, eine Wortbildungsstruktur, eine Wortfügung oder ein Satzmodell, in der Sprechfähigkeit eines Sprachkollektivs in Form von mehreren Varianten aktualisiert wird, die in jedem gegebenen Moment, das heißt in der Synchronie parallel existieren. Vgl. die Varianten des Phonems [r]: Zungenspitzen-*r*, Zäpfchen-*r*, Reibe-*r*; außerdem wird das [r] in einigen Positionen bis zur vokalischen Auflösung oder bis zur Ersatzdehnung des vorangehenden langen Vokals reduziert. Vgl. auch das Variieren im Wortlautbild: *benutzen* / *benützen*, *viskos* / *viskös*, in der Formenbildung: *des Elementes* / *des Elements*, *des Nachbarn* / *des Nachbars*, *ich wandere* / *ich wandre*, *blasser* / *blässer*, in der Wortbildungsstruktur: *Abfahrtsignal* / *Abfahrtssignal*, *Backzahn* / *Backenzahn*, *Gansbraten* / *Gänsebraten*, *bernsteinen* / *bernsteinern*, *reell* / *real*, in der Wortfügung: *sich eines Vorfalls erinnern* / *sich an einen Vorfall erinnern*, in der Satzbildung: *Es friert mich* / *Mich friert* u. a. m.

Synchronie und Diachronie. Nicht selten gehören die Varianten einer sprachlichen Einheit ihrem Ursprung nach verschiedenen Zeitperioden der Sprachgeschichte an. Vgl. *ich helfe* / *ich hülfe*, *ich stärke* / *ich stürbe*, wo die Varianten *hülfe*, *stürbe* auf die althochdeutsche Zeit zurückgehen, während die Varianten *helfe*, *stärke* nicht vor dem 16. Jh. entstanden sein konnten. Vgl. auch die Varianten *des Tages* / *des Tags*, *dem Tage* / *dem Tag*, wo die Flexionen *-es*, *-s* nach ihrem Ursprung älter sind als die Flexionen *-s*, *-ø*. Das zeugt davon, dass ein Sprachsystem auch aus synchronischer Sicht ein dynamisches System ist. Doch solange die Variierung fort dauert, haben wir noch keinen Sprachwandel vor uns. Letzterer ist eingetreten, wenn die Varianten zu selbständigen Einheiten geworden sind (vgl. die Entwicklung von [x] und [ç] zu zwei selbständigen Phonemen, s. § 3) oder wenn eine von den Varianten von den anderen Varianten verdrängt worden ist (vgl. die ehemaligen Varianten *das Teil* / *der Teil*, von denen die erste im heutigen Deutsch nur in einigen Ableitungen und Zusammensetzungen erhalten geblieben ist: *das Abteil*, *das Erbteil*, *das Pflichtteil*). Entgegen dem Begriffe der Variierung, der der synchronischen Sprachbetrachtung angehört, ist der Sprachwandel ein Begriff der Diachronie. Sie sind also grundsätzlich zu scheiden, obwohl das eine das andere voraussetzt.

Wie die vorangehenden Beispiele zeigen, führt nicht jeder einzelne Wandel in einem Teilgebiet des Sprachkörpers zum Wandel des Sprachsystems. Erst die Häufung vieler Veränderungen im Sprachkörper kann so tiefgreifende Folgen haben, dass man das gesamte Sprachsystem oder wenigstens ein ganzes Teilsystem im Rahmen des Sprachsystems (das phonologische System,

die Morphologie einer Sprache, den Wortbestand) als ein gewandeltes betrachten kann. Es bedarf dazu gewöhnlich mehrerer Jahrhunderte.

Es ist auch zu betonen, dass Synchronie und Diachronie in einem dialektischen Gegensatz zueinander stehen. So grundverschieden sie auch sind, wohnt der Synchronie auch eine gewisse Dynamik inne, während der Diachronie eine gewisse Stabilität eigen ist, die die Kontinuität der Sprache von Generation zu Generation sichert.

§ 5. Gegenstand und Aufgaben der Sprachgeschichte

Die Geschichte der deutschen Sprache ist ein Teilgebiet der Germanistik. Sie erforscht und beschreibt aus diachronischer Sicht das phonologische System, den grammatischen Bau, den Wortschatz und das System der Stile der deutschen Sprache. Ihr Forschungsgebiet sind einerseits die konstanten Charakteristiken des Sprachsystems, andererseits die Dynamik und die Haupttendenzen der Sprachveränderung.

Gegenstand der Sprachgeschichte sind außerdem die Existenzformen der deutschen Sprache, ihr sozialhistorisch bedingter Wandel und das Werden der modernen deutschen Nationalsprache.

Die Sprachgeschichte hat einen selbständigen Status als eine historische Disziplin im Rahmen der Sprachwissenschaft und ist zugleich ein wichtiges Mittel zum tieferen Verständnis der Wesenszüge eines jeweiligen modernen Sprachsystems und der gegenwärtigen Sprachsituation in einem jeweiligen Lande.

DIE DEUTSCHE SPRACHE

§ 6. Die deutsche Gegenwartssprache

Die deutsche Sprache ist die Staatssprache der Deutschen Demokratischen Republik, der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs, eine der Staatssprachen der Schweiz¹, Luxemburgs² und die Staatssprache des Fürstentums Liechtenstein.

Die Zahl der Deutschsprechenden beläuft sich in diesen Ländern auf ca. 90 Millionen Menschen.

§ 7. Die Existenzformen der deutschen Gegenwartssprache

Die deutsche Gegenwartssprache hat einige historisch bedingte Existenzformen.

¹ Die Schweiz ist ein mehrsprachiger Staat; Staatssprachen der Schweiz sind Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch.

² Staatssprachen Luxemburgs sind Französisch, Deutsch und Luxemburgisch.

Die gemeindeutsche nationale Literatursprache. Die wichtigste Existenzform der deutschen Gegenwartssprache ist die deutsche nationale Literatursprache (die deutsche Gemeinsprache / Einheitssprache, Hochsprache, Hochdeutsch)¹.

Die deutsche nationale Literatursprache ist wie jede Existenzform der Sprache eine historische Kategorie. Ihr Aufkommen hängt mit der Herausbildung der Nationen in der Epoche des sich entwickelnden Kapitalismus zusammen; ihre Weiterentwicklung geht im Rahmen der modernen bürgerlichen Nationen sowie der sozialistischen Nation, die in der DDR emporgewachsen ist, vor sich. Heute ist die deutsche nationale Literatursprache in den deutschsprachigen Staaten die Sprache der schönen Literatur und Kultur, der Wissenschaft, der Presse und des Rundfunks, die Amtssprache und Schulsprache, die Sprache des öffentlichen Umgangs und auch die gepflegte Sprache des privaten Umgangs (die literatursprachliche Alltagssprache). Ihr Wortschatz, ihr Satzbau, ihre Ausdrucksmittel, ihr Reichtum an funktional bedingten Stilarten, ihre einheitliche grammatische, lexikalische und Aussprachenorm sind das Ergebnis eines ununterbrochenen Bemühens um die Sprache vieler Generationen von Sprachkünstlern und Sprachpflegern.

In den einzelnen deutschsprachigen Staaten weist die deutsche Literatursprache gewisse Eigenheiten im Wortschatz, in der Aussprache, in Wort- und Formenbildung auf. Da sich der deutschen Sprache mehrere Nationen bedienen, handelt es sich um nationale Varianten der deutschen Literatursprache, und zwar um die deutsche Literatursprache der beiden deutschen Staaten, der DDR und der BRD (häufig als das „Binnendeutsch“ bezeichnet), um die deutsche Literatursprache Österreichs und die der Schweiz.

Deutsche Territorialdialekte. Den Gegenpol zur deutschen nationalen Literatursprache bilden die sog. Territorialdialekte. Das ist die älteste Existenzform der deutschen Sprache, die heute in schnellem Rückgang begriffen ist. Die Territorialdialekte haben sich im mittelalterlichen Deutschland im Rahmen der feudalen Grafschaften, Kleinfürstentümer und Bistümer herausgebildet, und ihre Grenzen entsprechen noch heute, wie die Mundartforschung erwiesen hat, im wesentlichen den politischen Grenzen jener Zeit. Die jahrhundertelange feudale Zersplitterung Deutschlands, die bis zur Französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen fort dauerte und erst durch die staatliche Einigung von 1871 endgültig aufgehoben wurde, trug zur Erhaltung der Territorialdialekte bis zur neuen Zeit bei; sie bedingte auch die äußerste territoriale Zersplitterung der deutschen Dialekte und die tiefgehenden Unterschiede zwischen den einzelnen Lokalmundarten im Rahmen von Dialekten. So verzeichnet zum Beispiel der Deutsche Sprachatlas 67 verschiedene mundartliche Aussprachevarianten für *was*: *was, wos, waas, woos, wäs, wes, wös, wus, waos, waus, waös, waüs, woas, woos, wois, wous; bas, bos, bäs, bais, bous; wat, wot, wät, waot, woat; wa; bat* u.a. Neben dem litera-

¹ Zu den Termini s. u.

tursprachlichen *Kartoffel* und dem literatursprachlich-umgangssprachlichen Erdapfel existieren regionale Bezeichnungen *Erdbirne*, *Grundbirne*, *Bodenbirne*, *Gummel* und ihre mundartlichen Formen: zu *Kartoffel* – *Tartoffel*, *Artoffel*, *Artuffel*, *Artüffel*, *Ärtoffel*, *Artöffels*, *Ertoffel*; in Anlehnung an *Erdapfel* – *Erdappel*, *Erpel*, *Erdtoffel*; zu *Grundbirne* – *Gromber*, *Grumber*, *Grunbir* u. a.

Man teilt die deutschen Territorialdialekte in **Niederdeutsch** (Plattdeutsch, benannt nach dem Bodenrelief des nördlichen Teils der DDR und der BRD) und **Hochdeutsch** ein, letzteres gliedert sich in **Mitteldeutsch** und **Oberdeutsch** unter.

Die weitere Einteilung des deutschen Sprachgebiets in einzelne Mundartlandschaften ist aus der Karte ersichtlich (s. S. 23).

„Reine Mundart“ ist heute infolge der Erziehung zum mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Literatursprache in der Schule, infolge des wachsenden Einflusses von Rundfunk, Film, Fernsehen, Literatur und Presse, der fortschreitenden Industrialisierung ganzer Gebiete und der Entfaltung verschiedener Formen des öffentlichen Lebens nur noch eine Relikterscheinung. So schreibt Rudolf Große, dass die Mundarten in Obersachsen nur noch von den ältesten Leuten gesprochen werden, und auch von ihnen nur dann, wenn sie unter sich sind¹. Ähnliches berichtet Ulrich Engel über die Sprachzustände im württembergischen Sprachraum: „Dorfmandarten gibt es nirgends mehr. Reste der alten Dorfmandarten finden sich noch meist bei alten Bauern. Unter ihnen gibt es noch wirkliche Mundartsprecher, Menschen also, die nur Mundart sprechen. In den Städten hingegen ist die Mundart ausgestorben. Hier finden sich nur noch quasimundartliche Reste, die wohl in der Regel nicht viel mehr als die nächste Generation überdauern werden; am Leben gehalten werden diese Überbleibsel, zumal in Kleinstädten, durch die enge Verbindung zwischen Stadt und Land sowie durch jugendliche Zuwanderer aus den umliegenden Dörfern“².

Nach Angaben einiger Sprachforscher geht die Auflösung der Lokalmundarten im niederdeutschen Sprachraum schneller als im mittel- und oberdeutschen Sprachraum vor sich³. „Reliktlandschaften“, wo die Mundart noch lebendig ist, erhalten sich nur noch vereinzelt, und auch hier nur im mündlichen Alltagsgebrauch. „Das ist heute nur noch in wenigen Gebieten der Fall“, – schreibt Gunter Bergmann, – „Meist sind es die gebirgigen Gegenden, die vom Verkehr etwas abgeschnitten sind“. Für die DDR nennt der Verfasser das Südvogtland, das südliche und westliche Thüringen und das Altenburgische⁴.

¹ Große R. Mundarten und Schriftsprache im oßersächsischen Raum.; Sächsische Heimatblätter. – 1961. – H 3.

² Engel U. Die Auflösung der Mundart. Muttersprache. – 1961. – H. 5. – S. 130.

³ Gernientz H. J. Über den Auflösungsprozess der Mundart im Norden der Deutschen Demokratischen Republik // X^{ème} Congrès International des Linguistes, Resumés des communications. – Bucarest, 1967.

⁴ Bergmann G. Mundarten und Mundartforschung. – Leipzig, 1964. – S 16; zu den Mundarten in Thüringen s. auch Rosenkranz H. und Spangenberg K. Sprachsoziologische Studien in Thüringen. – B., 1963.



Deutsche Mundarten

Städtische Halbmundarten und Umgangssprache. Zwischen der nationalen Literatursprache und den Lokalmundarten steht eine dritte Erscheinungsform der deutschen Gegenwartssprache, die verschiedenartig abgestuften Abarten von Umgangssprache, die im Gegensatz zu den in Auflösung begriffenen Lokalmundarten eine weitverbreitete Sprachform

sind¹. Die Umgangssprache unterscheidet sich von den Lokalmundarten grundsätzlich als eine übermundartliche bzw. intermundartliche Sprachform mit mehr oder weniger großflächigem Geltungsbereich. Die nächsten zeitlichen Vorgänger der Umgangssprache waren die sog. städtischen Halbmundarten und die spätmittelalterlichen Verkehrssprachen. Die städtischen Halbmundarten bildeten sich in der frühbürgerlichen Zeit mit dem Aufkommen und mit dem Wachstum der Städte durch Sprachmischung und Sprachausgleich heraus, sie entwickelten sich, indem die primären Merkmale, das heißt die auffälligsten Merkmale einzelner Lokalmundarten, die den Sprechenden und den Zuhörern deutlich bewusst waren, beseitigt und nur die sekundären, die weniger auffälligen Besonderheiten der heimischen Mundart beibehalten wurden. Diesen Prozess kann man am Beispiel Berlins verfolgen, wo bis zum 16. Jh. die lokale niederdeutsche Mundart im mündlichen und schriftlichen Gebrauch herrschte. Nach der Lösung der alten Verbindung mit den Hansestädten Norddeutschlands gingen Berlin und seine Umgebung im 16.–18. Jh. zum Hochdeutschen über. Obwohl die lautliche Grundlage der Berliner Halbmundart das Niederdeutsche geblieben war, waren in ihr alle primären Merkmale des Niederdeutschen verlorengegangen². Anstelle der nd. *water, open, maken* verbreiteten sich hd. *Wasser, offen, machen*; anstelle der undiphthongierten nd. *īs, hūs, lūd* – hd. *Eis, Haus, Leute*. Von den sekundären Merkmalen des Niederdeutschen sind jedoch viele bis heute erhalten geblieben, z.B. *p* für *pf* (*appel* 'Apfel', *kopp* 'Kopf', *stump* 'stumpf'), im Wortanlaut *d* für *t* (*doll* 'toll', *dochter* 'Tochter' u. a.). In der neuesten Zeit wird auch das anlautende *j* für *g*, das für das Berlinisch so charakteristisch war (*jut* 'gut', *Jans* 'Gans', *jehn* 'gehen'), immer mehr verdrängt. Auch die primären morphologischen Merkmale des Niederdeutschen sind in der Berliner Umgangssprache geschwunden, während einige sekundäre Merkmale des Niederdeutschen erhalten geblieben sind, z. B. *hebben* für *haben* (Prät. *hadde* oder *hét*, 2. Part. *jähāt*), die Unsicherheit im Gebrauch des Dativs und Akkusativs (*mir* – *mich*, *dir* – *dich*), die auf den Einfluss der niederdeutschen Einheitsformen D. A. *mī, di* zurückgeht, u. a. m. Infolge des Sprachausgleichs entstanden in einigen Sprachräumen Deutschlands bereits im 15. und 16. Jh. auch landschaftliche Verkehrssprachen, die zum intermundartlichen Verkehr dienten³.

Heutzutage sind **großlandschaftliche Umgangssprachen** bzw. **Ausgleichssprachen** (z. B. Obersächsisch, Berlinisch, Pfälzisch, Bairisch-schwäbisch, Württembergisch u. a. m.) die Hauptart von Umgangssprache nicht nur in den Städten und Industriegebieten, sondern auch auf dem Lande. Sie existieren parallel zur literatursprachlichen Alltagssprache und un-

¹ Es ist zu beachten, dass der Begriff *Umgangssprache* in der modernen Sprachforschung eben auf die Bezeichnung der hier in Rede stehenden Zwischenschicht zwischen Mundart und nationaler Literatursprache (Hochsprache) spezialisiert und von der *Alltagssprache* als funktionaler Stil sowie vom Slang und vom *Jargon* unterschieden wird.

² Shirmunski V. M. Deutsche Mundartkunde. – B., 1962. – S. 614.

³ Гухман М. М. Понятие «литературный язык». Общее языкознание. Формы существования, функции, история языка. – М., 1970. – С. 527.

terscheiden sich von ihr durch größere oder geringere landschaftliche Färbung. Zur Veranschaulichung der Sprachverhältnisse, die die großland-schaftlichen Umgangssprachen (Verkehrssprachen) in unserer Zeit charakterisieren, bringen wir folgende Darstellung der obersächsischen Umgangssprache durch Gunter Bergmann: „*Reeχn weer mōr griiχn*“ sagt man, wenn man den Sachsen irgendwo wegen seiner Sprechweise necken will, und meint damit, dass die beiden Sätze „Regenwürmer kriechen“ und „Regen werden wir kriegen“ für ihn lautlich zusammenfallen. Dieser Spott trifft wie meist solche sprachliche Neckereien zwischen den einzelnen Landschaften ins Schwarze. Aber auf die Mundarten des obersächsischen Raumes ist er nicht zu beziehen. Hier würde es nämlich ganz anders heißen, z. B. im Westergebirgischen:

reeχwaarmōr griiχ „Regenwürmer kriechen“.

reeχ waar mōr griiχ „Regen werden wir kriegen“.

oder im Meiβnischen:

raanweermōr griiχ „Regenwürmer kriechen“.

raan weer mōr graen „Regen werden wir kriegen“.

Die eigentlichen obersächsischen Mundarten sind also mit dieser Sprachneckerei nicht gemeint. Sie trifft für die Sprache der Städte (z. B. Dresden, Leipzig, Karl-Marx-Stadt) und überhaupt für die meisten Leute zu, die keine Mundart – aber eben auch keine Hochsprache – sprechen. Diese haben den Bereich der Mundart verlassen, um „besser“ zu sprechen, der Hochsprache näher zu kommen, und sie stehen nun zwischen den beiden Normen. Das wird auch aus unserem Necksprüchlein schon deutlich. Das mundartliche *reeχ*, *raan* „Regen“ ist zu auffällig, es wird aufgegeben – aber nicht hochsprachliches *reegan* tritt dafür ein, sondern eben *reeχn*. Ganz ähnlich ist es bei „kriegen“, wofür *graen*, *griiχ* nicht etwa *kriiχn*, sondern *griiχn* steht¹.

Die Umgangssprache weist je nach dem Grad der lokalen Färbung mannigfache Abstufungen auf je nach Alter und Bildungsgrad der Sprecher und je nach der Sprechsituation (Familienumgang, Alltagsverkehr, Großbetrieb oder LPG, öffentliches Leben). Rudolf Große schildert die entsprechenden Sprachzustände im Meiβnischen wie folgt: „Durch die einzelne Familiengemeinschaft zieht meistens schon das Durcheinander und Nebeneinander von mundartlichen und umgangssprachlichen Formen. Häufig erscheinen sie im intimeren Bereich gleichberechtigt und bisweilen entsprechend unbewusst. Da spricht etwa der Großvater noch: *s ward bāe anfaη mid rāin* „es wird bald anfangen zu regnen“. Sein Sohn redet auch noch recht *bauor* „bäuerlich“: *s ward balā anfaη mit rān*. Die Schwiegertochter aber lächelt schon darüber und würde immer sagen: *s wārd baldā anfaη mit rāχn*. Bei ihren Kindern dringt sie auf „gutes Sprechen“, die Schule erstrebt das gleiche Ziel. Deshalb sagen die Kinder gewöhnlich, wenn sie erst dem Einfluß des Großvaters entwachsen sind: *s werd baldā anfaη dse rāχn*. Schließlich erscheint auch eine gehobene Form aus dem

¹ Bergmann G. Op. cit. – S. 12–13.

Dorf, die Sprechweise der Gebildeten, die wir nicht mehr zur obersächsischen Umgangssprache rechnen können, weil sie die als typisch „sächsisch“ empfundenen Eigenheiten, also wiederum die primären Merkmale der obersächsischen Umgangssprache meidet. Es ist Hochsprache auf obersächsischer Artikulationsbasis, während die Umgangssprache noch einige kennzeichnende Mundartelemente enthält, z. B. die Monophthonge *e* und *o* < mhd. *ei*, *ou* und das *ae* < mhd. *iu*, zu dem mhd. *öu* getreten ist. Der Lehrer oder Pfarrer würde seine Meinung über das Wetter etwa so fassen: *s wird bald anfan dsu rēxnen*¹.

Beziehungen zwischen den einzelnen Existenzformen der deutschen Sprache. Die ständige Wechselwirkung zwischen Mundart, den vielfachen Abstufungen der Umgangssprache und der Literatursprache finden ihren Ausdruck in der sog. Zweisprachigkeit der meisten Deutschsprecher, für die Deutsch die Muttersprache ist und die je nach der sozialen Sprechsituation verschiedene Sprachformen verwenden oder wenigstens verstehen. So schreibt Heinz Rosenkranz über den Einfluss der Industrialisierung auf die Entwicklung der Zweisprachigkeit bei den ehemaligen Mundartsprechern: „Neben die Mundart im Familienkreis tritt die Umgangssprache am Arbeitsplatz“². Der Lehrer und der Pfarrer aus Obersachsen in der oben zitierten Darstellung der Sprachverhältnisse im Meißenischen sprechen die Hochsprache (Literatursprache), verstehen aber die landschaftliche Umgangssprache und wohl auch die Lokalmundart und können sie wahrscheinlich bei Gelegenheit auch selbst sprechen.

Die Wechselwirkung zwischen den einzelnen Existenzformen der deutschen Sprache findet ihren Ausdruck auch in deren ständiger gegenseitiger Beeinflussung. Aus der Literatursprache kommen in die Umgangssprache immer mehr Berufswörter und Termini, die von der letzteren assimiliert werden, sowie weitere Ausgleichs- und Angleichungsimpulse nicht nur im Bereich des Wortschatzes, sondern auch im Bereich der Aussprache und der „grammatischen Richtigkeit“. Dem Einfluss landschaftlicher Umgangssprachen verdankt aber die Literatursprache zahlreiche territoriale Dubletten, z. B. *Junge* – *Bube*, *Tasse* – *Schale*, *Tischler* – *Schreiner*, *Treppe* – *Stiege*, *Schlächter* – *Fleischer* – *Metzger*, *fegen* – *kehren*, *klingeln* – *läuten* – *schellen* u. a. m.

§ 8. Die nationalen Varianten der deutschen Literatursprache

Divergenzen in Wortschatz, Aussprache, grammatischer Norm. In den einzelnen deutschsprachigen Ländern weist die deutsche Literatursprache gewisse Eigenheiten im Wortschatz, in der Aussprache, zum Teil auch in der Wort- und Formenbildung auf. So sagt man in Österreich *heuer* 'in diesem Jahr', *Zipfverschluss* 'Reißverschluss', *Jänner* 'Janu-

¹ Große R. Die meißnische Sprachlandschaft. – Halle (Saale), 1955. – S. 30.

² Rosenkranz H. Op. cit. – S. 15.

ar', *Kleiderkasten* 'Kleiderschrank'; man gebraucht die Verkleinerungsformen *Würstel* 'Würstchen', *Büchel*, *Büchl*, *Bücherl* 'Büchlein', man spricht [k] statt [ç] in den Wörtern *wenig*, *befriedigt* u. a., ein stimmhaftes [z] in *Röslein*, ein [k] in *Chemie*, *chinesisch*¹. Der Duden verzeichnet zum Beispiel: *Keks*, *der* od. (österr. nur:) *das*, *Wesf.* = (österr. nur so) od. *-kses*, *Mz.* – od. *-kse*; *-farbig*, österr. auch *-färbig*; *glatt*, *glatter* auch *glät-ter* (österr. nur: *glatter*), *glatteste* auch *glätteste* (österr. nur: *glatteste*); *Etage* [–'ta:ʒə], österr. [–'ta:ʒ] u. a.². Das Österreichische Wörterbuch bringt das Perfekt von *sitzen*, *liegen*, *stehen* mit Sperrdruck: *bin geses-sen*, *bin gelegen*, *bin gestanden* entgegen der deutschen Norm: *habe ge-sessen*, *habe gelegen*, *habe gestanden*³.

In der Schweiz heißt es *Rundspruch* 'Rundfunk', *Unterbruch* 'Unterbre-chung', *innert* 'innerhalb', *Bauernsame* 'Bauernschaft', *Abdankung* 'Trau-erfeier', *anläuten* 'telefonisch anrufen'. Der Duden bringt folgende Eigentüm-lichkeiten der schweizerischen Norm: *Achtel*, *das* (schweiz. *der*), *-s*, *-*; *bei-derseits*, schweiz. *beidseits*; *Couch* [kaut], *die* (schweiz. auch *der*), *-*, *-es* österr. u. schweiz. [–tʃiz] u. a.⁴.

Divergenzen im Sprachusus. Die Besonderheiten der deutschen Lite-ratursprache in verschiedenen deutschsprachigen Ländern treten noch stär-ker hervor, will man nicht nur die Sprachsubstanz (die Lautgestalt der Wörter, Divergenzen in Wort- und Formenbildung, die Aussprache), son-dern auch den unterschiedlichen Sprachusus (die Sprachgewohnheiten der Deutschsprecher in diesen Ländern) berücksichtigen. Paul Kretschmer zeigt das an einem Gespräch zwischen einem Berliner und einem Wiener. Ein Berliner tritt in einen Wiener Laden und verlangt eine Reisemütze. Der Verkäufer berichtigt: „Sie wünschen eine Reisekappe?“ – und legt ihm einige vor. Der Berliner bemerkt: „Die bunten liebe ich nicht“. Der Ver-käufer übersetzt dies in sein Deutsch: „Die farbigen gefallen Ihnen nicht“, denn der Wiener liebt nur Personen, aber nicht Sachen. Der Berliner fragt schließlich: „Wie teuer ist diese Mütze?“ und macht sich unbewusst eines groben Berlinismus schuldig. „Teuer“ bedeutet ja einen den normalen Preis übersteigenden, übertrieben hohen Preis. „Wie teuer ist dies?“ heißt also „Wie übermäßig hoch ist der Preis?“. Der Wiener sagt nur: „Was kostet das?“. Der Berliner sucht die Kasse und findet nur die Kassa. Er verlässt den Laden, weil es früh ist, mit dem Gruß „Guten Morgen“ und erregt die Verwunderung des Wieners, der diesen Gruß nur bei Ankunft und nicht beim Abschied gebraucht. Der Wiener selbst erwidert den Gruß mit „Hab

¹ Zur deutschen Literatursprache in Österreich s. *Riesel E.* Der Stil der deutschen Alltags-rede. – M., 1964. – S. 6 ff.; *Rizzo-Bauer H.* Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in Österreich und in Südtirol // *Duden-Beiträge. Sonderreihe.* – Mannheim, 1962. – H. 5.; *Домашнев А. И.* Очерк современного немецкого языка в Австрии. – М., 1967.

² *Der Große Duden.* Rechtschreibung. – 16. Aufl. – Leipzig: VEB Bibliographisches Institut, 1969.

³ Österreichisches Wörterbuch. – 20. Aufl.

⁴ *Der Große Duden.* Rechtschreibung. – S. 78.

die Ehre, guten Tag“, was wieder den Berliner in Erstaunen setzt, denn den Gruß „Guten Tag“ kennt er umgekehrt nur bei der Ankunft, nicht beim Weggehen“¹.

Die Eigenheiten der deutschen Sprache in Österreich und in der Schweiz sind in diesen Ländern in die Sprachnorm der Literatursprache eingegangen. Sie sind von der schöngeistigen Literatur und Presse, von den Wörterbüchern und von den Schriften der Sprachpfleger kodifiziert. Das heißt, dass die deutsche Literatursprache wie jede Sprache, die von mehreren Nationen gesprochen wird, mehrere nationale Varianten aufweist, und zwar mindestens drei. Es sind das Binnendeutsch in der DDR und in der BRD, die österreichische Variante der deutschen Literatursprache und die schweizerische Variante der deutschen Literatursprache im deutschsprachigen Teil der Schweiz (über die deutsche Sprache in Luxemburg und im Fürstentum Liechtenstein s. w. u.).

Die Sprachsituation in den einzelnen deutschsprachigen Ländern.

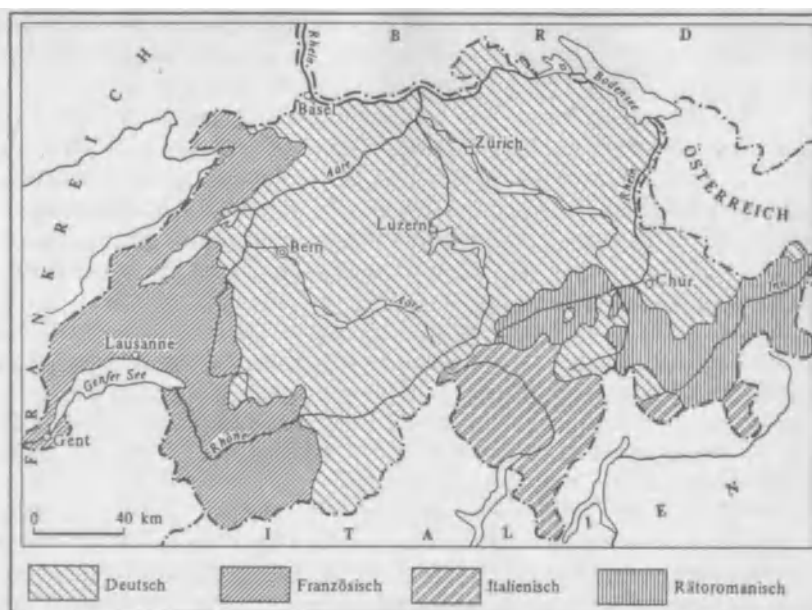
Auch die Sprachsituation in den einzelnen deutschsprachigen Ländern ist verschieden, was mit zur Charakteristik der einzelnen nationalen Varianten der deutschen Sprache gehört.

Die Sprachverhältnisse im Binnendeutsch (die Beziehung von Literatursprache und Umgangssprache, die Stellung von Lokalmundarten) sind oben behandelt worden (s. § 7). Die Beziehungen zwischen den einzelnen Existenzformen der deutschen Sprache in Österreich haben einen im wesentlichen ähnlichen Charakter, nur dass die landschaftlichen Unterschiede hier ausgenommen das alemannische Gebiet Vorarlberg und Südtirol geringer als im Binnendeutsch sind und dass die Wiener Umgangssprache eigentlich die Geltung einer landschaftlich unbegrenzten, gemeinösterreichischen Umgangssprache besitzt und sich mit der mündlichen Form der Literatursprache sehr eng berührt.

Eine eigentümliche Sprachsituation besteht im deutschsprachigen Teil der Schweiz. Hier fungiert die deutsche Literatursprache vorwiegend als die Schriftsprache – als die Sprache der schöngeistigen Literatur, der Wissenschaft und der Presse. Im mündlichen Gebrauch ist die Literatursprache auf den Umgang mit Ausländern und auf das öffentliche Leben beschränkt. Sie wird in der Bundesversammlung, in den obersten Gerichtsbehörden, zum größten Teil auch in der kirchlichen Predigt, an der Universität und der höheren Schule verwendet. Im privaten Umgang jedoch wird in Stadt und Land, von den Angehörigen aller Gesellschaftsklassen das *Schwyzertütsch* 'Schweizerdeutsch' gesprochen, das sich im Laufe des 19. Jh. aus den einzelnen schweizerdeutschen Lokalmundarten entwickelt hat und trotz einiger lokaler Unterschiede eine Art Schweizer Koine² (überlandschaftliche Gemeinsprache) ist. Das Schwyzertütsch wird auch in den Kantonalräten gebraucht, in der örtlichen Selbstverwaltung, als Hilfssprache im Unterricht in der Volksschule, ja in einer gelehrten Diskussion – die weißen Blutkörperchen heißen

¹ Kretschmer P. Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. – Wien, 1918. – S. 1 f.

² Koine – [koy'ne:]



Die Sprachen der Schweiz

dabei wiíße *Bluetchörperli*, der Sauerstoff – *Suurstoff*, die erste Lautverschiebung – *erschte Lautverschiebig*. Die eigentlichen Lokalmundarten sind sehr stark differenziert und sind auch heute noch, besonders in den alpinen Landteilen lebendig. Die Schweiz hat auch eine reiche Mundartdichtung.

Eine eigenartige Sprachsituation hat sich auch in Luxemburg entwickelt. Historisch bedingt ist hier das Nebeneinanderbestehen von zwei Staatssprachen, des Französischen und als zweite Sprache des Deutschen. Die heimische Sprache Luxemburgs ist aber das Luxemburgische (*Letzeburgisch*, *Letzebursch*), das sich auf Grund der moselfränkischen Mundart der deutschen Sprache zur Umgangssprache der gesamten Bevölkerung Luxemburgs entwickelt hat. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde das Luxemburgische als eine der drei Staatssprachen anerkannt. Es besteht eine Literatur und Presse auf Luxemburgisch. Es ist auch Unterrichtsfach in der Grundschule und in der Mittelschule.

Die deutsche Sprache in Liechtenstein steht unter starkem Einfluss der schweizerischen Variante der deutschen Literatursprache.

Das Binnendeutsch in beiden deutschen Staaten bleibt trotz der durch die Politik der Westmächte nach dem zweiten Weltkrieg herbeigeführten Bildung von zwei deutschen Staaten eine einheitliche nationale Variante der deutschen Sprache. Die sprachlichen Folgen der politischen Spaltung Deutschlands in zwei Staaten mit verschiedener Gesellschaftsordnung, verschiedener Weltanschauung und Kultur betreffen vor allem die politische Schicht des Wortschatzes der deutschen Gegenwartssprache. Es handelt sich um verschiedene Deutung und Bedeutungsentwicklung solcher Termini wie *Aggression*, *Parlamente*

tarismus, Pazifismus, Kosmopolitismus u. a. In der DDR entwickelten sich auch zahlreiche Neuwörter und -bedeutungen, die den Aufbau des Sozialismus in der DDR und die Entwicklung einer neuen Weltanschauung widerspiegeln, z. B. *volkseigen, Volksarmee, Volkskunstbewerb, Verdienter Lehrer des Volkes, Held der Arbeit, Aktivistenehrung, Arbeiter- und Bauernfakultät, Arbeiter- und Bauern-Macht, -Regierung, -Staat*. Viele Neuprägungen im politischen Wortschatz der deutschen Sprache der DDR sind in Anlehnung an die bereits bestehenden Prägungen der russischen Sprache entstanden, die gleiche Begriffe und Realien bezeichnen, z. B. *Volkssolidarität, Friedenswacht, Selbstverpflichtung, Kulturhaus* u. a.

Ein Unterschied im Wortschatz der deutschen Sprache in der DDR und in der BRD entsteht auch durch einen besonderen Kolorit, den der deutschen Sprache in der BRD zahlreiche Amerikanismen geben, die den Wortschatz der deutschen Sprache in der BRD überfluten, während sie in der DDR viel mäßiger gebraucht werden, z. B. *Teeparty, Job, Manager, Story, Playboy, Drink, Dress, smart, fading* u. a. m.

Doch bleiben sowohl der weitaus überwiegende Teil des Wortschatzes der deutschen Sprache als auch die Sprachnorm im Bereich von Aussprache, Grammatik und Orthographie in beiden deutschen Staaten identisch, so dass kein Grund besteht, von verschiedenen Varianten der deutschen Literatursprache in der DDR und in der BRD zu reden.

§ 9. Verwandtschaftsbeziehungen der deutschen Sprache

Die germanische Sprachgruppe. Die deutsche Sprache gehört zum germanischen Sprachzweig der indoeuropäischen Sprachfamilie.

Die Verwandtschaft der germanischen Sprachen beruht auf gemeinsamer Abstammung von den Stammesdialekten der alten Germanen, die um die Mitte des I. Jahrtausends v. u. Z. rund um die westliche Ostsee, zwischen der Oder und der Elbe, in Jütland und in Skandinavien lebten und in einige große Stammesverbände zusammengeschlossen waren. Mit dem Wachstum der Stämme und der dadurch bedingten Aufspaltung vollzog sich noch vor Beginn unserer Zeitrechnung die sprachliche Aufspaltung, die zur eigenständigen Entwicklung der germanischen Stammesdialekte und zur Herausbildung mehrerer germanischer Sprachen führte.

Gliederung der germanischen Sprachen der Gegenwart. Die germanischen Sprachen der Gegenwart gliedern sich in:

nordgermanische Sprachen

Schwedisch

Dänisch

Norwegisch

Isländisch und

Färöisch¹;

¹ Färöisch ist die Sprache der Färöer, gesprochen auf den Färöern (Inselgruppe in Nordatlantik).

westgermanische Sprachen

Deutsch

Englisch

Niederländisch¹

Friesisch² und

Afrikaans³.

Übereinstimmungen im Wortbestand, Lautbestand und in der Wort- und Formenbildung. Die Verwandtschaft der germanischen Sprachen ist auch heute trotz jahrhundertelanger eigenständiger Entwicklung unverkennbar. Sie kommt im gemeingermanischen Wortschatz, in der Ähnlichkeit vieler grundlegender Elemente der morphologischen Struktur, in gemeinsamen Wortbildungsmitteln zum Ausdruck.

Als Beispiel des gemeingermanischen Wortschatzes seien folgende Wortgleichungen angeführt:

d.	<i>Vater</i>	<i>Wort</i>	<i>neu</i>	<i>frei</i>	<i>bringen</i>	<i>kommen</i>
e.	<i>father</i>	<i>word</i>	<i>new</i>	<i>free</i>	<i>bring</i>	<i>come</i>
nl.	<i>vader</i>	<i>woord</i>	<i>nieuw</i>	<i>vrij</i>	<i>brengen</i>	<i>komen</i>
schw.	<i>fader</i>	<i>ord</i>	<i>ny</i>	<i>fri</i>	<i>bringa</i>	<i>komma</i>

Die Ähnlichkeit in Formenbau und Wortbildung sollen folgende Beispiele veranschaulichen:

a) Der Ablaut in den Grundformen der starken Verben:

d.	<i>trinken</i>	–	<i>trank</i>	–	<i>getrunken</i>
e.	<i>drink</i>	–	<i>drank</i>	–	<i>drunk</i>
nl.	<i>drinken</i>	–	<i>dronk</i>	–	<i>gedronken</i>
schw.	<i>dricka</i>	–	<i>drack</i>	–	<i>drucken</i>

b) Bildung der analytischen Formen des Verbs:

d.	<i>ich habe getrunken</i>
e.	<i>I have drunk</i>
nl.	<i>ik heb gedronken</i>
schw.	<i>jag har druckit</i>

c) Bildung der Steigerungsstufen der Adjektive,

d.	<i>lang</i>	–	<i>länger</i>	–	<i>längst</i>
e.	<i>long</i>	–	<i>longer</i>	–	<i>longest</i>
nl.	<i>lang</i>	–	<i>langer</i>	–	<i>langst</i>
schw.	<i>lång</i>	–	<i>längre</i>	–	<i>längst</i>

¹ Niederländisch ist die Staatssprache der Niederlande (Nordniederländisch) und des flämischen Teils Belgiens (Süd-niederländisch oder Flämisch).

² In Friesland (nordniederländische Provinz), in Saterland (Niedersachsen, BRD), auf den Friesischen Inseln.

³ Afrikaans ist eine der Staatssprachen der Republik Südafrika. Die zweite Sprache ist Englisch.

d) Wortbildungssuffixe:

d.	–	<i>schafft</i> :	<i>Freundschaft</i>
e.	–	<i>ship</i> :	<i>friendship</i>
nl.	–	<i>schap</i> :	<i>vriendschap</i>
schw.	–	<i>skap</i> :	<i>vänskap</i>

Verwandtschaftsbeziehungen der germanischen Sprachen zum Indoeuropäischen. Die Zugehörigkeit der germanischen Sprachen zur indoeuropäischen Sprachfamilie mögen folgende Beispiele gemeinindoeuropäischer Wörter im Germanischen mit regelmäßigen Lautkorrespondenzen veranschaulichen:

- d. *Bruder*, e. *brother*, nl. *broeder*, schw. *brodor*, russ. *брат*, lat. *frater* > fr. *frère*, ital. *fratello*;
d. *drei*, e. *three*, nl. *drie*, schw. *tre*, russ. *три*, lat. *tres* > fr. *trois*, ital. *tre*, span. *tres*;
d. *neu*, e. *new*, nl. *nieuw*, schw. *ny*, russ. *новый*, lat. *novus* > fr. *nouveau*, ital. *nuovo*, span. *nuevo*, griech. *neos*.

§ 10. Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte

Kriterien der Periodisierung. Die Geschichte der deutschen Sprache lässt sich in einige Perioden gliedern. Kriterien der Periodisierung sind:

a) Wandel des Sprachkörpers, das heißt Wandlungen im phonologischen System, in Formenbestand, Wortbildung und Wortschatz, die sich im Laufe von Jahrhunderten allmählich anhäufen und beträchtliche Veränderungen des gesamten Sprachtyps hervorrufen;

b) Wandel der Existenzformen der Sprache – hier handelt es sich darum, ob die Sprache nur in gesprochener Form existiert oder auch ein Schrifttum besitzt, ob sie nur in Form von Mundarten lebt oder auch übermundartliche bzw. intermundartliche Existenzformen hat; im letzteren Fall ist es auch wichtig, in welchem Verhältnis Mundarten und die übermundartlichen bzw. intermundartlichen Existenzformen der Sprache zueinander stehen.

Zeitliche Abgrenzung einzelner Perioden deutscher Sprachgeschichte.

Die Entwicklung der deutschen Sprache aus altgermanischen Stammesdialekten begann in der zweiten Hälfte des 5. Jh. Bis zur Mitte des 8. Jh. besaß die werdende deutsche Sprache keine schriftlichen Denkmäler. Man urteilt über den Wortschatz, den Laut- und Formenbestand dieser Sprache hauptsächlich auf Grund der Ergebnisse des historischen Sprachvergleichs der altgermanischen Sprachen. Diese früheste Periode in der Geschichte der werdenden deutschen Sprache wird die vorliterarische Zeit genannt.

Etwa ab 770 beginnt die schriftliche Überlieferung der werdenden deutschen Sprache. Die Geschichte der deutschen Sprache seit dem Beginn der sprachlichen Überlieferung bis zur Gegenwart wird in folgende Perioden gegliedert:

Althochdeutsch von 770 bis um 1050

Mittelhochdeutsch von etwa 1050 bis um 1350

Frühneuhochdeutsch von etwa 1350 bis um 1650

Neuhochdeutsch von etwa 1650 bis zur Gegenwart.

Die Bezeichnungen einzelner Perioden der deutschen Sprachgeschichte entstammen der älteren Tradition der Sprachforschung und sind in der Literatur des Faches allgemeingebäuchlich. Aber nur die Bezeichnung „althochdeutsche Periode“ ist gerechtfertigt, denn zumindest am Anfang des betreffenden Zeitraums steht dem Althochdeutschen (der Sprache der Franken, Bayern, Alemannen) das Altsächsische, das später den Grundstock des Niederdeutschen bildete, als eine selbständige, wenn auch naheverwandte schriftlich überlieferte Sprache zur Seite (s. darüber 139). Seit dem 10. Jh. werden auch die Sachsen in den fortschreitenden Konsolidierungsprozess der deutschen Nationalität einbezogen. Ihre Sprache wird immer mehr zu einer Mundart des Deutschen. Die Geschichte der deutschen Sprache in den darauffolgenden Zeitaltern ist also sowohl die Geschichte des Hoch- also auch des Niederdeutschen¹.

Da die Entwicklung der Sprache nicht sprunghaft, sondern in einem fortwährenden langsamen Fluss verläuft, gibt es keine scharfen Einschnitte zwischen den einzelnen Perioden der Sprachgeschichte. Daher bietet die zeitliche Begrenzung der Sprachperioden Schwierigkeiten. Die Grenze zwischen der althochdeutschen und der mittelhochdeutschen Periode wird von einigen Sprachforschern um die Mitte des 11. Jh. angesetzt², von den anderen um den Anfang des 12. Jh.³, seltener um die Mitte des 12. Jh.⁴. Das neue Zeitalter (die neuhochdeutsche Periode) verbindet man allgemein mit der Herausbildung einer gemeindeutschen Literatursprache und mit der dadurch bedingten Veränderung der Rolle der Dialekte. Doch auch hier gehen die Meinungen auseinander. Während einige Sprachforscher den Anfang der neuhochdeutschen Periode mit der Mitte des 15. Jh. oder mit dem Beginn des 16. Jh. datieren⁵, halten die anderen für die Grenze zwischen dem Frühneuhochdeutschen und dem Neuhochdeutschen den Anfang des 17. Jh.⁶.

¹ Aus diesem Grunde verzichten einige Gelehrten auf die herkömmlichen Bezeichnungen der Sprachperioden. Vgl. *Bach A.* Geschichte der deutschen Sprache. – Heidelberg, 1965; *Moser H.* Deutsche Sprachgeschichte. – Tübingen, 1965.

² *Paul H.* Mittelhochdeutsche Grammatik. – Halle (Saale), 1953; *Eggers H.* Deutsche Sprachgeschichte. – Reinbek bei Hamburg, 1963–1969. – Bd. I–III; *Bach A.* Op. cit.

³ *Жирмунский В. М.* История немецкого языка. – М., 1965; *Behaghel O.* Geschichte der deutschen Sprache. – 3. Aufl. – Straßburg, 1911.

⁴ Vgl. *Moser H.* Deutsche Sprachgeschichte. – Tübingen, 1965.

⁵ *Behaghel O.* Die deutsche Sprache. – Halle (Saale), 1953; *Kluge F.* Deutsche Sprachgeschichte. – Leipzig, 1920; *Socin A.* Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. – Heilbronn, 1888; *Гухман М. М.* От языка немецкой народности к немецкому национальному языку. – М., 1959. – Ч. I–II.

⁶ *Жирмунский В. М.* История немецкого языка. – М., 1965.

II. Kapitel

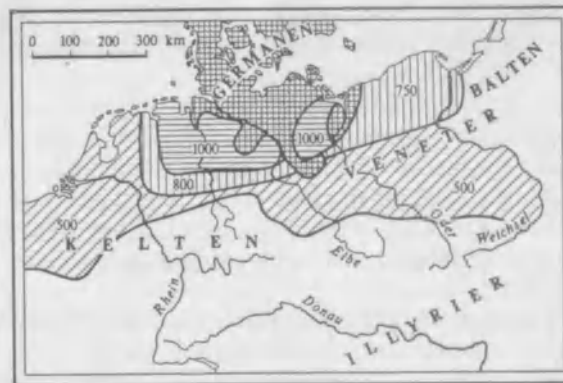
VORGESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE. DIE ALTGERMANISCHEN SPRACHEN

§ 11. Die alten Germanen

Ursprung der Germanen. Die Germanen sind aus einer Gruppe von urindoeuropäischen Sippen und Stämmen entstanden. Obwohl vieles in der frühesten Geschichte der Germanen ungeklärt bleibt, sprechen gewisse archäologische und sprachhistorische Daten dafür, dass die Entwicklung des germanischen Volkstums im dritten Jahrtausend v. u. Z. begonnen haben mag, als die Vorfahren der Germanen, die sog. Prägermanen aus Mitteleuropa in den Raum von Südsandinavien, Ostseeküste, Jütland und Elbmündung eingewandert waren. Hier hat sich im Laufe der Jahrtausendelangen Sonderentwicklung, vermutlich zwischen 3000–1000 v. u. Z. auch ein besonderer Sprachtyp, die germanische Grundsprache oder das sog. *Urgermanisch* herausgebildet (s. § 12).

Die Germanen lebten zwischen 3000–1000 v. u. Z. in der Urgesellschaftsordnung, auf der unteren Stufe der Barbarei. Die Grundeinheit bildeten die Gens, d. i. die Großfamilie (griech. *genos*, lat. *gens*, germ. *kuni*) und die Sippe, deren Angehörige durch Blutband verbunden waren. Im Anfangsstadium gründeten sich die verwandtschaftlichen Verhältnisse in der altgermanischen Sippe auf der Mutterfolge. Erst im Laufe der Zeit wurde die matriarchalische Sippe von der patriarchalischen Sippe abgelöst. Die ältesten Germanen waren ein Hirten- und Jägervolk. Allmählich entwickelte sich neben Viehzucht auch der primitive Feldbau.

Wanderbewegungen der Germanen zwischen 1000–100 v. u. Z. Die ersten Berührungen mit der antiken Welt. Die wachsende Bevölkerungsstärke, die Klimaverschlechterung, die die landwirtschaftliche Ernährungsgrundlage beeinträchtigte, nicht zuletzt auch Kriegs- und Beutelust trieben die germanischen Stämme um 1000 v. u. Z. zu neuen Wanderungen und zum Wechsel der Wohnsitze. In ihrer Bewegung nach dem Süden besetzten germanische Stämme zuerst das Gebiet der unteren Weser und Oder. Bis 750 v. u. Z. kamen sie bis an das Mündungsgebiet der Weichsel



Mutmaßliche Ausbreitung der Germanen 1000–500 v. u. Z.

und um 500 v. u. Z. erstreckten sich ihre Sitze schon bis zur Rheinmündung und zu den deutschen Mittelgebirgen (s. Karte S. 35). Zwischen 500–100 erreichten die Germanen im Osten die Oder, im Westen drangen sie bis an den Rhein und an die untere Donau. In dieser Zeit kamen die barbarischen Stämme der Germanen in Berührung mit der antiken Welt. Zuerst erreichten sie die nördlichen und östlichen Grenzen der griechischen Kolonien am Schwarzen Meer und sodann auch die Grenzen des Imperium Romanum. Hier kam es zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Germanen und Römern. Sie setzten im letzten vorchristlichen Jahrhundert ein und entwickelten sich zu dauernden Kontakten und Zusammenstößen. Die germanischen Vorstöße hatten den Charakter von Raub- und Beutekriegen. Ihnen kam die Expansion des Römischen Imperiums entgegen, deren Folge die Errichtung zahlreicher römischer Garnisonen und Legionslager am Rhein und an der Donau am Anfang des 1. Jh. u. Z. war.

Aus dieser Zeit stammen die ersten schriftlichen Überlieferungen über die germanischen Stämme des Altertums. Sie finden sich in den Werken griechischer und römischer Schriftsteller aus der Zeit zwischen dem 4. Jh. v. Z. (der griechische Geograph und Astronom Pytheas aus Massilia) und dem 1.–2. Jh. u. Z. (das berühmte Werk des römischen Geschichtsschreibers Tacitus „Germania“, die Weltgeographie des Ptolomäus). Sehr aufschlußreich ist das Werk des römischen Feldherrn Gaius Julius Cäsar (100–44 v. u. Z.) „Gallischer Krieg“ (Commentarii de bello gallico, 52 v. u. Z.) der die Germanen während seiner Feldzüge nach Gallien und in die linksrheinischen germanischen Wohngebiete kennengelernt hat und über die germanischen Stämme, ihre Wirtschafts- und Lebensweise um die Mitte des 1. Jh. v. u. Z. ausführlich berichtet.

Die Germanen im 1. Jh. v. u. Z. Aus dem ausführlichen Bericht Cäsars erfahren wir, dass die Germanen im 1. Jh. v. u. Z. noch unter den Verhältnissen einer festgefügtten Gentilgesellschaft lebten, jedenfalls schon einer pat-

riarchalischen Sippe, was ein fortgeschrittenes Stadium der Gentilordnung bedeutete und bereits die Voraussetzungen ihrer späteren Zersetzung in sich barg.

Die Sippen schlossen sich in zahlreiche, noch nicht allzu große Stämme, deren Benennungen (Cimbern, Teutonen, Herusker, Batawer, Brukterer, Haturii u. a.) auf uns aus der antiken schriftlichen Überlieferung gekommen sind. An der Spitze der Sippe stand der Sippenvorsteher (germ. *kuning*). Aus den Sippenvorstehern bildete sich der Stammesrat. Für Kriegszüge und Kriegsführung wurden außerdem Heeresführer (germ. *herizogo*) gewählt.

Die Germanen lebten auch in dieser Epoche hauptsächlich von Viehhaltung und in zweiter Linie von Feldbau. Sie hatten Gemeineigentum des Grund und Bodens, bewirtschafteten ihn gemeinsam, und der Ertrag kam allen Sippen gleichermaßen zugute. Kennzeichnend für diese Zeit war die wirtschaftliche und gesellschaftliche Gleichsetzung aller Sippenmitglieder.

Die Einwanderung germanischer Stämme in die neuen Wohnsitze zwischen Donau, Rhein und Nordmeer bezeichnet F. Engels als den „ersten Akt jener Völkerwanderung, die dreihundert Jahre lang durch römischen Widerstand aufgehalten, gegen Ende des dritten Jahrhunderts unwiderstehlich über die beiden Grenzenströme brach, Südeuropa und Nordafrika überflutete und erst mit der Eroberung Italiens durch die Langobarden 568 ihr Ende erreichte¹. Die Germanen waren kein Nomadenvolk im eigentlichen Sinne des Wortes, aber ebenfalls noch kein ansässiges Bauernvolk. Auch das ist für jene Stufe der Barbarei, in der die Germanen lebten (die Mittelstufe der Barbarei) charakteristisch. Die Leichtigkeit, mit der sie sich auf Wanderzüge begaben, erklärt sich durch ihre Wirtschaftsweise und durch die Einfachheit ihrer Lebensweise. Sie lebten hauptsächlich von der Viehzucht, von Käse, Milch und Fleisch, weniger von Korn und trieben etwas Ackerbau, aber nebenbei und in der waldursprünglichsten Weise (die sog. Brandwirtschaft). Die Wanderzüge der Germanen schildert F. Engels wie folgt: „Ganze Volksstämme oder doch starke Bruchteile derselben machten sich auf die Reise, mit Weib und Kind, mit Hab und Gut. Mit Tierfellen eingedeckte Wagen dienten zur Wohnung und zum Transport der Weiber und Kinder wie des dürftigen Hausrats; das Vieh wurde mitgetrieben. Die Männer, gerüstet und geordnet zur Niederwerfung alles Widerstandes, zur Abwehr von Überfällen; ein Kriegsmarsch am Tag, ein Kriegslager in der Wagenburg bei Nacht“².

Auflösung der Gentilverfassung. Die militärische Demokratie. Die nächsten Jahrhunderte sind durch einen schnellen Übergang der germanischen Stämme auf die Oberstufe der Barbarei und durch die beginnende Auflösung der Urgesellschaftsordnung gekennzeichnet. Zeugnisse dafür legt das Werk des römischen Geschichtsschreibers Tacitus „Germania“ (98. u. Z.)

¹ Engels F. Zur Geschichte der Urgermanen II // Zur Geschichte und Sprache der deutschen Frühzeit. – B., 1952. – Ein Sammelband. – S. 43.

² Engels F. Op. cit. – S. 43–44.

ab, getrennt vom „Gallischen Krieg“ Cäsars durch anderthalb Jahrhunderte. Die noch immer sehr einfache Lebensweise der Germanen beschreibt Tacitus auf folgende Weise: Die Germanen wohnen in Blockhäusern, ihre Kleidung ist noch sehr waldursprünglich; grober Wollmantel, Tierfelle, für Frauen und Vornehme leinene Unterkleider. Ihre Nahrung ist Milch, Fleisch, wilde Früchte und Haferbrei. Ihr Reichtum besteht in Vieh, aber dieses ist noch schlechter Rasse, die Rinder klein, unansehnlich, ohne Hörner; die Pferde kleine Ponys. Geld wurde selten und wenig gebraucht, nur römisches Gold und Silber verarbeiteten sie nicht. Eisen war selten und fast nur eingeführt, nicht selbstgewonnen. Die Runenschrift (griechischen oder lateinischen Buchstaben nachgeahmt) war nur als Geheimschrift bekannt und wurde nur zu religiöser Zauberei gebraucht. Menschenopfer waren noch im Gebrauch¹. Trotzdem ist ein bedeutender Fortschritt in der Zivilisation der Germanen unverkennbar. Zu Tacitus' Zeit sind die Germanen auf dem Territorium vom Rhein bis zur Elbe wieder zur Ansässigkeit gebracht (von dem Römischen Imperium trennt sie ein von den Römern errichteter Grenzwall, der sog. *Limes*) und haben schon ein Jahrhundert Sesshaftigkeit hinter sich. Obwohl die Viehhaltung nach wie vor die wichtigste Rolle in ihrem Wirtschaftsleben spielt, hat auch die Rolle des Ackerbaus zugenommen, und die Germanen sind zur Einzelbebauung des Ackers mit Landzuweisung an einzelne Familien und periodischer Wiederaufteilung des Ackerlandes übergegangen. Das bedeutet einen ersten Schritt zum Privateigentum auf das wichtigste Produktionsmittel jener Zeit, auf Land und Boden. Sie erzielen bereits ein gesellschaftliches Mehrprodukt bei der Viehhaltung und führen Tauschhandel. Während die an die Römer angrenzenden Stämme Metall- und Textilwaren von ihnen beziehen, entwickelt sich bereits im Nordosten, an der Ostsee eigene Metall- und Textilindustrie. Sie besitzen schon Sklaven (Kriegsgefangene); sie nutzen sie als Arbeitskräfte und treiben auch Sklavenhandel. Die Anfänge der primitiven Warenproduktion, Kriegsbeute, beginnende Sklavenausbeutung und Sklavenhandel sind die Voraussetzung für die Entwicklung der sozial-ökonomischen Differenzierung unter den Stammesangehörigen. Dies sowie der allmähliche Übergang von der Wahl der Stammesvorsteher zur Erblichkeit der Macht im Stamm, was eine natürliche Folge des Vaterrechts war, begünstigt die Bildung des sog. Stammesadels. Auch die Rolle der Heerführer wächst. „Bünde von Stämmen hatten sich seit Cäsars Zeit ausgebildet“, – schreibt F. Engels, – „bei einigen von ihnen gab es schon Könige; der oberste Heerführer, wie bei Griechen und Römern, strebte bereits der Tyranie zu und erlangte sie zuweilen. Solche glücklichen Usurpatoren waren nun keineswegs unbeschränkte Herrscher; aber sie fingen doch schon an die Fesseln der Gentilverfassung zu brechen.“² Die Gesellschaftsordnung jener Zeit war eine militärische Demokratie. Es bestand ein Rat der Vorsteher, der geringere Sachen entschied. Wichtigere Sachen entscheidet

¹ Nach Engels F. Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. – B.: Dietz-Verlag, 1964. – S. 160.

² Engels F. Op. cit. – S. 161.

die Volksversammlung (germ. *thing*, *ding*). Der König oder Stammesvorsteher präsidiert, das Volk entscheidet – nein: durch Murren; ja – durch Akklamation und Waffenlärm. Sie ist zugleich Gerichtsversammlung. „Es war die ausgebildete Verfassung, die die Gentilordnung überhaupt entwickeln konnte; sie war die Musterverfassung der Oberstufe der Barbarei. Schritt die Gesellschaft hinaus über die Grenzen, innerhalb deren diese Verfassung genügte, so war es aus mit der Gentilordnung; sie wurde gesprengt, der Staat trat an ihre Stelle“¹.

Frühe Klassengesellschaft und Staatsbildung bei den Germanen. In der Zeit vom 2. Jh. bis zum 6. Jh. u. Z. vollzog sich die endgültige Sprengung der Gentilverfassung bei den Germanen und die Ablösung der Urgesellschaftsordnung durch die frühe Klassengesellschaft. Die Wesenszüge dieser Entwicklung waren steigende Warenproduktion, Entwicklung der Ware-Geld-Beziehung, Übergang von Produktionsmitteln in das Privateigentum einer herrschenden Minderheit, Herrschaft einer aristokratischen Oberschicht, Auflösung der Gens in der dörflichen Gemeinde (Markgenossenschaft), Auflösung der Gentilverfassung in der Ortsverfassung.

Von der steigenden Warenproduktion, von der Entwicklung von Gewerbe und Münzenwesen zeugt die Änderung der Lebensweise der Germanen in der Zeitperiode zwischen dem 2. Jh. und dem 4. Jh. u. Z. Die archäologischen Funde bezeugen, dass im 2. Jh. u. Z. ein lebhafter Handelsverkehr die Oder und die Elbe hinab bestand. Hier müssen im 2. und 3. Jh. römische Kaufleute ansässig gewesen sein. Es bestanden auch Handelswege vom Obermain zur Saale und Werra sowie am römischen Grenzwall, an der Lahn. Das wird bezeugt durch Funde von Münzen, römischen Metallwaren, tönernen Lampen u. a. m. Die römischen Waren bestanden aus Hausrat, Schmucksachen und Toilettegegenständen. Es wurden Schüsseln, Maße, Becher, Gefäße, Kochgeschirre, Siebelöffel, Scheren, Kellen von Bronze, Gefäße von Gold und Silber, tönernen Lampen, Schmucksachen von Gold, Silber und Bronze, und zwar Halsbänder, Diademe, Arm- und Fingerringe, Spangen eingeführt; unter den Toilettegegenständen – Kämme, Pinzetten, Ohrhelfer. F. Engels betont den Abstand zwischen der Lebensweise der Menschen, die sich nun dieser Geräte bedienten, und der der Germanen aus der Zeit von Caesar und Tacitus „selbst zugegeben, dass dies nur von den Vornehmeren und Reichen geschah. Die 'einfachen Speisen', womit die Deutschen² nach Tacitus 'ohne viel Zubereitung (*sine apparata*), ohne Würz den Hunger austrieben', haben einer Küche Platz gemacht, die sich schon eines ziemlich zusammengesetzten Apparats bediente und außer diesem Apparat auch wohl die entsprechenden Würze von den Römern bezog. An die Stelle der Verachtung von Gold- und Silbersachen ist die Lust getreten, sich damit zu schmücken; an die Stelle der Gleichgültigkeit gegen römisches Geld seine

¹ Engels F. Op. cit. – S. 163.

² Gemeint sind die germanischen Stämme, aus denen sich später die deutsche Nationalität bildete. Anm. der Verf.

Verbreitung über das ganze germanische Gebiet. Und nun gar die Toilettesachen – welche beginnende Umwälzung in den Sitten verrät nicht ihre bloße Gegenwart bei einem Volk, das zwar, soviel wir wissen, die Seife erfand, aber sie nur zum Gelbfärben der Haare zu brauchen verstand!¹ Die Ausfuhrartikel der Germanen waren Bernstein, Vieh, Tierfelle und Pelzwaren aus Skandinavien, wilde Tiere für den Zirkus, aber vor allem auch Sklaven, die die Germanen, die fortwährend im Krieg lagen, gefangennahmen. Der rege Handel, der sich bis an die Ostseeküste und Skandinavien ausdehnte, wurde von den Germanen selbst betrieben. Sie befuhren die Ostsee und brachten nach Skandinavien römisches Geld und römische Erzeugnisse. Zahlreiche Gegenstände wurden im Lande selbst gefertigt. Das sind feine Gewebe, sauber gearbeitetes Riemenzeug und Metallwaren. Vom 3. Jh. u. Z. muss die Metallindustrie weite Verbreitung gehabt haben. Waffen und Rüstungszeug, Schnallen und anderer Schmuck wurden hergestellt, Eisen, Bronze, Gold und Silber verarbeitet. Hand in Hand mit der Entwicklung der Gewerbe ging die Intensivierung von Viehzucht und Ackerbau; sie wurde durch feste Wohnsitze und einen schnellen Zuwachs der Bevölkerung gefördert.

Seit der zweiten Hälfte des 2. Jh. verstärkten sich wieder die germanischen Vorstöße gegen das Römische Imperium. Zuerst wurden sie von einzelnen Stämmen unternommen oder von Kriegerverbänden, die nach Beendigung des Kriegszuges wieder zerfielen. Doch seit dem 3. Jh. u. Z. beginnt der Prozess der Integration einzelner germanischer Stämme zu mächtigen Stammesverbänden, deren Notwendigkeit auch durch wirtschaftliche Gründe diktiert wurde, da mit der Entwicklung der Warenproduktion, die Tausch- und Handelsbeziehungen längst über die Stammesgrenzen hinausgewachsen waren. Infolge der Integration bildeten sich der alemannische Stammesbund, der sächsische Stammesbund, der mächtige Verband der Franken, dem in der Folgezeit eine besondere Rolle in der Herausbildung der deutschen Nationalität zukam (s. § 14). Im Raum zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer bildete sich um die Mitte des 4. Jh. ein mächtiger Stammesverband der Goten. Mit der Festigung der Stammesverbände verloren die Großfamilien und die Sippen, die ehemals die Grundlage der Gentilordnung bildeten, ihre Bedeutung.

Eine neue Institution, die im 3.–4. Jh. u. Z. aufgekommen war, waren die sog. Gefolgschaften. Sie bildeten sich zur Kriegsführung unter den germanischen Stämmen und mit den anderen Völkern und haben eine große Rolle bei den im 4. Jh. u. Z. einsetzenden Völkerwanderungen gespielt, als sich durch Einbruch zahlreicher germanischer und nichtgermanischer Stämme in das Territorium des Römischen Reiches eines nach dem anderen die sog. barbarischen Reiche bildeten. Die Gefolgschaften waren Privatgesellschaften, die neben und außerhalb der Gentilverfassung bestanden. Ein Kriegsführer von Ruf versammelte eine Schar kriegs- und beutelustiger junger Leute um sich, die er verpflegte und beschenkte und die ihm zur persönlichen Treue verpflichtet waren, so wie er ihnen. Kriegsführung wurde für

¹ Engels F. Zur Geschichte der Urgermanen II. – S. 71.

die Angehörigen einer Gefolgschaft zum Beruf und zum Mittel des Eigentumserwerbs. F. Engels schreibt: „Der Raub wurde Zweck. Hatte der Gefolgsherr in der Nähe nichts zu tun, so zog er mit seiner Mannschaft zu andern Völkern, bei denen es Krieg und Aussicht auf Beute gab.“¹

Die Bildung von Gefolgschaften trug in hohem Maße zur Untergrabung der Gentilordnung bei. Sie begünstigte das Aufkommen der königlichen Gewalt und das Emporkommen eines neuen Kriegsadels. Der neue Kriegsadel wurde oft aus Sklaven und Freigelassenen rekrutiert, die keinen Gens angehörten und daher bei der alten Gesellschaftsordnung eine untergeordnete Stellung einnahmen. Mit der Erstarkung der königlichen Macht und des Kriegsadels büßte die Volksversammlung als Innbild der späturgesellschaftlichen militärischen Demokratie immer mehr an Bedeutung ein.

Wo die germanischen Stämme ansässig geworden waren, bahnte sich eine neue gesellschaftliche Entwicklung den Weg, der die Gentilordnung auch nicht standhalten konnte. „Je länger die Gens in ihrem Dorfe saß und je mehr Deutsche und Römer allmählich verschmolzen, desto mehr trat der verwandtschaftliche Charakter des Bandes zurück vor dem territorialen; die Gens verschwand in der Markgenossenschaft, in der allerdings noch oft genug Spuren des Ursprungs aus Verwandtschaft der Genossen sichtbar sind. So ging hier die Gentilverfassung ... unmerklich in eine Ortsverfassung über und erhielt damit die Fähigkeit der Einpassung in den Staat“². Somit standen die Germanen im 5.–6. Jh. an der Schwelle der Bildung eines Feudalstaates und mit ihm und in seinem Rahmen begann die Herausbildung der Nationalitäten der feudalen Epoche (s. § 14).

§ 12. Die Sprachen der Germanen. Urgermanisch

Urgermanisch. Die älteste Stufe in der Entwicklung der germanischen Sprachen heißt Urgermanisch. Das ist die germanische Grundsprache. Ihre Entwicklung aus den urindoeuropäischen Dialekten der sog. prägermanischen Stämme ist eine der wichtigen Komponenten der Entwicklung des germanischen Volkstums. Somit ist die Entstehung des Urgermanischen ebenfalls mit 3000–1000 v. u. Z. zu datieren (vgl. S. 34). Zu einem besonderen Sprachzweig prägen die germanischen Sprachen und ihre Grundsprache, das Urgermanisch, eine Reihe von Neuerungen im phonologischen System, im grammatischen Bau und Wortschatz, die sie von den anderen Sprachzweigen des Indoeuropäischen und deren Neuerungen unterscheiden. Das Urgermanisch ist das Produkt der Sonderentwicklung der urindoeuropäischen Dialekte der Prägermanen. Sie durfte sich um 1200–800 endgültig herauskristallisiert haben, vor der Auswanderung vieler germanischer Stämme aus den ursprünglichen Wohnsitzen. Da die Wohnsitze der ältesten Germanen ein verhältnismäßig geschlossenes und räumlich beschränktes Gebiet darstellten, darf man für die in Frage kommende Epoche ständige Kontakte zwischen germani-

¹ Engels F. Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. – S. 162.

² Engels F. Op. cit. – S. 170.

schen Stämmen annehmen und folglich eine mehr oder weniger einheitliche Sprache oder vielmehr ein Kontinuum von engverwandten Dialekten. Diese Dialekte waren schriftlos und entsprachen den Kommunikationsbedürfnissen in Großfamilie, Sippe, später Stamm. Da es im Rahmen der klassischen Urgesellschaft noch keine Arbeitsteilung und keine soziale Ungleichheit gab, sind für das Urgermanische wohl keine soziale oder berufliche Schichtung der Sprache anzunehmen. Gewisse Ansätze zur funktionalen Schichtung der Sprache müssen aber schon bestanden haben. Sie wurzelten in der altgermanischen polytheistischen Religion, ihren Mythen und Riten (Bestattungsriten, Menschen- und Tieropfer) sowie in den Anfängen der Dichtung.

Die Rekonstruktion des Urgermanischen. Vom Sprachkörper des Urgermanischen sind auf uns keine direkten Zeugnisse gekommen. Doch können die wichtigsten Charakterzüge des Urgermanischen rekonstruiert werden. Für die Rekonstruktion des Sprachkörpers des Urgermanischen sind zwei Ausgangspunkte von besonderer Bedeutung. Einerseits muss das Urgermanische die wichtigsten Charakterzüge der indoeuropäischen Sprachfamilie besessen haben. Andererseits muss es wie jeder werdende Sprachzweig der indoeuropäischen Sprachfamilie bestimmte Neuerungen entwickelt haben, die die werdenden germanischen Sprachen zu einem besonderen Sprachzweig im Rahmen der indoeuropäischen Sprachfamilie prägten.

Der Wortschatz des Urgermanischen. Sein Anteil am indoeuropäischen Wortgut. Der Wortschatz des Urgermanischen kann aus dem Vergleich der germanischen Sprachen miteinander und mit den anderen indoeuropäischen Sprachen rekonstruiert werden. Etwa zwei Drittel der gemeingermanischen Grundwörter lassen sich entweder in allen indoeuropäischen Sprachen oder in einem Areal der indoeuropäischen Sprachen nachweisen. Sie sind in die germanischen Sprachen aus dem Ide. durch das Urgermanische überliefert worden und bilden somit den Grundstock des urgermanischen Wortschatzes. Aus semantischer Sicht sind das Wörter, die zweifellos zum Grundwortschatz einer Sprache gehören, wie z. B. Pronomen, Zahlwörter, Verwandtschaftsnamen, Benennungen für Körperteile, Vögel und Tiere u. a. m.

Beispiele:

a) Pronomen:

- d. *ich* – ahd. *ih*, got. *ik*, as. *ik*, ae. *ic* – griech. *egō*, lat. *ego*, slaw. *azъ*, lit. *ąš*;
- d. *du* – ahd. *du*, got. *þu*, as. *thu*, ae. *þu* – russ. *мы*, lit. *tù*, lat. *tū*, griech. *tý*;

b) Zahlwörter:

- d. *eins* – ahd. *ein*, got. *ains*, as. *ên*, ae. *ān* – russ. *один*, lat. *anu*, (<*oinos*), griech. *oinos*;
- d. *zwei* – ahd. *zwei*, got. *twai*, as. *twē*, ae. *tū* – russ. *два*, lat. *duo*, griech. *dýo*, ai. *dvā*;
- d. *drei* – ahd. *drī*, got. *þreis*, ae. *þrī* – russ. *mpu*, lat. *tres*, griech. *treis*, ai. *tráyah*;
- d. *zehn* – ahd. *zehan*, got. *taihun*, as. *tehan*, ae. *tien* – griech. *déka*, lat. *decem*, ai. *dásā*, russ. *десять*, lit. *dešimt*;

c) Benennungen für Verwandtschafts- und Familienverhältnisse:

- d. Mutter – ahd. *muoter*, as. *mōdar*, ae. *mōdor* – russ. *мать*; G. *mamepu*, lat. *māter*, griech. *mētēr*;
- d. Vater – ahd. *fater*, got., as. *fadar*, ae. *fæder* – lat. *pater*, griech. *patēr*, ai. *pitár*;
- d. Bruder – ahd. *bruoder*, got. *brōþar*, as. *bróthar*, ae. *brōþor* – russ. *брат*, lat. *frāter*, griech. *phrātōr*, ai. *bhrātár*;
- d. Witwe – ahd. *wituwa*, got. *widuwō*, as. *widowa*, ae. *widuwe* – russ. *вдова*, lat. *vidua*, ai. *vidhāvā*;

d) Benennungen von Körperteilen:

- d. Nase – ahd. *nasa*, ae. *nasu* – russ. *нос*, lat. *nāsus*, lit. *nósis*, ai. *nāsā*;
- d. Herz – ahd. *herza*, got. *hairto*, as. *herta*, ae. *heorte* – russ. *сердце*, lat. *cor*, G. *cordis*, lit. *širdis*, griech. *cardia*;
- d. Fuß – ahd. *fuoz*, got. *fōtus*, ae. *fōt*, as. *fot* – russ. *нога*, lat. *pēs*, G. *pedis*, griech. *pōs*, G. *podós*, ai. *pāt*; auch: d. Auge, Ohr, Zahn, Niere, Nabel, Mund u. a. m.;

e) Benennungen von Vögeln und Tieren:

- d. Ferkel – ahd. *farhilí* (Verkleinerungsform von *farah* 'Schwein') ae. *fearh* – lat. *porcus*, russ. *поросенок*, lit. *paršas*;
- d. Wolf – ahd. *wolf*, got. *wulfs*, as., ae. *wulf* – russ. *волк*, lit. *vitkas*, ai. *vřkas*, griech. *lýcos*, lat. *lupus*;
- d. Maus – ahd. *mūs*, ae. *mūs* – russ. *мышь*, lat. *mūs*, griech. *mýs*, ai. *mūs*; auch: *Ochs*, *Hund*, *Biber*, *Igel* u. a. m.;
- d. Gans – ahd. *gans*, ae. *gōs* – russ. *гусь*, lat. *āncer* (<* *hanser*), lit. *žqsis*, ai. *hamsá*;
- d. Ente – ahd. *anut*, ae. *æned* – russ. *утка*, lit. *ántis*, lat. *anas*, ai. *ātih*;

f) Benennungen aus dem Bereich von Viehhaltung und Feldbau:

- d. Vieh – ahd. *fihu*, got. *faihu*, as. *fehu*, ae. *feoh* – lat. *pecus*, lit. *pekus*, ai. *páśu*;
- d. melken – ahd. *melchan*, ae. *melcan* – lat. *mulgēre*, lit. *milžti*, griech. *amēlgein*;
- d. säen – ahd. *sāen*, got. *saian*, ae. *sāwan* – russ. *сеять*, lat. *serō*, *sēvi*, lit. *sėti*;
- d. ärren (veraltet für "pflügen") – ahd. *erran*, got. *arjan*, as. *erian* – slaw. *opamu* (vgl. *опало*), lat. *arāre*, griech. *aróō*;
- d. mahlen – ahd. *malan*, got., as. *malan* – russ. *молоть*, lat. *molere*, lit. *málti*, griech. *mýllein*;

g) Benennungen von Naturerscheinungen und Tageszeiten:

- d. Nacht – ahd. *naht*, got. *nahts*, as. *naht*, ae. *neah* – russ. *ночь*, lat. *nox*, Gen. *noctis*, griech. *nýx*, ai. *nāk*;
- d. Stern – ahd. *sterno*, as. *sterro*, ae. *steorra* – lat. *stella*, griech. *astēr*;
- d. Sonne – ahd. *sunna*, got. *sunna*, as. *sunna*, ae. *sunne* – lat. *sōl*; lit. *saulė*, russ. *солнце*, griech. *hēlios*;

h) Verben der Bewegung und Ruhelage sowie der einfachsten Arbeitsprozesse:

- d. *sitzen* – ahd. *sizzan*, got. *sitan*, as. *sittian*, ae. *sittan*, aisl. *sitja* – russ. *сидеть*, lat. *sedere*, griech. *hezomai* (<*sedjo), ai. *sad*;
d. *stehen* – ahd. *stēn*, got. *standan*, ae. *standan* – russ. *стоять*, lat. *stāre*, griech. *hístēmi*;
d. *flechten* – ahd. *flehtan*, got. *flaihtan*, as. *flehtan*, ae. *fleohtan* – russ. *плету*, lat. *plectere*, griech. *plékein*;
d. *hauen* – ahd. *houwan*, as. *hauwan*, ae. *hēawan* – russ. *ковать*, lit. *káuti*, lat. *cudere*;

Vgl. auch oben: *säen*, *melken*, *mahlen*, *ärren*.

Germanische Neuerungen im Wortschatz. Eine wichtige Neuerung der germanischen Sprachen ist jenes Drittel des germanischen Wortschatzes, das weder aus dem Gemeinindoeuropäischen noch aus den einzelnen indoeuropäischen Nachbarsprachen und -sprachzweigen erklärt werden kann. Es sind Wörter, die in der urgermanischen Zeit entstanden sind und das Leben der Germanen in ihren neuen Wohnsitzen widerspiegeln. Sie lassen sich in folgende Sachgruppen einteilen: Schifffahrt und Fischfang (*See, Segel, Schiff, Strand, Mast, Kahn, Kiel, Klippe, Ebbe, Netz, Hafen, Aal, Dorsch, schwimmen* u. a.), Himmelsrichtungen (*Nord, Ost, Süd, West*), Viehhaltung und Jagd (*Rind, Kalb, Hengst, Ross, Schaf, Lamm, Bär, Wiesel, Wisent, Marder, Reh, Rabe, weiden* u. a.), Wohnwesen (*Bank, Bett, Esse, First, Halle, Hof, Haus, Hütte, Saal, Wand* u. a.), Gemeinschaftsleben (*Ding* 'Volksversammlung', *Sache* 'Streitsache', *Friede, Volk, Adel* u. a.), Kriegsführung (*Krieg, Schwert, Schild, Helm, Bogen, Speiß, Fehde, ringen, fliehen* sowie einige nur in Personennamen weiterlebende Wörter wie *hadu-*, *hild-*, *gunð-*, *wig-* 'Kampf' in *Hildebrand, Hadubrand, Gunther, Ludwig, Hildegund* u. a.).

Das morphologische System des Urganischen. Das Urganische erbt vom Ide. auch die wichtigsten Charakterzüge der morphologischen Struktur. Die ide. Grundsprache war, wie das historisch-vergleichende Studium der indoeuropäischen Sprachen zeigte, eine flektierende Sprache mit einer reich entwickelten Flexion.

Substantiv. Das Substantiv besaß im Ide. die Kategorien des Genus, des Numerus und des Kasus. Ein wesentlicher Charakterzug der Formenbildung der Substantive waren die sog. stammbildenden Suffixe, die den Stamm des Substantivs prägten und zusammen mit der Kasusendung die Flexion des Substantivs bestimmten.

Das einfachste Modell einer Kasusform des Substantivs enthielt also nicht zwei, sondern drei Morpheme:

Stamm		
1	2	3
Wurzelmorphem + stammbildendes Suffix		+ Kasusendung

Je nachdem, ob der Stamm des Substantivs auf einen Vokal oder einen Konsonanten endete, unterscheidet man bei den Substantiven zwei Arten von Stammklassen:

- a) vokalische Klassen von Stämmen und
- b) konsonantische Klassen von Stämmen.

Beispiele:

o-Stämme: griech. *lýk-o-s*, lat. *lupus* (<*lup-o-s*) 'Wolf'

a-Stämme: ai. *ásv-ā*, lat. *equ-a*, lit. *ásv-ā* 'Stute'

u-Stämme: ai. *sūn-ū-h*, lit. *sūn-ū-s*, got. *sun-u-s* 'Sohn'

n-Stämme: ai. *nām-a* (G. Sg. *nām-an*), lat. *nom-en*, russ. *имя* (G. Sg. *им-ен-у*), got. *namo* (G. Sg. *nam-in-s*).

r-Stämme: ai. *mātā* (G. Sg. *māta-r-*), griech. *mētē-r*, lat. *māte-r*, russ. *мать* (G. Sg. *мате-р-у*), lit. *mótė* (G. Sg. *mote-r*) u. a.

Im Urgermanischen weist das Substantiv dieselben grammatischen Kategorien und dieselbe Struktur von Kasusformen auf. Letztere werden nicht bloß rekonstruiert, sondern sind uns in den aus dem 1. Jh. u. Z. stammenden germanischen Lehnwörtern im Finnischen erhalten, z. B. finn. *rengaz* 'Ring' aus germ. **hrengaz* (**hreng-a-z*), finn. *kuningas* 'König' aus germ. **kuningaz* (**kuning-a-z*), finn. *kulta* 'Gold' aus germ. **gulpa* (**gulp-a-*). Auch die Schriften griechischer und römischer Historiker enthalten germanische Wörter mit archaischer Flexionsform, z. B. *ārus* 'Ur' (*ār-u-s*), *ganta* 'Gans' (*gant-a-*), *leudus* 'Lied' (*leud-u-s*), *rana* 'Rune' (*ran-a-*) u. a.

Adjektiv. Pronomen. Auch Adjektive und Pronomen haben im Urgermanischen ebenso wie im Ide. eine reich entwickelte Flexion. Das urgermanische Pronomen stimmt mit dem ide. Pronomen auch darin überein, dass in der Kasusbildung vieler Pronomen der Suppletivismus eine beträchtliche Rolle spielt.

Verb. Das Verb besaß im Ide. die Kategorien der Person, des Numerus, des Tempus (eng verflochten mit den Aktionsarten), der Genera verbi und des Modus. Das urgermanische Verb erbt diese grammatischen Kategorien vom Ide. Sie waren vertreten durch drei Personen, drei Numeri (Singular, Plural und Dual), zwei Tempora (Präsens und Präteritum), zwei Genera verbi (Aktiv und Mediopassiv) und drei Modi (Indikativ, Imperativ und Optativ). Es weist weitgehende Übereinstimmung mit dem Ide. in der morphologischen Struktur der Verbalformen, und zwar sowohl aus der Sicht der Bildungsmittel, als auch im Bestand vieler Flexionsmorpheme.

Zu den wesentlichen Charakterzügen der Formenbildung des Verbs im Ide. zählten (a) die Stammbildung mit Hilfe von stammbildenden Suffixen, (b) die Flexion, (c) der Ablaut und (d) die Reduplikation.

Die stammbildenden Suffixe prägten im Ide. den Stamm des Verbs; an den Stamm des Verbs wurde die Flexion angehängt. Vgl. die dreimorphemigen Formen ai. *bībh-e-mi* 'ich zittere', lat. *am-ā-re* 'lieben', *tac-e-re* 'schweigen'. Auch im Urgermanischen sind die stammbildenden Suffixe ein we-

sentlicher Charakterzug der Formenbildung des Verbs. Sie sind auch in allen schriftlich überlieferten altgermanischen Sprachen erhalten, z. B. ahd. *bib-ē-m* 'ich zittere', ahd. *dag-ē-m* 'ich schweige', ahd. *salb-ō-m* 'ich salbe'; die starken Verben haben in der Regel ein besonderes Suffix, das den Präsensstamm prägt (den sog. Themavokal). Vgl. ahd. *nim-u-* 'ich nehme', *nim-i-s* 'du nimmst', *nim-i-t* 'er nimmt', *nem-ā-mes* 'wir nehmen' u. s. w.

Ein verbreitetes Bildungsmittel der Tempusstämme ist im Ide. der Ablaut, z. B. russ. Inf. *vezmu* – Präs. *vezu* – Prät. *vez*; russ. Inf. *vezmu* – Präs. *vezu* – Prät. *vez*; lat. *facio* 'ich mache' – Perf. *fecit*; lat. *capio* 'ich nehme' – Perf. *cepi*; griech. *leipo* 'ich lasse' – Perf. *(lē)-loipa* – Aorist *ē-lipon*. Das Urgermanische hat den ide. Ablaut nicht nur bewahrt, sondern ihn auch auf alle starken Verben ausgedehnt. Vgl. ahd. *neman* 'nehmen' – Prät. 1., 3. Sg. *nam* – Prät. 1. Pl. *nāmun* – 2. Part. *ginoman*; ahd. *bintan* 'binden' – Prät. 1., 3. Sg. *bant* – Prät. 1. Pl. *buntum* – 2. Part. *gibuntan*.

Außer dem Ablaut und häufig in Verbindung damit verwendete das Ide. zur Bildung der Vergangenheitsformen einiger Verben ein sehr archaisches Mittel, die Reduplikation, d. i. die Verdoppelung des anlautenden Konsonanten des Wurzelmorphems, z. B. ai. *darś-* 'sehen' – Perf. *dadarśa*; griech. *leipo* 'ich lasse' – Perf. *lēloipa*; griech. *dérkomai* 'ich sehe' – Perf. *dédorka*; lat. *mordeō* 'ich beiße' – Perf. *momordī*. Dass die Reduplikation auch dem Urgermanischen bekannt war, bezeugt das Gotische, wo sie auch in der schriftlich überlieferten Zeit erhalten geblieben ist, z. B. got. *haita* 'ich heiße' – Prät. 1., 3. Sg. *haihait*; got. *slēpa* 'ich schlafe' – Prät. 1., 3. Sg. *saislēp*; got. *leta* 'ich lasse' – Prät. 1., 3. Sg. *lailōt*.

Weitgehende lautliche Übereinstimmungen mit dem Ide. weisen, wie bereits erwähnt wurde, die Flexionsmorpheme des Verbs auf. Vgl. die ide. Personalendungen der 1., 2., 3. Pers. Sg. **-mi*, **-si*, **-ti* und die entsprechenden germanischen Personalendungen (ahd. *bib-ē-m* 'ich zittere', *salb-ō-m* 'ich salbe', *nim-i-s*, 'du nimmst', *nim-i-t* 'er nimmt'); vgl. ebenfalls das gemeinindoeuropäische Suffix des Optativs *-i-* (*-ī*), das sich mit dem stammbildenden Suffix des Präsens zu *-oi-*, germ. *ai-* verbindet (griech. Präs. Opt. 2. Sg. *pher-oi-s* 'dass ich trage', got. *nim-ai* 'dass ich nehme', ahd. ai > ē: *nem-e-* 'dass ich nehme') sowie die gemeinindoeuropäischen Suffixe der Partizipien auf **-nt* (vgl. ai. *bharā-nt-* 'tragend', griech. *phéro-nt-* 'tragend', lat. *lauda-nt-* 'lobend' und got. *nima-nd-*, ahd. *nema-nt-* 'nehmend'), **-no*, **-to* (vgl. ai. *śru-tá-* 'gehört', lat. *lauda-t-us* 'gelobt', russ. *pan-en* 'verwundet' und ahd. *gi-pflanz-ō-t* 'gepflanzt', ahd. *gi-bog-an* 'gebogen').

Neuerungen im morphologischen System des Urgermanischen. Auch im morphologischen System hat bereits das Urgermanische gewisse Neuerungen entwickelt. Die wichtigsten davon sind folgende:

Im Bereich der Substantive bekam die Stammbildung auf *-n* (vgl. S. 44) eine für das Ide. ungewöhnliche Ausbreitung, was zur zunehmenden Polarisierung der vokalischen „starken“ Deklination und der konsonantischen „schwachen“ *n*-Deklination führte.

Das Adjektiv, dessen Flexion im Ide. mit der Flexion der vokalischen Substantivstämme übereinstimmte (vgl. lat. *terra bona* 'gute Erde'), entwickelte zwei für das Germanische eigentümliche Flexionstypen:

die „starke“ und die „schwache“ Deklination. Die „starke“ Deklination entstand auf der Grundlage der alten nominalen Adjektivdeklinations, indem viele Kasusformen sich pronominalen Endungen aneigneten (vgl. ahd. N. Sg. masc. *ther* 'der' und *gotêr* 'guter'; N. Sg. neutr. *thaȝ* 'das' und *gotatȝ* 'gutes'). Die „schwache“ Adjektivdeklinations entstand durch die Ausdehnung der substantivischen *n*-Deklination auf die Adjektive.

Im Bereich des Verbs war die wichtigste Neuerung des Urgermanischen die Herausbildung der „starken“ und „schwachen“ Konjugation der Verben. Die starke Konjugation entstand auf der Grundlage der ide. Verbalflexion durch den Ausbau des Ablauts zum regelmäßigen Bildungsmittel der Tempusstämme. Die schwache Konjugation ist eine absolute Neuerung des Germanischen.

Ungeachtet dieser Neuerung im morphologischen System bewahrte das Urgermanische als eine flektierende Sprache die wesentlichen Züge der ide. Morphologie. Die Erhaltung von Kongruenz und Rektion als wichtigste syntaktische Mittel der Wortfügung setzten auch weitgehende Übereinstimmung zwischen dem Urgermanischen und dem Ide. im Bereich des syntaktischen Baus voraus.

Das phonologische System des Urgermanischen. Die Grundlage für die Rekonstruktion des urgermanischen phonologischen Systems sind die Lautkorrespondenzen im gemeindoeuropäischen Teil des urgermanischen Wortschatzes. Die oben angeführten Wortgleichungen (vgl. S. 41f.), zeugen von der gemeinsamen phonologischen Basis der indoeuropäischen Sprachen, an der auch das Urgermanische seinen Anteil hatte. Und doch sind die Neuerungen im Bereich des phonologischen Systems des Urgermanischen so bedeutend, dass gerade sie die Eigenart des Urgermanischen und der germanischen Sprachen der Folgezeit im beträchtlichen Maße prägen. Die wichtigsten davon sind folgende.

Die germanische Lautverschiebung. Die erste oder germanische Lautverschiebung (das Grimmsche Gesetz) ist ein durchgreifender Wandel im Konsonantensystem, der sich im Urgermanischen vermutlich im Zeitraum von 2000–1000 v. u. Z. vollzogen hatte. Er hatte die Auseinanderentwicklung fast sämtlicher ide. und germ. Geräuschlaute zur Folge.

(1) Die ide. stimmhaften Explosivlaute wurden im Urgermanischen stimmlos: $b > p$, $d > t$, $g > k$, $g^* > k^*$;

(2) Die ide. stimmlosen behauchten und unbehauchten Explosivlaute wurden im Urgermanischen zu stimmlosen Frikativlauten: $ph \sim p > f$, $th \sim t > \text{f}^1$, $kh \sim k \sim x(h)$, $q^h \sim q^* > x^*$;

(3) Die ide. stimmhaften behauchten Explosivlaute wurden im Urgermanischen zu stimmlosen unbehauchten Frikativlauten bzw. zu stimmhaften unbehauchten Frikativlauten (als Varianten der ersteren): $bh > \text{f} >$

¹ f^1 ist das interdentale [θ].

$b, dh > \delta > d, gh > g > g, g^h > g^* > g^{*1}$; in den meisten altgermanischen Sprachen wurden später die Varianten b, d, g phonologisiert und verdrängten die Frikativlaute δ, δ, g . Die Konsonanten g^* und g^* wurden zu g vereinfacht, so dass den ide. bh, dh, gh, g^h in den schriftlich überlieferten germanischen Sprachen meistens b, d, g entsprechen, also: $bh, dh, gh, g^h > b, d, g, g$.

Tabellarisch lässt sich die germanische Lautverschiebung wie folgt darstellen:

indoeur.	b d g g [*]	p t k q [*]	ph th kh g [*] h	bh dh gh g [*] h
germ.	p t k k [*]	f þ χ ^h χ [*]		b δ g g [*]

Beispiele:

(1) griech. *baitē* 'Hirtenrock' – got. *paida*, ae. *pād*, as. *pēda* 'Rock' ai. *dváu*, griech. *dýo*, lat. *duo*, russ. *два* – got. *twai*, as. *twē*, ae. *tū* 'zwei' ai. *yugám*, griech. *zygón*, lat. *jugum*, russ. *узо* – got. *juk*, aisl. *ok* 'Joch' lat. *vivus* (< **gui-*) – ae. *cwicu*, aisl. *kuikr*, ahd. *queck* 'munter';

(2) ai. *pitár*, griech. *patēr*, lat. *pater* – got. *fadar*, as. *fadar*, ahd. *fater* 'Vater'

ai. *trāyas*, griech. *treis*, lat. *tres*, russ. *mpu* – got. *þreis*, as. *thria*, aisl. *þrir* 'drei' griech. *kardia*, lat. *cor* – got. *hairto*, as. *herta*, ae. *heorte*, ahd. *herza* 'Herz' lat. *quod* – got. *was*, ae. *hwā*, ahd. *hwa*² 'was';

(3) ai. *bhrātar*, griech. *phrātōr*, lat. *frāter* (< **bhra-*) – got. *brōþar*, as. *brōthar*, ahd. *bruodar* 'Bruder'³

ai. *dvārah*, griech. *thýrā* – got. *daúróns*, as., ae. *duru*, aisl. *dyrr* 'Tor' griech. *khórtos*, lat. *hortus* – got. *gards* 'Haus, Familie, Hof', aisl. *garðr* Hof

Das Vernersche Gesetz. Die im Zuge der germanischen Lautverschiebung entstandenen stimmlosen Frikativlaute $f, þ, h$ (– ide. p, t, k, s, o .) blieben im Urgermanischen unverändert, nur wenn der Wortakzent auf dem unmittelbar vorausgehenden Vokal lag, also: $\acute{f}-, \acute{þ}-, \acute{h}-$. In allen anderen Fällen wurden $f, þ, h$ stimmhaft: $f, þ, h > \delta, \delta, g$, später b, d, g .

Also:

$\acute{f}-$, aber $\acute{þ}-, \acute{h}- > b$

$\acute{þ}-$, aber $\acute{þ}-, \acute{h}- > d$

$\acute{h}-$, aber $\acute{þ}-, \acute{h}- > g$

Vgl.: { (russ. *свекр* (\acute{k} –) – got. *swaihra*, ahd. *swehur* 'Schwiegervater'
 { (russ. *свекровь* (\acute{k} –) – ahd. *swigar* 'Schwiegermutter'
 { ai. *bhrātar*, griech. *phrātōr*, russ. *брат* (\acute{t} –) – got. *brōþar* 'Bruder'
 { ai. *pitár*, griech. *patēr* (\acute{t} –) – got. *fadar*, as. *fadar* 'Vater'

¹ δ ist ein stimmhafter bilabialer Frikativlaut, δ – ein stimmhafter interdentaler Frikativlaut, g und g^* sind stimmhafte gutturale Frikativlaute.

² \mathfrak{z} ist [s] zu lesen.

³ Die ide. bh, dh, gh sind nur im Altindischen erhalten. Im Griech. ph, th, kh , im Lat. f, f, h .

Derselbe akzentbedingte Wandel betraf urgerm. *s*, das zum stimmhaften *z* wurde, wenn nicht der unmittelbar vorausgehende Vokal den Akzent trug, also:

\acute{s} –, aber \acute{z} –, \acute{z} –.

In allen schriftlich überlieferten altgermanischen Sprachen außer dem Gotischen wurde germ. *z* > *r* (Rhotazismus), daher wechseln je nach den ursprünglichen Akzentbedingungen die Laute *s* und *r*, z. B. in den Verbalformen ahd. Prät. Sg. 1., 3. *was* – Prät. Pl. 1. *wárum* 'war – waren'; ahd. Inf. *forliosān* – Prät. Sg. 1., 3. *forlós* – Prät. Pl. 1. *forlurum* – 2. Part. *forloran* 'verlieren – verlor – verloren'.

Der grammatische Wechsel. Da der Akzent im Ide. und im frühesten Urgermanisch frei beweglich war, lag er bald auf dem Wurzelmorphem, bald auf dem Flexionsmorphem bzw. dem affixalen Morphem. Deshalb wirkte das Vernersche Gesetz nur auf einen Teil der Wortformen bzw. der Wörter einer Wortfamilie. Dadurch entstand der sog. grammatische Wechsel, d. i. der Wechsel stimmloser und stimmhafter Frikativlaute *f*, *þ*, *h*, *s/þ*, *ō*, *g*, *z*. Dieser Wechsel blieb auch in den germanischen Einzelsprachen nach der Festlegung des Akzents auf der ersten Silbe (s. u.) erhalten. So hat zum Beispiel das Deutsche den grammatischen Wechsel:

f/þ > *b*: *darben* – *bedürfen*
þ > *d/d* > *t*: *schneiden* – *schnitt* – *geschnitten*
Schneider – *Schnitter*
h/g > *g*: *ziehen* – *zog* – *gezogen*
s/z > *r*: *war* – *gewesen*
verlieren – *Verlust*
frieren – *Frost*.

Wandel im Vokalsystem.

ide. *o* > germ. *a* lat. *nox*, russ. *ночь* – got. *nahts*, as. ahd. *naht* 'Nacht'
ide. *ā* > germ. *o* lat. *māter*, russ. *мать* – ae. *mōdor*, as *mōdar* (ahd. *ō* > *uo*; *muoter*) 'Mutter'
ide. *oi* > germ. *ai* griech. (w)*oida* – got. *wait* 'ich weiß'
ide. *eī* > germ. *i* griech. *steicho* 'ich gehe' – ae. *stige*, as., ahd. *stīgu* 'ich steige'

Akzentverschiebung. Eine wichtige Neuerung des Urgermanischen war auch der Wandel der Akzentverhältnisse. Das Ide. hatte einen freien Akzent. Dass auch das älteste Urgermanisch einen freien Akzent haben musste, geht aus dem Vernerschen Gesetz hervor. Doch vermutlich noch während des Ablaufs der germanischen Lautverschiebung hat sich im Urgermanischen der Übergang zur Anfangsbetonung vollzogen, die alle altgermanischen Sprachen aufweisen.

Die Festlegung des Akzents auf die erste Silbe des Wortes hatte weitgehende Folgen für die weitere Entwicklung des phonologischen Systems und der morphologischen Struktur der germanischen Einzelsprachen (vgl. § 74, 80 und 84).

§ 13. Die Aufspaltung des Urgermanischen. Die altgermanischen Stammesdialekte

Die Aufspaltung des Urgermanischen. Die Aufspaltung des Urgermanischen und die Herausbildung der germanischen Einzelsprachen begannen mit der Ausbreitung der germanischen Stämme nach dem Süden um 800 v. u. Z. (vgl. S. 34).

Im Zeitraum von 800 v. u. Z. bis zum 300 v. u. Z. haben sich infolge der Auswanderung eines Teils der Germanen aus Skandinavien und der Landnahme auf dem Kontinent zwei Gruppen von germanischen Stämmen herausgebildet, und zwar die germanischen Stämme in Skandinavien und die kontinentalen germanischen Stämme an der westlichen Ostsee zwischen Oder- und Elbmündung. Obwohl die Kontakte zwischen den skandinavischen und den kontinentalen germanischen Stämmen sehr rege geblieben waren, ist eine sprachliche Scheidung des Urgermanischen in zwei Gruppen



Siedlungsgebiete der Germanen im 2. Jh. u. Z.

von Dialekten, die skandinavischen Dialekte und die kontinentalen Dialekte mit Bestimmtheit anzunehmen.

Um 300–100 v. u. Z. war eine weitere Auswanderung der germanischen Stämme aus Skandinavien erfolgt, als die Goten, Burgunder, Wandalen, Rugier, Gepiden und Heruler sich in Bewegung setzten und sich ebenfalls an der Ostseeküste, und zwar östlicher, im Mündungsgebiet der Wisla ansiedelten. Auf diese Weise bildeten sich nun im letzten vorchristlichen Jahrhundert zwei Gruppen von germanischen Stämmen auf dem Kontinent, Ostgermanen und Westgermanen genannt, und die entsprechenden Gruppen von kontinentalen germanischen Stammesdialekten, die ostgermanischen Dialekte der aus Skandinavien angewanderten Stämme im Mündungsgebiet der Wisla und die westgermanischen Dialekte alteingesessener kontinentaler germanischer Stämme zwischen Oder- und Elbemündung.

Die Verwandtschaft zwischen allen drei Gruppen altgermanischer Dialekte war noch immer eine sehr enge. Von den ostgermanischen Stammesdialekten ist auf uns nur das Gotische in schriftlicher Überlieferung gekommen. Gegenüber dem Urgermanischen weist es viele gemeinsame Neuerungen mit dem Skandinavischen auf, was auf die ursprüngliche gotonordische Einheit zurückzuführen ist (s. o.). Auch die skandinavischen und westgermanischen Stammesdialekte sind durch mehrfache gemeinsame Neuerungen miteinander verbunden, die durch dauerhafte sprachliche Kontakte zwischen den skandinavischen und den kontinentalen germanischen Stämmen zu erklären sind. Weniger gemeinsame Charakterzüge weisen die ost- und die westgermanischen Stammesdialekte auf. Die Nachbarschaft zwischen ihnen hatte vorübergehenden Charakter, da die Ostgermanen sich bereits im 2. Jh. u. Z. wieder in Bewegung setzten (s. u.).

Siedlungsgebiete der Germanen um 100 u. Z. Vor dem Beginn der Großen Völkerwanderung, um 100 u. Z. treten uns folgende Gruppen germanischer Stämme entgegen (s. Karte, S. 49):

1. In Skandinavien leben die *Nordgermanen* oder die Skandinavier.
2. Östlich von der Oder an der Ostseeküste und an der unteren Wisla leben die Goten, die Burgunden, die Wandalen, d. i. die *Ostgermanen*.
3. Westlich von der Oder, im Raume von der Elbe bis zum Rhein, von der Nordseeküste bis zum Mitteldeutschen Gebirge leben die *Westgermanen*. Zu den Westgermanen gehören drei große Stammes- und Kultverbände:
 - a) an der Nordseeküste leben die Friesen, Jüten, Angeln und Sachsen, Nordsee germanen genannt. Das ist der Kultverband der *Ingväonen*;
 - b) im Gebiet zwischen Rhein und Weser leben die Bataver, Brukterer, Chamarer, Chatten, Chattuarier, Ubier, Tenkterer und Sigambren. Das sind die Rhein-Weser-Germanen mit der kultischen Selbstbenennung die *Istväonen*;
 - c) an der unteren und mittleren Elbe leben die Elbgermanen. Das sind die Sweben, Markomannen, Langobarden sowie die Hermunduren und die Chaten. Ihre kultische Selbstbenennung ist die *Herminonen*.

Die Germanen in der Völkerwanderungszeit und die Schicksale der germanischen Stammesdialekte. Die skandinavischen Stämme nahmen an der Großen Völkerwanderung nicht teil. Ihre Stammesdialekte entwickelten eine Reihe von Neuerungen, die die Eigenart der nordischen (skandinavi-

schen) Sprachen im Rahmen des germanischen Sprachzweiges prägten. Auf ihrer Grundlage entwickelten sich später das Schwedische, Dänische, Norwegische, Isländische und Färöische (Island und die Färöer wurden im 9. Jh. von Norwegen aus besiedelt).

Die Ostgermanen kamen schon im 2. Jh. u. Z. in Bewegung. Die Goten wanderten nach Südosten ab und ließen sich an der Küste des Schwarzen und des Asowschen Meeres nieder, am unteren Dnepr und am unteren Dnestr. Hier bestand im 3.–4. Jh. u. Z. ein mächtiges Ostgotenreich. Nach dem Einbruch der Hunnen in Europa 375 u. Z. kamen die Goten wieder in Bewegung. Die Ostgoten erreichten Italien, die Westgoten Südfrankreich und Spanien, wo sie sich gegen Ende des 6. Jh. in den anderen Völkern auflösten. Die Burgunden kamen auf ihren Wanderzügen bis nach Südfrankreich und gründeten im Rhônegebiet ein Reich; hier wurden sie romanisiert. Die Wandalen kamen bis nach Spanien, wo nach ihnen Andalusien benannt ist, und schließlich bis nach Nordafrika, wo sie sich als selbständiger Stamm auflösten. Die ostgermanischen Sprachen waren auf diese Weise ausgestorben. Nur die gotische Sprache ist uns in schriftlicher Überlieferung erhalten. Die gotische Bibel (Codex argenteus), aus dem Griechischen vom gotischen Bischof Wulfila im 4. Jh. u. Z. übersetzt, ist eines der ältesten Sprachdenkmäler der altgermanischen Sprachen. Sie gibt reichen Aufschluss über den Bau altgermanischer Sprachen und ist deshalb für das Studium ihrer Geschichte von großer Bedeutung.

Die westgermanischen Stämme schlossen sich gegen das 3. Jh. u. Z. in einige große Stammesverbände oder Großstämme mit neuen Selbstbenennungen zusammen. Aus dem Stamme der Sweben, die um 100 u. Z. an der Elbe gelebt hatten, und aus einigen rhein-weser-germanischen Stämmen (den Tenkterern, den Usipetern u. a.) bildete sich der Großstamm mit dem neuen Namen die Alemannen – *Alemanni*. Die Hauptmasse der Rhein-Weser-Germanen bildete den mächtigen Stammesverband der Franken – *Franci*. Ein großer Teil der Nordseegermanen vereinigte sich unter dem Namen der Sachsen – *Saxsi*. Neben diesen Großstämmen blieben auch einige alte Stämme bestehen: die *Friesen*, die Hermunduren (später *Thüringer*), die Chatten (später *Hessen*), die Markomannen. Letztere bildeten später den Kern des Stammes der Bayern – *Bajuwaren*. Auch die westgermanischen Stämme setzten sich in der Völkerwanderungszeit in Bewegung. Die Franken überquerten im 3. Jh. den Rhein und drangen weiter nach Westen vor. Die nördlichen Franken, die sog. *Salier*, die am Niederrhein saßen (auf dem Territorium der heutigen Niederlande im Raum von Utrecht, Helderland, Overijssel), wurden im 4. Jh. im Nordbrabant als Bundesgenossen Roms angesiedelt und breiteten sich nach Abzug der römischen Truppen (406) westwärts nach Flandern bis an die Nordsee aus. Die südlichen Franken, die sog. *Ripuarier* stießen zum Mittelrhein vor, setzten sich im Raum von Köln fest und breiteten sich von hier nach dem Westen und bis zur Eifel nach Süden aus. Anfang des 5. Jh. stießen die Franken über Flandern nach Nordgallien (das heutige Nordfrankreich) vor. Gegen Ausgang des 5. Jh. war fast das ganze Gallien von ihnen besetzt.

Die Alemannen und die Bayern setzten sich ebenfalls in Bewegung und stießen nach Südwesten vor. Die Alemannen besiedelten das Maingebiet, den

Raum an Oberrhein und Oberdonau. Nachdem sie im 5. Jh. von den Franken aus der Maingegend verdrängt wurden, bewegten sie sich weiter nach Südwesten und besetzten bis zum 9. Jh. den größten Teil der heutigen Schweiz, das Gebiet der Rätoromanen. Die Hermunduren zogen in das heutige Thüringen. Die Markomannen ließen sich im heutigen südlichen Bayern nieder. Seit dem 6. Jh. zogen sie weiter innaufwärts und besiedelten das rätoromanische Tirol. Seit dem 8. Jh. breiteten sie sich weiter nach Südosten aus und besetzten die von den Südslawen bewohnten Gebiete; hier wurde die Ostmark Österreich gegründet. Auch Kärnten und die Steiermark wurden von ihnen besetzt.

Die Stammesdialekte der Alemannen, Bayern, Franken, Hessen und Thüringer bildeten später die Grundlage des Althochdeutschen. In der Völkerwanderungszeit und darüber hinaus bis um 770 blieben sie schriftlos und existierten als ein Kontinuum von Sprechdialekten. Die Runenschrift, die die Germanen nach Tacitus' Zeugnis bereits im 2. Jh. kannten, wurde nur zu kultischen Zwecken gebraucht (Runenzauber, Schutz- und Abwehrrunen auf Waffen, Amuletten, Schmuckgegenständen, Felsen und Grabsteinen). Es ist anzunehmen, dass die funktionelle Schichtung der Sprache, deren Ansätze bereits für die urgermanische Zeit bestanden haben mochten, weiter fortgeschritten war. Einerseits war sie mit der Entwicklung des Priesterstandes und mit der Ausbildung einer kultischen Sprache verbunden (s. über die Kultbünde S. 50), andererseits mit der weiteren Entwicklung der Dichtkunst, der die Ereignisse der Völkerwanderungszeit und die Bildung der ersten germanischen Königreiche einen mächtigen Anstoß gaben, und mit der Herausbildung eines besonderen Dichterstandes von Hofpoeten und Hofsängern aus dem Kreise der Gefolgschaften, von denen Preislieder und Heldenlieder stammten und die einen großen Schatz von künstlerischen Mitteln und epischen Stoffen von Geschlecht zu Geschlecht in mündlicher Überlieferung bewahrten. Die ersten schriftlichen Denkmäler des werdenden Althochdeutschen stammen aus einer späteren Zeit; sie entstanden im späten karolingischen Frankenreich. Ein Teil der Sachsen sowie die Angeln, Jüten und Friesen eroberten im 5.–6. Jh. Britannien. Hier entwickelten sie sich weiter als Angelsachsen. Ihre Stammesdialekte bildeten die Grundlage des Altenglischen, deren schriftliche Geschichte um 680 beginnt. Die an der Nordsee zurückgebliebenen Sachsen breiteten sich von der Nordseeküste um Holstein über die ganze norddeutsche Tiefebene westlich der Elbe aus und besiedelten nach Abzug der Franken die alten fränkischen Wohnsitze auf dem Territorium des heutigen Westsachsens. Das Altsächsische ist seit etwa 840 schriftlich überliefert. Aus den Stammesdialekten der westgermanischen Stämme entwickelten sich das Englische, das Friesische, das Deutsche, das Niederländische, das Afrikaans.

III. Kapitel

DAS WERDEN DER DEUTSCHEN SPRACHE UND DIE ALTHOCHDEUTSCHE ZEIT

DIE HERAUSBILDUNG DER DEUTSCHEN NATIONALITÄT

§ 14. Die Integration der westgermanischen Großstämme im Frankenreich

Die deutsche Nationalität ist aus den westgermanischen Großstämmen der Franken, Bayern, Alemannen, Thüringer und Sachsen im Zeitraum vom 5. /6. Jh. bis zur Mitte des 11. Jh. zusammengewachsen.

Eine führende Rolle bei der Herausbildung der deutschen Nationalität spielten auf der Anfangsstufe dieses Prozesses die Franken (vgl. S. 51). Zu einem mächtigen Stammesverband vereint unter Anführung des salischen Königs Chlodwig aus dem Geschlecht der Merowinger, der durch Mord und List die übrigen salischen und ripuarischen Stammesoberhäupter beseitigte und das gesamte von Franken beherrschte Gebiet in seine Gewalt brachte, eroberten die Franken die ehemalige römische Provinz Gallien (das heutige Frankreich) und gründeten 486 das Frankenreich, das die alten fränkischen Territorien östlich des Rheins und das neuerobernte Gallien vereinigte. Hier beginnt eine intensive Entwicklung der feudalen Gesellschaft. Es entstehen das Privateigentum und das Erbrecht auf Grund und Boden. Durch Aneignung von Grund und Boden in den provinzial-römischen Gebieten, durch Schenkungen von Grund und Boden an die Kirche und an den Dienstadel aus der Gefolgschaft des Königs wächst der Großgrundbesitz. Es entsteht die Klasse der Feudalherren, die das wichtigste Produktionsmittel dieser Zeit, den Grund und Boden in ihren Händen konzentriert. Die feudale Grundherrschaft führt zur Umwandlung der freien Bauern in abhängige Feudalbauern. So entstehen im fränkischen Feudalstaat zwei Klassen, die Klasse weltlicher und geistlicher Feudalherren und die Klasse abhängiger Bauern, die in scharfem Gegensatz einander gegenüberstehen. Die Macht fränkischer Könige wird durch die Unterstützung der römischen Kirche



Chlodwig, Statue 6. Jh.

gestärkt, da Chlodwig und der fränkische Adel 496 das Christentum annehmen. Die hohen Geistlichen bekleiden im fränkischen Staat die wichtigsten Ämter. Die Sprache des katholischen Gottesdienstes, das Latein, wird auch zur Amtssprache des Staates.

Das Frankenreich besteht bis zur Mitte des 9. Jh. Es erlebt seine Blütezeit in der spätfränkischen Zeit, unter Karl dem Großen aus dem Geschlecht der Karolinger (742–814). Karl der Große erobert 773–774 das Langobardenreich in Italien, gliedert seinem Reich einen Teil Spaniens an, wo er 804 die Westgotische (Spanische) Mark gründet; 795–796 zerschlägt er das Awarenreich in Pannonien (das heutige Ungarn) und gründet hier die Pannonische Mark. Unter Karl dem Großen breitet sich das Frankenreich auf das Territorium vieler europäischer Länder aus.

Für die Herausbildung der deutschen Nationalität war von entscheidender Bedeutung, dass die Franken sich andere westgermanische Großstämme unterwarfen und ihnen gegenüber als Einiger auftraten. So unterwarf sich Chlodwig 496 die Alemannen. Seine Nachfolger eroberten 531 das Thüringische Reich und 534 das Burgundenreich. Auch die Bayern erkannten um diese Zeit die politische Obermacht des fränkischen Staates an, obwohl sie in der frühfränkischen Zeit und auch im 7. Jh. noch eine gewisse Selbständigkeit bewahrten; endgültig wurde Bayern dem Franken-

reich 788 angegliedert. Länger bewahrten ihre Unabhängigkeit die Sachsen, die zwischen Elbe und Ems in den Wäldern abgesondert lebten. Die Entwicklung des Feudalismus ging hier nur langsam vor sich; es blieben noch einige Resterscheinungen der Gentilordnung erhalten. Die Sachsen widersetzten sich hartnäckig der christlichen Missionierung, die von den Franken ausging, und hielten an ihrer alten Religion fest. Doch nach den sächsischen Kriegen Karls des Großen (742–814) wurden auch sie dem Frankenreich angegliedert und christianisiert.

Die Zusammenfassung der Franken, Alemannen, Bayern, Thüringer und Sachsen im fränkischen Großreich legte den Grundstein zu ihrem Zusammenwachsen zu einer Nationalität. Doch konnte dieser Prozess im Rahmen des Frankenreiches nicht abgeschlossen werden. Das Frankenreich war ein mehrsprachiger, ethnisch bunter, lockerer Staat, der keine einheitliche ökonomische Basis besaß und schwach zentralisiert war.

§ 15. Das Werden der deutschen Sprache.

Ihre Existenzform im frühfränkischen Reich

Im Rahmen des Frankenreiches begann die Entwicklung zweier europäischer Sprachen der Neuzeit: des Französischen und des Deutschen. Die linksrheinischen Franken, die sich in Gallien ansiedelten, vermischten sich mit der einheimischen Bevölkerung, eigneten sich die höher entwickelte galloromanische Kultur an und vertauschten ihre germanische Sprache gegen die romanische Sprache Galliens, das werdende Altfranzösisch. Die östlichen Franken und die anderen germanischen Stämme, die das Frankenreich zusammenfaßte, sprachen ihre heimischen germanischen Dialekte, aus denen sich die werdende althochdeutsche Sprache zu entwickeln begann. Die Dialekte der Großstämme, die sich im Frankenreich zusammengeschlossen hatten, blieben vorerst schriftlos. Doch übte die Bildung eines mächtigen frühfeudalen Staates einen großen Einfluss auf die Existenzformen der Sprache aus. Deren erste Auswirkung auf die sprachliche Situation war der Einzug des Lateins



Wachsen des Frankenreiches

als Sprache des katholischen Gottesdienstes, Gelehrsamkeitssprache und Amtssprache des Staates und die dadurch entstandene hierarchisch geschichtete Zweisprachigkeit sowohl im rechtsrheinischen als auch im linksrheinischen Teil des Reiches: das Latein als Kirchen- und Amtssprache, germanische bzw. romanische Dialekte als Sprechdialekte der Bauern und des Adels.

Eine weitere Auswirkung der Herausbildung des Staates und der fortschreitenden Feudalisierung war die Verwandlung der Stammesdialekte der in das fränkische Reich eingegliederten Großstämme in Territorialdialekte. In dem Maße wie mit dem Übergang zur Sesshaftigkeit und zur Dorfgemeinde (Markgenossenschaft) die Blutbande der ehemaligen Gens den nachbarschaftlichen, d. i. territorial bedingten Beziehungen zwischen den Angehörigen der Dorfgemeinde wich (vgl. S. 40), wurde zur Grundlage der sprachlichen Gemeinschaft nicht die ethnische Zusammengehörigkeit, sondern das Zusammenleben im Rahmen des Feudalstaates. Bereits die Völkerbewegungen und ethnische Mischung der vorausgehenden Völkerwanderungszeit haben die Verwandlung der Stammesdialekte in Territorialdialekte vorbereitet. Der fränkische Staat schuf die Voraussetzungen für die Vollendung dieses Prozesses.

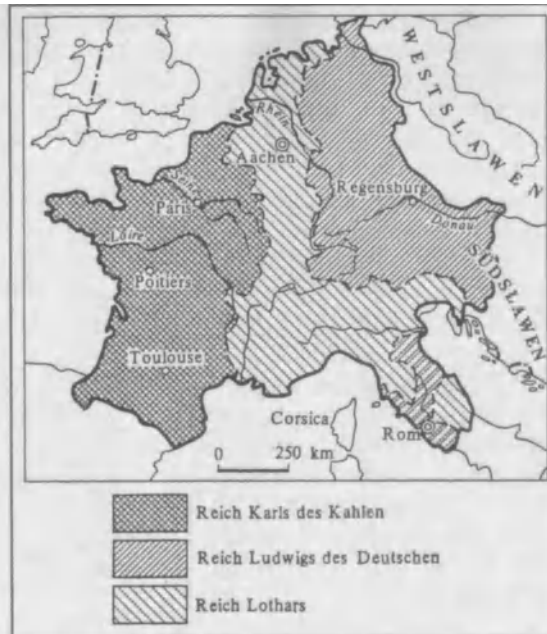
Die einzelnen Territorialdialekte stellten ein Kontinuum von Unterdialekten dar, die von Dorfgemeinschaft zu Dorfgemeinschaft variierten und zugleich eine Gesamtheit gleicher Charakterzüge aufwiesen. Ein Gefühl für die Zusammengehörigkeit der Territorialdialekte der betreffenden Großstämme als Dialekte einer Nationalitätssprache (der werdenden deutschen Sprache) muss bei den Sprechern dieser Dialekte in der frühfränkischen Zeit noch ausgeblieben sein, da in dieser Epoche bloß die ersten Voraussetzungen für deren künftige Zusammenschließung zu einer Nationalität vorlagen.

§ 16. Die Bildung des deutschen Staates und die weitere Konsolidierung der deutschen Nationalität

Die Gründung des Ostfränkischen Reiches. Ein entscheidender Schritt zur endgültigen Herausbildung der deutschen Nationalität war die Aufteilung des karolingischen Großreiches unter den Enkeln Karls des Großen, die Trennung seines westlichen (französischen) Teils von dem östlichen (deutschen) und die Abgrenzung in Sprachgruppen.

Durch den Vertrag von Verdun 843 entstanden drei Reiche;

1. Karl der Kahle erhielt das Westfränkische Reich (das spätere Frankreich);
2. Ludwig der Deutsche erhielt das Ostfränkische Reich (das spätere Deutschland);
3. Lothar erhielt das Mittelreich (Italien und das Gebiet zwischen dem Rhein, der Schelde und der Rhône, das später nach ihm Lotharingen benannt wurde).



Teilung von Verdun 843

Von der sprachlichen Teilung, die sich nach der Aufspaltung des fränkischen Großreiches vollzogen hatte, gibt eine Vorstellung eines der frühesten Schriftdenkmäler der deutschen Sprache, die sog. „Straßburger Eide“.

Dieses Dokument wurde 842 in Straßburg abgefasst, als Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle während des „Brüderkrieges“, der der Aufteilung des fränkischen Großreiches vorausging, ein Bündnis gegen Lothar schlossen. Es ist der Text des Eides, womit sie und ihre Heere ihre Bundesgenossenschaft beschwören mussten. Wie alle Dokumente jener Epoche wurde er in lateinischer Sprache abgefasst. Damit aber beide Heere den Eid verstehen konnten, musste er in zwei heimische Sprachen übertragen werden, und die beiden Könige leisteten den Eid vor den Heeren in der Landessprache des anderen. Ludwig der Deutsche sprach den Eid vor dem Heer seines Bruders romanisch (d. h. altfranzösisch), Karl der Kahle entsprechend rheinfränkisch (d. i. in einer althochdeutschen Mundart); die Heere sprachen den Eid jedes in der eigenen Sprache.

Die weitere Konsolidierung der deutschen Nationalität im Zeitraum vom 9. Jh. bis zur Mitte des 11. Jh. Das ostfränkische Reich, das nach der Teilung des karolingischen Großreiches entstanden war (s. o.), war der Ausgangspunkt zur Entstehung eines deutschen Staates. Im 10./11. Jh. erwuchs auf seiner Grundlage ein starkes Königtum. Bis zum Ausgang des 11. Jh. wurde auch der Feudalisierungsprozess, der bereits im Frankenreich im 6./8. Jh.

begonnen hatte, vollendet. Die Klasse weltlicher und geistlicher Feudalherren erstarkte noch mehr. Freie Bauern, wo sie noch ihre Selbständigkeit bewahrten, wurden in verschiedene Formen feudale Abhängigkeit gezwungen. Neben der intensivierten Landwirtschaft entwickelte sich an Fronhöfen und in Marksiedlungen ein spezialisiertes Handwerk. Das Land bedeckte sich mit einem Netz von Handelswegen. Auch Fernhandel wurde betrieben.

Die Zusammenschließung der Franken, Bayern, Alemannen, Thüringer, Sachsen, Friesen im Rahmen eines Feudalstaates und das Fortbestehen dieses mehr oder weniger zentralisierten Staates trugen dazu bei, dass sich bei den Angehörigen der einzelnen aus den Großstämmen der vorausgehenden Zeit erwachsenen Völkerschaften neben dem sog. „Stammesbewusstsein“ allmählich die Anfänge des „Gemeinschaftsbewusstseins“, eines Zusammengehörigkeitsgefühls entwickelten, dass sie sich ihrer Zugehörigkeit zu einer Nationalität immer mehr bewusst wurden. Obwohl die Angehörigen einzelner Völkerschaften sich noch immer gern als *Franci*, *Alemanni* usw. bezeichnen, drängen sich seit dem 9. Jh. allmählich die Benennungen *Teutonia*, *teutonica lingua*, *diutisce*, *teutonice* als alle Völkerschaften des deutschen Reiches und ihre Sprachen umfassende Bezeichnung durch. In den Quellen des 10. Jh. werden sie immer häufiger und setzen sich im ausgehenden 11. Jh. endgültig durch.

Das Wort 'deutsch'. Der aus dem Ostfränkischen Reich hervorgegangene deutsche Staat wurde im 9. Jh. vorwiegend *Teutonia* „das Teutonische Reich“ genannt. In vielen lateinischen Quellen finden sich in derselben Bedeutung auch die Bezeichnungen *Germania*, *Germani*, *germanicus*. Das Wort *deutsch* tritt zuerst 786 in lateinischer Form *theodiscus* als Bezeichnung der Sprache auf. Belegt ist um 800 auch der Ausdruck *Teudisca lingua*. Es heißt zuerst „volksmäßig“, „volksmäßige Sprache“ vom got. *þiuda*, ahd. *dior* 'Volk' und bezeichnet eine beliebige germanische Sprache gegenüber dem Latein. Im Frankenreich bekommt es dann die eigentliche Bedeutung 'deutsch', indem die zwei heimischen Sprachen des Reiches als *Teudisca* und *Romana lingua* einander gegenübergestellt werden; es wird also zum Synonym von *teutonicus* 'Teutonisch'. Um 1000 trifft man schon im deutschen Text die Bezeichnung *diu diutisca zunga* und um 1100 auch die Bezeichnungen *diutiskiu liute* und *diutiskiu lant*, woraus im 15./16. Jh. die Zusammensetzung *Teutschland*, *Deutschland* entsteht.

ALTHOCHDEUTSCH

§ 17. Die zeitlichen Grenzen der althochdeutschen Periode

Der Beginn der schriftlichen Überlieferung der deutschen Sprache um 770 eröffnet die althochdeutsche Periode. Sie dauert bis zur Mitte des 11. Jh. und umfasst drei politische Epochen: die Epoche des karolingischen Großreiches, die Epoche des Ostfränkischen Reiches (843–911) und die des Deutschen Reiches unter den sächsischen und fränkischen Königen (seit 919).

§ 18. Die Entwicklung des Schrifttums

Das deutsche Schrifttum war in der Epoche des spätfränkischen (karolingischen) Großreiches entstanden. Der Beginn der schriftlichen Überlieferung der werdenden deutschen Sprache war der bedeutendste Wandel in den Existenzformen der Sprache in der behandelten Epoche.

Die Entwicklung des deutschen Schrifttums stand in einem engen Zusammenhang mit der Kulturpolitik Karls des Großen, die ihrerseits ein Teil seiner Gesamtpolitik war. Noch mehr als seine Vorgänger war sich Karl der Große der Bedeutung der katholischen Kirche und des Bündnisses mit dem Papsttum für die Stärkung eines zentralisierten feudalen Großreiches bewusst. Die Kirche bildete das stärkste Band, das alle Teile des Großreiches zusammenhalten konnte und zugleich das wichtigste Mittel der ideologischen Beeinflussung der Volksmassen, ihrer Erziehung zur Unterwerfung war. Die Kirche sanktionierte die Ausbeutung der Bauern, stellte die Untertanenverhältnisse vor Staat und Feudalherrn als gottgewollte Ordnung hin und beschleunigte dadurch den Feudalisierungsprozess. Daher bildete die Einführung und Durchsetzung der christlichen Ideologie, die unter den Volksmassen noch keine tiefen Wurzeln hatte, den Kern der Kulturpolitik der Karolingerdynastie und vor allem Karls des Großen. Die Bemühungen Karls des Großen um Ausbreitung und Festigung des Christentums als Mittel der Festigung und Sicherung der Feudalordnung fanden ihren Ausdruck in der Gründung zahlreicher Klöster und Bistümer, die der Ausbildung der Geistlichen dienten und zu Zentren der christlichen Missionierung wurden. Zur tieferen Beeinflussung der Volksmassen war es notwendig, einen einheimischen Priesterstand heranzubilden, der den Gottesdienst in der Muttersprache der Volksmassen verrichten konnte, kirchliche Texte, Gebete, Psalmen und Hymnen ins Deutsche zu übersetzen. Es galt auch die Ausbildung der Geistlichen zu heben, ihnen zum Studium der Theologie und zur tieferen Einsicht in die Dogmen der christlichen Lehre zu verhelfen. Das bestimmte das Bildungswesen im karolingischen Reich. Hauptstätten der Bildung und der gelehrten Wirksamkeit waren die Klöster. Mönche und Kleriker unterrichteten in den Klosterschulen, befassten sich mit dem Abschreiben kostbarer Handschriften des antiken Schrifttums, mit der Übersetzung theologischer Schriften, Psalmen und Gebete, verfassten Geschichtswerke, Predigtsammlungen, Bibelkommentare. Zu Zentren des geistigen Lebens und der klerikalen Gelehrsamkeit wurden das Kloster Fulda und der Bischofssitz Würzburg in Ost-



Karl der Große. Bronzestatue 9 Jh.



Kirchliche Zentren als Stätten frühfeudaler Literaturpflege

franken, die Bischofssitze Freising, Salzburg, Regensburg und die Klöster St. Emmeram und Monsee in Bayern, die Klöster Lorsch und Weißenburg im rheinfränkischen Gebiet, der Bischofssitz Trier im mittelfränkischen Bereich, das Kloster St. Gallen und die Abtei Reichenau, das Kloster Murbach im alemannischen Bereich.

Das deutsche Schrifttum diente in erster Linie den Bedürfnissen der christlichen Missionierung und des Lateinunterrichts. Aus dem Lateinischen wurden in die heimischen Territorialdialekte Taufgelöbnisse, Glaubensbekenntnisse, Gebete, theologische Traktate übersetzt. Auch die Dichtung diente der Propaganda des Christentums. Vorchristliche und weltliche Sprachdenkmäler sind im deutschen Schrifttum der althochdeutschen Zeit sehr spärlich vertreten (s. S. 64).

Trotz der Entwicklung des deutschen Schrifttums behauptete das Latein im Laufe des gesamten althochdeutschen Zeitalters die herrschende Stellung als Sprache der klerikalen Gelehrsamkeit und als Amtssprache. In lateinischer Sprache verfassten ihre Geschichtswerke und Bibelkommentare die Gelehrten der Hofakademie Karls des Großen, z. B. die „Vita Karoli Magni“ Einhards, die „Historia Romana“ und die „Historia Langobardorum“ von Paulus Diaconus, die Bibelkommentare Alkuins u. a. m. Mönche und Kleriker betätigten sich auch in den Schreibstuben der Fürsten und Bischöfe. In lateinischer Sprache wurden die Gesetzbücher verfasst und das Recht gesprochen.

§ 19. Der althochdeutsche Sprachraum und die althochdeutschen Territorialdialekte

Die Grenzen der althochdeutschen Territorialdialekte wurden von den Herzogtümern bestimmt, die gegen Ende des 9. Jh. und zu Beginn des 10. Jh. im Ostfrankenreich entstanden waren und im Deutschen Reich fortbestanden.

Alemannisch. Im Südwesten des Reiches lag das Herzogtum Schwaben (nach dem alten Stamm der Sueben benannt). Es erstreckte sich über das Territorium des heutigen Baden-Württemberg, über den heutigen deutschsprachigen Teil der Schweiz und seit 925 über den Hauptteil des Elsass. Der Territorialdialekt des Herzogtums Schwaben heißt Alemannisch.

Bairisch. Im Südosten, östlich des Lechs (Nebenfluss der Donau) lag das Herzogtum Bayern. Es erstreckte sich über den größten Teil des heutigen Bayern und über das heutige Österreich. Sein Territorialdialekt heißt Bairisch.

Bairisch und Alemannisch bildeten den Grundstock der oberdeutschen Dialekte.

Fränkisch. Der fränkische Dialekt wurde in den Herzogtümern Franken und Lothringen gesprochen. Das Herzogtum Franken lag nördlich vom Herzogtum Schwaben, im mitteldeutschen Raum. Es erstreckte sich über die heutigen westdeutschen Länder Rheinland-Pfalz, Hessen, die Landschaft Franken im Nordwesten Bayerns und grenzte im Norden und Nordwesten an das Herzogtum Lothringen.

Das Herzogtum Lothringen, das im Verdunvertrag von 843 bei der Aufteilung des karolingischen Großreiches Lothar zugesprochen wurde, kam 870 an das Ostfränkische Reich und wurde 925 Herzogtum des Deutschen Reiches. Niederlothringen erstreckte sich über den nordwestlichen Teil des heutigen westdeutschen Landes Nordrhein-Westfalen am Niederrhein (Aachen, Köln, Kleve) und über das Territorium des heutigen Nieder- und Mittelbelgiens; Oberlothringen erstreckte sich über den westlichen Teil des heutigen westdeutschen Landes Rheinland-Pfalz am Mittelrhein (Trier), über die Territorien des heutigen Luxemburg, des Saargebietes und Lothringens.



Deutschland im 10. Jh.

Auf der großen Fläche, die der fränkische Dialekt einnahm, wies er mehrere Abstufungen vom Oberdeutschen zum Niederdeutschen auf; dementsprechend wird er in einige Unterdialekte (Mundarten) gegliedert.

Zum Oberdeutschen zählt man die fränkischen Mundarten, die an der fränkisch-schwäbischen und an der fränkisch-bayrischen Grenze liegen, und nämlich Südfränkisch und Ostfränkisch.

Zur mitteldeutschen Dialektgruppe gehören das Rheinfränkische in der Pfalz (Mainz, Frankfurt, Worms, Speier) und das Mittelfränkische (Koblenz, Trier, Luxemburg, Saargebiet, Köln, Aachen).

Zur niederdeutschen Dialektgruppe gehört das Niederfränkische im Raum von Kleve (heute an der deutsch-niederländischen Grenze im Land Nordrhein-Westfalen), im ganzen Nordosten des Herzogtums Lothringen (das heutige Nieder- und Mittelbelgien: Flandern und Brabant) und im östlichen Teil des Herzogtums (in den heutigen Niederlanden: Utrecht, Helderland, Overijssel). Es grenzt im Osten an das Sächsische.

Sächsisch. Das Herzogtum Sachsen lag im Norden des Reiches. Es erstreckte sich von der Elbe westwärts bis zur Ems über das Territorium des heutigen Schleswig-Holstein, Niedersachsen, über den westlichen Teil Sachsen-Anhalts, südwärts bis zum Harz.

Da Sachsen erst am Anfang des 9. Jh. nach den Sachsenkriegen Karls des Großen (772–804) dem Frankenreich angegliedert war, bewahrte das Altsächsische am Anfang der schriftlichen Überlieferung noch die Stellung einer selbständigen altgermanischen Sprache gegenüber dem Althochdeutschen. Das bedeutendste Denkmal des Altsächsischen ist das Poem „Heliand“ („Der Heiland“), das um 830 im Auftrag Ludwigs des Frommen, des Sohnes Karls des Großen, geschrieben wurde und der Propaganda des Christentums unter den Sachsen dienen sollte. Es erzählt in dichterischer Form vom Leben und Wirken Jesus Christus.

Die Annäherung des Altsächsischen an das Althochdeutsche begann bereits im 9. Jh. Sie vollzog sich unter dem Einfluss des fränkischen Dialekts, der schon im „Heliand“ bemerkbar ist. Im 10. Jh., als die sächsischen Herzöge deutsche Könige und römische Kaiser wurden (919–1024), nahm der Einfluss des Althochdeutschen zu. Infolge der Konsolidierung der deutschen Nationalität entwickelte sich das Altsächsische immer mehr zu einem Territorialdialekt der deutschen Sprache und bildete den Grundstock des Niederdeutschen.

Thüringisch. In Thüringen, im nordöstlichen Mittelraum zwischen den Herzogtümern Franken und Sachsen wurde der thüringische Dialekt gesprochen. Er gehörte zur mitteldeutschen Dialektgruppe.

Gliederung der deutschen Territorialdialekte

<i>hochdeutsche Territorialdialekte</i>		<i>niederdeutsche Territorialdialekte</i>
<i>Oberdeutsch</i>	<i>Mitteldeutsch</i>	
1. Bairisch	1. mitteldeutsches	1. Niederfränkisch
2. Alemannisch	Fränkisch	2. Niedersächsisch
3. oberdeutsches	a) Rheinfränkisch	(im 10./11. Jh.)
Fränkisch:	b) Mittelfränkisch	
a) Südfränkisch	2. Thüringisch	
b) Ostfränkisch		

§ 20. Die Sprachdenkmäler des Althochdeutschen

Die ersten deutschen Sprachdenkmäler waren *Glossare*, d. i. Vokabelverzeichnisse mit Übersetzung (die ältesten Glossensammlungen entstanden um 770 in Freising und in Fulda) und *Interlinearübersetzungen*, d. i. lateinische kirchliche Texte mit deutschen Übersetzungen zwischen den Zeilen, die beim Lateinunterricht in den Klosterschulen verwendet wurden. Auf sie folgten die Übersetzungen von Taufgelöbnissen, Glaubensbekenntnissen, Gebeten, Beichtformeln des Katechismus, von Predigtsammlungen. Im letzten Jahrzehnt des 8. Jh. wurde auch ein theologischer Traktat des Erzbischofs von Sevilla *Isidor* (560–636) „Über den katholischen Glauben“ (De fide catholica ex veteri et novo testamento contra Judaeos) übersetzt. Eines der bedeutendsten Sprachdenkmäler kirchlicher Überset-

zungsliteratur im 9. Jh. ist die in Fulda um 830 angefertigte Übersetzung der „Evangelienharmonie“ (Bibeltext) des christlichen Schriftstellers *Tatian* aus Syrien (2. Jh.), eine Zusammenstellung von Ausschnitten aus den vier Evangelien zu einem fortlaufenden Bericht über das Leben von Jesus Christus.

Auch die Versdichtung stand im Dienste der christlichen Missionierung. Zu nennen sind vor allem das Bruchstück eines Poems über den Weltuntergang und das Jüngste Gericht „*Muspilli*“ (um 830), die „Evangelienharmonie“ des gelehrten Mönchs *Otfrid* (um 865), eine Nachdichtung der Bibel, das Gedicht „*Ludwigslied*“, das den Sieg des fränkischen Königs Ludwig III. über die Normannen von 881 verherrlicht und Ludwig als einen gottesfürchtigen, frommen König schildert.

Zur Gesamtcharakteristik der althochdeutschen schriftlichen Überlieferung kann man mit Hugo Moser sagen: „Keine germanische Sprache und Literatur tragen so stark christlichen Charakter wie die frühdeutsche“¹.

Die altgermanische epische Dichtung, heimische Lieder und Sprüche lebten in dieser Epoche nur in mündlicher Überlieferung. Zwar hatte Karl der Große, wie aus zeitgenössischen Quellen hervorgeht, die Sammlung und Aufzeichnung heimischer Lieder veranlasst, doch ist sie der Nachwelt nicht erhalten geblieben. Das einzige uns überlieferte Denkmal der epischen Dichtung ist ein Fragment aus dem Poem „*Hildebrandslied*“, das vermutlich im 7. Jh. entstanden war und um 815 von zwei Mönchen des Klosters Fulda auf der Innenseite des hölzernen, lederbezogenen Deckels eines lateinischen Buches religiösen Inhalts aufgezeichnet wurde.

Auch im 10. /11. Jh. blieb das deutsche Schrifttum fast ausschließlich auf kirchliche Texte (vorwiegend Predigtsammlungen) beschränkt, während die Dichtung (Dramen, Helden- und Tierepos, ritterlicher Roman) sowie wissenschaftliche Schriften in lateinischer Sprache verfasst wurden. Von den Schriftdenkmälern nichtkirchlichen Charakters sind einige *Markbeschreibungen* zu nennen sowie die *Merseburger Zaubersprüche* – zwei Zaubersprüche, benannt nach ihrem Fundort, der Stadt Merseburg, und zwei lateinisch-deutsche Gesprächssammlungen, die für durch Deutschland reisende Romanen bestimmt waren.

Die Anfänge deutscher philosophischer Prosa waren in dieser Epoche mit der Übersetzungstätigkeit *Notkers des Deutschen* (955–1022) verbunden. Als Vorsteher der St. Gallener Klosterschule bediente sich Notker der Muttersprache zu Lehrzwecken, wozu er zahlreiche Psalmen und lehrhafte Texte ins Deutsche übertrug. Von besonderem Wert aber sind seine Übersetzungen philosophischer Schriften. Er übersetzte ins Deutsche die Schrift des römischen Philosophen Boethius „Trost der Philosophie“ (*De consolatione Philosophiae*), die Schriften von Aristoteles u. a. Er schuf durch Lehnübersetzung und Umschreibung eine große Anzahl philosophischer Termini (s. S. 81).

¹ Moser H. Deutsche Sprachgeschichte der älteren Zeit. // Deutsche Philologie im Auf-
riss / Hrsg. von W. Stammler. – B., 1952. – Bd. I. – S. 895.

§ 21. Die Existenzformen der Sprache in der althochdeutschen Zeit

Das wachsende Gemeinschaftsbewusstsein der werdenden deutschen Nationalität und das Gefühl der Gemeinschaft der Territorialdialekte, die in der Verbreitung der Bezeichnung *Teudisca lingua*, in der Folgezeit auch *die diutisca zunga* (vgl. S. 58) ihren Ausdruck fand, führten in der althochdeutschen Zeit noch nicht zum sprachlichen Ausgleich. Die einzige Existenzform der werdenden deutschen Sprache waren nach wie vor die Territorialdialekte geblieben. Es fehlte eine einheitliche ökonomische Basis sowie ein intensiver Verkehr zwischen den einzelnen Landschaften, so dass auch keine Kommunikationsverhältnisse und Kommunikationsbedürfnisse bestanden, die zur Herausbildung einer einheitlichen Verkehrssprache drängen würden.

Der bedeutendste Wandel in den Existenzformen der Sprache in der behandelten Epoche war die Entwicklung des Schrifttums und somit der Beginn der schriftlichen Überlieferung der werdenden deutschen Sprache. Die Entstehung des Schrifttums und die Entwicklung der religiösen Übersetzungsliteratur führten zu einer tiefgreifenden Entwicklung der deutschen Sprache. Unter dem Einfluss des Kirchenlateins waren in die deutsche Sprache zusammen mit den Begriffen der neuen christlichen Ideologie viele neue Wörter, meist abstrakte Begriffswörter, eingegangen (vgl. S. 81); es entwickelte sich der Stil der gelehrten Prosa. In der Dichtung wurde der altgermanische Stabreim (Alliteration) unter dem Einfluss des Lateins durch den Endreim verdrängt. Das alles führte zu einer weiteren funktionalen Schichtung der Sprache. Neben dem Latein bildete sich der gelehrte Stil des Deutschen, vertreten durch die sog. Schriftdialekte, der der Sprache des alltäglichen Verkehrs gegenüberstand. Da nur die gelehrten Geistlichen und eine dünne Schicht des Hofadels den gelehrten Stil der geistlichen Prosa beherrschten, gewann die Schichtung in gesprochene Alltagssprache und gelehrte Sprache der geistlichen Literatur nicht nur funktionalen, sondern auch sozialen Charakter. Ein sozialgeprägtes hierarchisches Verhältnis bildete sich nun nicht nur zwischen Latein und den gesprochenen Territorialdialekten, sondern auch zwischen dem gesprochenen Dialekt des Alltags und dem Schriftdialekt der gelehrten geistlichen Prosa. Trotz den politischen Zielen, die dem Bildungs- und Kirchenwesen des karolingischen Reiches zugrunde lagen, war die gelehrte geistliche deutsche Prosa ein gewaltiger Fortschritt in der Entwicklung der werdenden deutschen Sprache.

Im 10./11. Jh. waren auch günstige Bedingungen für die Entwicklung der Berufslexik entstanden. Mit der Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion, die einen Überschuss an Agrarprodukten zur Folge hatte, wurde die Arbeitsteilung möglich, und zwar die Herausbildung eines von der landwirtschaftlichen Produktion losgelösten Handwerks. Es entstanden spezialisierte Handwerksberufe, die an Fronhöfen und von wandernden Handwerkern ausgeübt wurden. Es handelt sich um Gold- und Eisenschmiede, Schildmacher, Schwertfeger, Drechsler, Walker, Gerber, Schuster, Sattler, Glockengießer,

Glasmacher, Baumeister u. a. Die Herausbildung einer verzweigten Berufsllexik bedeutete eine weitere funktionale Schichtung der Sprache.

Die funktionale und stilistische Schichtung der Sprache in der althochdeutschen Zeit kann zum Teil nach den Schriftdenkmälern verfolgt werden. Eine Vorstellung von der gesprochenen Alltagssprache jener Zeit geben uns die Gesprächssammlungen (s. o.). So heißt es in den „Kasseler Gesprächen“: *uuer pist dū? uuana quimis?* ‘Wer bist du? Woher kommst du?’, *uuaz sōhtut? sōhtum daz uns durft uuas* ‘Was habt ihr gesucht? Wir suchten, was uns nötig war’. Ganz anders ist die Sprache der althochdeutschen Dichtung. Die Poeme des „Hildebrandslied“ und „Muspilli“ künden von geübter Handhabung fester Regeln des Versbaus. Von dem Pathos der Dichtersprache können die Anfangszeilen des „Hildebrandsliedes“ zeugen:

*Ik gihorta dat seggen,
dat sih urhettun ænon muotin,
Hiltibrant enti Hadubrant untar herium tuem.*

‘Ich hörte das sagen, dass sich die Herausforderer einzeln trafen, Hildebrand und Hadubrand, zwischen zwei Heeren’.

Auch die althochdeutsche geistliche Prosa ist eine literarisch geformte Sprache. Sie hat einen komplizierten und mannigfaltigen Satzbau, ihr Wortschatz enthält viele Wörter, die als Ausdruck neuer theologischer, philosophischer und anderer abstrakter Begriffe entlehnt, abgeleitet umgedeutet oder neugeprägt waren. Dies gilt besonders von der Übersetzung des Traktats von Isidor und von den Schriften Notkers (vgl. S. 64).

DAS PHONOLOGISCHE SYSTEM DER ALTHOCHDEUTSCHEN TERRITORIALDIALEKTE

§ 22. Die Hauptcharakterzüge des althochdeutschen phonologischen Systems

Das althochdeutsche phonologische System wird durch die Überschneidung von altüberkommenen phonologischen Charakteristiken und von Lautwandelserscheinungen gekennzeichnet, die in der vorschriftlichen Zeit einzelne Areale von altgermanischen Stammesdialekten erfassten und den Lautstand der einzelnen altgermanischen Sprachen verschieden prägten sowie von phonologischen Prozessen aus der jüngeren Zeit, die die Eigenart des deutschen phonologischen Systems auf Jahrhunderte hinaus bestimmten.

Gemeingermanische phonologische Charakteristiken des althochdeutschen phonologischen Systems. Das Althochdeutsche erbte vom Altgermanischen:

1. den festen Wortakzent auf der Stammsilbe: *‘geban* ‘geben’ *‘zwīfalōn* ‘zweifeln’, *ar’slahan* ‘erschlagen’, *bi’bot* ‘Gebot’ (vgl. S. 48);

2. den Ablaut (vgl. S. 45), der sowohl im Althochdeutschen als auch in der deutschen Gegenwartssprache die Formenbildung der starken Verben prägt:

ahd. *bintan* – *bant* – *buntum* – *gibuntan* 'binden'

ahd. *ziohan* – *zôh* – *zugum* – *gizogan* 'ziehen'

Vgl. auch die Wortbildung:

ahd. *bintan* 'binden' – ahd. *bant* 'Band', 'Fessel'

ahd. *ziohan* 'ziehen' – ahd. *herizogo* 'Heerführer' ('Herzog')

3. den auf dem Vernerischen Gesetz beruhenden grammatischen Wechsel *d/t*, *h/g*, *f/b*, *s/r* in der Flexion der starken Verben (vgl. S. 48): —

ahd. *snidan* – *sneid* – *snitum* – *gisnitan* 'schneiden'

ahd. *ziohan* – *zôh* – *zugum* – *gizogan* 'ziehen'

ahd. *farlioson* – *farlôs* – *farlurum* – *farloran* 'verlieren'

Vgl. auch die Wortbildung:

ahd. *snidan* 'schneiden' – ahd. *snitâri* 'Schnitter'

Lautwandel in der vorliterarischen Zeit.

1. In den nord- und westgermanischen Sprachen entwickelte sich das altgermanische $\bar{e}(\bar{e}_1)$ durch die Zwischenstufe \bar{x} zu \hat{a} : got. *slepan* – as. *slāpan*, ahd. *slāfan* 'schlafen' got. *jēr* – as., ahd. *jār* 'Jahr'

2. In allen germanischen Sprachen entwickelte sich ein neues Phonem \bar{e}_2 : got. *her*
Es ist anzunehmen, dass sich \bar{e}_2 dem Charakter des Klanges nach von \bar{e}_1 unterschieden hat, da sein weiteres Schicksal von dem des \bar{e}_1 verschieden ist (s. S. 69).

3. In den nord- und westgermanischen Sprachen vollzog sich der Rotazismus – der Wandel $\bar{z} > r$:

got. *dius*, G. *diuzis* – as. *dior*, ahd. *tior* 'Tier'

got. *batiza* – as. *betera*, ahd. *beṣṣiro* 'besser'

4. In allen germanischen Sprachen entwickelten sich neue Phoneme *b*, *d*, *g* durch Phonologisierung der Varianten der Phoneme *þ*, *ð*, *g* (vgl. S. 46). Im Bairischen, Alemannischen und zum Teil im Fränkischen wurden die alten Phoneme *þ*, *ð*, *g* durch die neuen Phoneme *b*, *d*, *g* gänzlich verdrängt. In den anderen westgermanischen Dialekten blieben die alten Frikativlaute zum Teil erhalten. So hat das Englische den alten Frikativlaut *þ* in solchen Wörtern wie *to give*, *wives*, *to live*, *seven* u. a. m. (vgl. d. *geben*, *Weiber*, *leben*, *sieben*) erhalten, indem das bilabiale *þ* zum labiodentalen *v* wurde. Die alten Frikativlaute, *þ*, *ð* sind auch im Friesischen, im Niederdeutschen und zum Teil im Fränkischen erhalten, z. B. im Niederdeutschen: *jeld*, *jēwen*, *lījen* (vgl. die literatursprachlichen Formen d. *Geld*, *geben*, *liegen*).

5. In den westgermanischen Sprachen vollzog sich die Konsonantendehnung (die Geminatio) vor *j*:

got. *bidjan* – as. *biddian*, ae. *biddan*, ahd. *bitten* 'bitten'

got. *sibja* – as. *sibbia*, ahd. *sippa* 'Sippe'.

Lautwandel in althochdeutscher Zeit. Von besonders weittragender Bedeutung für die Entwicklung des deutschen phonologischen Systems waren folgende Wandelerscheinungen:

1. Die althochdeutsche Lautverschiebung. Die althochdeutsche Lautverschiebung wird auch zweite Lautverschiebung genannt. Sie rief eine gründliche Umwälzung im Konsonantensystem hervor und schuf

durch ihre Abstufungen (durch verschiedene Intensität) sehr beträchtliche lautliche Unterschiede zwischen den einzelnen Territorialdialekten. Die althochdeutsche Lautverschiebung hatte nachhaltige Bedeutung, indem sie die Eigenart des deutschen literatursprachlichen Konsonantismus prägte, die folgender Vergleich der deutschen Gegenwartssprache mit den anderen germanischen Sprachen veranschaulichen mag:

t < s d. *essen* – e. *to eat*, nl. *eten*, schw. *äta*;
 t < z d. *zehn* – e. *ten*, nl. *tien*, schw. *tio*
 p < f d. *helfen* – e. *to help*, nl. *helpen*, schw. *hjälpa*
 p < pf d. *Apfel* – e. *apple*, nl. *appel*, schw. *äpple*
 k – h d. *sprechen* – e. *to speak*, nl. *spreken*, schw. *sprak*
 d – t d. *Tochter* – e. *daughter*, nl. *dochter*, schw. *dotter* (Näheres s. § 25.)

2. Der Umlaut. Seine Entwicklung begann in den althochdeutschen Territorialdialekten in der vorliterarischen Zeit, allmählich erfasste er sämtliche dunklen Vokale und Diphthonge und führte zur Entwicklung mehrerer neuer vokalischer Phoneme. Der Umlaut entwickelte sich im Deutschen in der Folgezeit zu einer wichtigen Art von innerer Flexion.

Vgl. *das Buch* – *die Bücher*
alt – *älter* – *am ältesten*
ich fahre – *du fährst* – *er fährt*
ich kam – *ich käme*

Ähnlich in der Wortbildung:

das Buch – *das Büchlein*
die Kraft – *kräftig*
warm – *wärmen*
 (Näheres s. § 23)

Außerdem wurde der althochdeutsche Lautstand durch folgende Lautveränderungen geprägt:

3. Althochdeutsche Monophthongierung. Die germanischen Diphthonge *ai* und *au* wurden im Altsächsischen allgemein, im Althochdeutschen vor bestimmten Konsonanten zu *ê* und *ô*.

a) der Diphthong *ai* wurde zu *ê*, wenn *h*, *r*, oder *w* folgte; sonst *ai* > *ei*:

got. *laisjan* – as. *lêrian*, ahd. *lêran* 'lehren'
 got. *stain* – as. *stên* – ahd. *stein* 'Stein'

b) der Diphthong *au* wurde zu *ô* vor *h* und den Dentalen (*d*, *t*, *s*, *n*, *r*, *l*); sonst *au* > *ou*:

got. *hauhs* – as. *hōh*, ahd. *hōh* 'hoch'
 got. *augo* – as. *ōga* – ahd. *ouga* 'Auge'

4. Althochdeutsche Diphthongierung.

a) germanisches *e* (*e₂*) wurde zu *ia* diphthongiert. In den Schriftdenkmälern der zweiten Hälfte des 8. Jh. steht noch *ê* oder der Diphthong *ea*, z. B. *hêr*, *hear* 'hier'. Anfang des 9. Jh. wird *ê*, *ea* > *ia*: *hiar*; in der zweiten Hälfte des 9. Jh. *ia* > *ie*: *hier*;

b) germanisches *ô* wurde im Fränkischen gegen Ende des 8. Jh. zu *uo* diphthongiert, z. B. *fuor* 'ich fuhr'. Im Bairischen blieb im 9. Jh. noch *ô*: *fôr*, das Alemannische hatte *ua*: *fuar*. Erst am Ausgang des 9. Jh. breitete sich das *uo* über den gesamten hochdeutschen Sprachraum aus.

Im Altsächsischen blieb die Diphthongierung von *ê* und *ô* aus.

5. Verschiebung von germ. *þ* > ahd. *d*. Im 8. Jh. begann in den oberdeutschen Dialekten der Übergang des germanischen stimmlosen interdentalen Frikativlautes *þ* über die Zwischenstufe *ð* zu *d*: *þ* > *ð* > *d*.

Die bairischen und alemannischen Sprachdenkmäler haben bereits seit Anfang des 9. Jh. ein *d* (< *þ*). In den fränkischen Sprachdenkmälern dagegen sind neben *d* noch meist *th* und *dh* anzutreffen, z. B. *ther*, *dher* und *der*. Das zeigt, dass die Entwicklung des *þ* zu *d* noch nicht vollendet und der betreffende Laut noch ein *ð* war:

got. *þreis*, ae. *þrie*, as. *thria* – ahd. *thrî*, *dhri*, *drî* 'drei'

got. *þata*, ae. *þæt*, as. *that* – ahd. *tha3*, *dha3*, *da3* 'das'.

Im Fränkischen vollzieht sich der Übergang *þ* > *d* im 9.–12. Jh. Im 12.–14. Jh. erfasst er auch die niederdeutschen Dialekte. Im Englischen bleibt das germ. *þ* erhalten: e. *three* 'drei', *earth* 'Erde', *to thank* 'danken'.

§ 23. Der assimilatorische Vokalwandel

Vokalharmonie. Vokalharmonie, auch Brechung genannt, ist die Hebung bzw. Senkung der Stammsilbenvokale unter dem Einfluss der Vokale der nachfolgenden Silben, also eine regressive Assimilation. Sie war allen altgermanischen Sprachen eigen.

Die Hebung des *e* zu *i* geschah durch Einwirkung der Vokale der hohen Zungenlage *i* oder *j* der folgenden Silbe und vor *n* + Konsonant:

lat. *ventus* – ae., as. *wind*, ahd. *wint* 'Wind'

ahd. *erda* 'Erde' – ahd. *irdisc* 'irdisch'

Die Senkung des Phonems *i* zu *e* geschah vor dem Vokal der tiefen Zungenlage *a*:

lat. *piper* – ahd. *pfeffar* 'Pfeffer'

lat. *sinapis* – as. *senep* 'Senf'

Unter ähnlichen Positionsbedingungen vollzog sich der Wechsel von *o* und *u*:

ahd. *helfan* – *half* – *hulfum* – *giholfan* 'helfen', wo die Formen *hulfum* – *giholfan* je nach dem Vokal der folgenden Silbe den Wechsel *o* – *u* haben.

Der Diphthong *eu* wurde zu *eo*, *io* vor *a*, *e*, *o* der folgenden Silbe gesenkt und zu *iu* vor *i(j)*, *u* der folgenden Silbe gehoben:

ahd. *beogan*, *biogan* 'biegen' – Präs. Sg. 1. *biugu*, 2. *biugis(t)*, 3. *biugit*

In der deutschen Gegenwartssprache lebt die Vokalharmonie im Wechsel der Vokale *e/i* fort. Vgl. das Präsens starker Verben: *ich gebe* – *du gibst*, *er gibt*. Vgl. auch in der Wortbildung: *Erde* – *irdisch*, *Berg* – *gebirgig*, *Feld* – *Gefilde*.

Umlaut. Die Tendenz zum assimilatorischen Vokalwandel fand auch im *i*-Umlaut ihren Ausdruck, der allen germanischen Sprachen eigen war.

Der Umlaut entsteht unter dem Einfluss des *i* oder *j* der folgenden Silbe. Seine Wirkung besteht darin, dass die Vokale der mittleren und hinteren Reihe palatalisiert, d. h. in Vokale der vorderen Reihe verwandelt werden.

Die Entwicklung des Umlauts im Althochdeutschen begann um 750. Zu Beginn der schriftlichen Überlieferung wurde orthographisch nur der Umlaut des kurzen *a* bezeichnet, das vor *i* (*j*) der folgenden Silbe zu *e* wird (in den Grammatiken als *e* bezeichnet):

ahd. *gast* – Pl. *gesti* 'Gast – Gäste'

ahd. *alt* – Komp. *eltiro* – Superl. *eltisto* 'alt – älter – am ältesten'

Der Umlaut *a* > *e* hatte in der althochdeutschen Zeit noch mehrere Ausnahmen: *a* wurde nicht umgelautet vor *ht*, *hs*, *rw*:

ahd. *maht* – *mahtig* (vgl. *Macht* – *mächtig*)

ahd. *wachsan* – *wahsit* (vgl. *wachsen* – *wächst*)

In den oberdeutschen Territorialdialekten trat der Umlaut auch vor *h*, *r* + Konsonant, *l* + Konsonant nicht ein:

ahd. (fr., obd.) *slahan* – fr. *slehit*, obd. *slahit* (vgl. *schlagen* – *schlägt*)

ahd. (fr., obd.) *stark* – fr. *sterkiro*, obd. *starchiro* (vgl. *stark* – *stärker*)

ahd. (fr., obd.) *haltan* – fr. *helrit*, obd. *haltit* (vgl. *halten* – *hält*)

Der Umlaut fehlte oft vor *-i*, *-in*, *-lin*, *-nissi*, z. B. ahd. *magad* – Diminutiv *magatīn* 'Magd – Mägdlein', *tag* – *tagalīn* 'Tag – täglich'

Die meisten dieser Umlauthinderungen wurden zu Beginn der mittelhochdeutschen Periode beseitigt, so dass seit dem 12. Jh. auch hier der Umlaut eintritt. Er wurde als *ā* bezeichnet (der sog. Sekundärumlaut): *māhtig*, *wāhset*, *māgede* u. a.

Seit dem Ausgang des 10. Jh. wurde der Umlaut des langen *ū* orthographisch bezeichnet. Er wurde *iu* geschrieben:

ahd. *hūs* – Pl. *hūsir*, seit dem 11. Jh. *hiusir* 'Haus – Häuser'.

Die Schreibung *iu* konnte für die Bezeichnung des umgelauteten *ū* verwendet werden, da zu dieser Zeit der alte Diphthong (*iu* durch Monophthongierung zu [y:] wurde (s. S. 171), wobei die alte Schreibung geblieben war. So entstand das neue Phonem [y:] teils durch Monophthongierung des Diphthongs *iu*, teils durch den Umlaut des langen *ū*.

Es ist höchst wahrscheinlich, dass unter der Einwirkung von *i* und *j* auch andere Vokale sowie Diphthonge in der althochdeutschen Zeit umgelautet wurden. Da das lateinische Alphabet keine Zeichen für die neuen Laute besaß, fanden sie vorerst keinen Ausdruck in der Schreibung, um so mehr als es noch keine selbständigen Phoneme, sondern Varianten der Phoneme waren. Erst in der mittelhochdeutschen Zeit entwickelten sie sich zu neuen Phonemen und wurden orthographisch bezeichnet. In dieser Epoche bekam der Wechsel der Vokale vom Typ mhd. *gast* – Pl. *geste* (< ahd. *gast* – *gesti*) 'Gast – Gäste' oder mhd. *half* – *hülfe* (< ahd. *half* – *hulfi*) 'half – hülfe' die Funktion der inneren Flexion, die ihm in der deutschen Gegenwartssprache zukommt.

§ 24. Querschnitt durch das System der Vokalphoneme des Althochdeutschen im 9. Jahrhundert

Kurze Vokale: *a, ě, e, i, o, u*

a: *ahto* 'acht', *tag* 'Tag';

ě (= germ. *e*): *erda* 'Erde', *berg* 'Berg';

e (umgelautes *a*): *alt* – Komp. *eltiro* 'älter', *gast* – Pl. *gesti* 'Gäste'

i: *ih* 'ich', *bintan* 'binden';

o: *ofto* 'oft', *honag* 'Honig';

u: *unsēr* 'unser', *turi* 'Tür'.

In den althochdeutschen Handschriften werden die beiden *e*-Laute meistens nicht unterschieden, vgl. *erda* (*ě*) und *gesti* (*e*); doch ist anzunehmen, dass das *e* geschlossener gesprochen wurde als das *ě*, so dass man sie als zwei verschiedene Phoneme betrachten soll. Neben der Schreibung *e* sind für beide Phoneme auch die Schreibung *ae, ē* anzutreffen, z. B. *aerdha* 'Erde', *ēpani* 'Ebene', *aerbio* 'Erbe', *ēdili* 'Geschlecht'.

Lange Vokale: *ā, ē, î, ô, ū*

ā: *āno* 'ohne', *slāfan* 'schlafen';

ē: *ēra* 'Ehre', *sēo* 'See' (über die Herkunft des ahd. *ē* s. S. 68)

î: *îs* 'Eis', *mîn* 'mein';

ô: *ôra* 'Ohr', *hōh* 'hoch' (über die Herkunft des ahd. *ô* s. S. 68)

ū: *ūf* 'auf', *tūba* 'Taube'.

Die Länge der Vokalphoneme wurde manchmal durch Verdoppelung, z. B. *gitaan* 'getan', *leeran* 'lehren', durch den Zirkumflex oder den Akut, z. B. *gitân*, *lêran*; *gitán*, *lêran* wiedergegeben. Meist werden sie aber in den althochdeutschen Handschriften überhaupt nicht angegeben.

Diphthonge: *ei* (*ai*), *ou* (*au*), *iu*, *io* (*eo*, *ie*), *uo* (*ua*, *oa*), *ia* (*ea*, *ie*)

ei (*ai*): *ein* 'ein', *heitar*, *haitar* 'heiter';

ou (*au*): *ouga* 'Auge' *gilouben*, *chilauben* 'glauben';

iu: *liut* 'Volk', *biugu* '(ich) biege';

io (*eo*, *ie*): *diot*, *deot*, 'Volk', *biogan*, *beogan*, *biegan* 'biegen';

uo (*ua*, *oa*): *guot*, *guat* 'gut', *buoh*, *buah* 'Buch';

ia (*ea*, *ie*): *hiar*, *hear*, *hier* 'hier'.

Kennzeichnend für die Diphthonge ist das Vorhandensein graphischer Varianten, z. B. *ei* und in den frühesten Sprachdenkmälern *ai*: *heitar* / *haitar* 'heiter'; *io* und *eo*, z. B. *diot* / *deot* 'Volk'.

Zugleich ist der Bestand der Diphthonge in den einzelnen Dialekten verschieden. So hat das Fränkische *uo*, das Alemannische *ua* und das Bairische im 9. Jh. noch *ô* (– germ. *ō*). Dem germ. *au* entspricht im Fränkischen und im Alemannischen der Monophthong *ô*, das Bairische aber hat am Anfang des 9. Jh. noch *ao*. Wo das germ. *au* nicht monophthongiert wurde (vgl. S. 68), haben das Fränkische und das Alemannische *ou* das Bairische aber bewahrt bis zur Mitte des 9. Jh. noch *au*.

Einige Lautkorrespondenzen zwischen dem althochdeutschen Vokalismus und dem der deutschen Gegenwartssprache. Der althochdeutsche Vokalbestand unterscheidet sich sehr stark von dem der deutschen Gegenwartssprache. Ohne auf die Herkunft und Veränderung aller Vokale und Diphthonge an dieser Stelle einzugehen, soll auf einige Lautkorrespondenzen hingewiesen werden, deren Berücksichtigung das Verstehen althochdeutscher Texte erleichtern kann.

1. Den ahd. Langvokalen *i ũ, iu* [y:] entsprechen heute *ei* [æ], *au, eu* (äu):

ahd. *mīn* – *mein*

ahd. *hūs* – *Haus*

ahd. *liute* – *Leute*

ahd. *hiuser* – *Häuser*

2. Den ahd. Diphthongen *ie, uo* entsprechen heute die Langvokale *ie* [i:], *u* [u:]

ahd. *hier* – *hier* [i:]

ahd. *fuor* – *fuhr*

3. Den ahd. Diphthongen *ei, ou* entsprechen heute *ei* [æ], *au*:

ahd. *teil* – *Teil* [tæɪ]

ahd. *ouge* – *Auge*

4. Den ahd. Lautverbindungen *sk* (*sc*), *sl*, *sn*, *sw*, *rs*, *sf*, *sp* entsprechen heute *sch*, *schl*, *schn*, *schw*, *rsch*, *st* [ʃt], *sp* [ʃp]:

ahd. *skrīban* – *schreiben*

ahd. *fisc* – *Fisch*

ahd. *slāfan* – *schlafen*

ahd. *snello* – *schnell*

Vgl. ahd. *mīn*, *dīn*, *sīn*, *zīt*, *rītan*, *kindilīn* – d. *mein*, *dein*, *sein*, *Zeit*, *reiten*, *Kindlein*

ahd. *ūf*, *hūs*, *lūt*, *brūt*, *trūrig*, *brūchan* – d. *auf*, *Haus*, *laut*, *Braut*, *traurig*, *brauchen*

ahd. *liute*, *hiute*, *hiusir*, *diutsch* – d. *Leute*, *heute*, *Häuser*, *deutsch*

ahd. *guot*, *buoch*, *fuor*, *ruofan* – d. *gut*, *Buch*, *fuhr*, *rufen*

ahd. *skrīban*, *scōni*, *sculd*, *skioꝝzan* – d. *schreiben*, *schön*, *schuld*, *schießen* u. a. m.

§ 25. Die althochdeutsche Lautverschiebung

Die althochdeutsche Lautverschiebung (2. Lautverschiebung) betrifft zwei Gruppen von Konsonanten: die germ. *p, t, k* und die germ. *b, d, g*.

Die Umwandlung im Konsonantensystem der hochdeutschen Territorialdialekte begann im 5./6. Jh. u. Z. im Bairischen und Alemannischen und erfasste in der Folgezeit, zwischen 800 und 1200 auch das Fränkische. In ihrer Ausbreitung nordwärts verlor sie allmählich an Intensität und machte schließlich vor der Grenze des Niederdeutschen halt. Durch ihre Abstufungen schuf sie sehr beträchtliche lautliche Unterschiede

zwischen den einzelnen althochdeutschen Dialekten, die auch heute zu den wesentlichsten differenzierenden Merkmalen einzelner hochdeutscher Mundarten zählen. Zugleich stellte die 2. Lautverschiebung die Gesamtheit der hochdeutschen Mundarten dem Niederdeutschen entgegen. Wie oben gesagt wurde, prägt sie auch das Konsonantensystem der deutschen Literatursprache.

Spirantisierung der germanischen *p, t, k*. Die germ. stimmlosen Explosivlaute *p, t, k* wurden teilweise oder vollständig spirantisiert, d. h. in Frikativlaute (Spiranten) oder in Affrikaten verschoben:

a) im In- und Auslaut des Wortes nach einem Vokal wurden die germ. *p, t, k* zu *ff, ʒʒ, hh* verschoben:

- as. *opan* – ahd. *offan* 'offen'
- as. *slāpan* – ahd. *slāfan* 'schlafen'
- as. *etan* – ahd. *eʒʒan* 'essen'
- as. *ik* – ahd. *ih* 'ich';

b) im Anlaut, inlautend und auslautend nach einem Konsonanten sowie bei Konsonantendehnung (s. S. 67). wurden die germ. *p, t, k* zu den Affrikaten *pf, z, kch (ch)* verschoben:

- as. *tunga* – ahd. *zunga* 'Zunge'
- as. *appul* – ahd. *apful* 'Apfel'
- as. *pund* – ahd. *pfunt* 'Pfund'
- as. *korn* – ahd. (bair.) *(k)chorn* 'Korn'.

Die Verschiebung von *k > kch (ch)* ist nur im Bairischen und Alemannischen durchgeführt. Im Fränkischen bleibt *k* erhalten.

p, t, k bleiben in den Verbindungen *sp, st, sk* unverschoben: ahd. *spil* 'Spiel', *fisk* 'Fisch', *stein* 'Stein' sowie in den Verbindungen *ht, ft, fr*: *naht* 'Nacht', *kraft* 'Kraft', *tretan* 'treten'; nach *n* in *wintar* 'Winter'.

Lenierung der vorahd. *b, d, g*. Die stimmhaften Explosivlaute *b, d, g*, die sich aus den germ. *þ, ð, g* entwickelt hatten (s. S. 46), wurden zu *p, t, k* verschoben:

- as. *drinkan* – ahd. *trinkan* 'trinken'
- as. *burg*, fr. *burg* – bair. *purc* 'Burg'
- as. *geban*, fr. *geban* – bair. *kepan* 'geben'.

Die Verschiebung von *b, g > p, k* war nur dem Bairischen und Alemannischen eigen. Nur die Verschiebung von *d > t* hat auch einen Teil des Fränkischen erfasst.

Der Vergleich mit dem phonologischen System der modernen deutschen Mundarten legt die Annahme nahe, dass es sich bei diesem Wandel nicht nur um den Verlust der Stimmhaftigkeit, sondern in erster Linie um die Schwächung (Lenierung) der betreffenden Konsonanten, d. h. um die Minderung der Muskelspannung bei der Aussprache der Explosivlaute handelte.

Durch Lenierung entstanden die sog. schwachen Explosivlaute oder Lenes *b, d, g*, die sich sowohl von *p, t, k* als auch von *b, d, g* unterschei-

den. Sie sind stimmlos wie *p, t, k*, doch letztere werden mit starker Muskelspannung gesprochen (sind Fortes); *b, d, g* dagegen werden wie *b, d, g* mit geringer Muskelspannung gesprochen, was den stimmhaften Explosivlauten eigen ist.

Aus Mangel an geeigneten alphabetischen Zeichen im lateinischen Alphabet wurden die Lenes *b, d, g* in den althochdeutschen Handschriften durch *p, t, k* wiedergegeben. Doch zeugen die häufigen Schwankungen in der Schreibung (*gotes* und *godes* 'Gottes', *dhërato* und *drâdo* 'schnell, heftig, sehr', *mennisco* und *mennisgo* 'Mensch') davon, dass weder die Buchstaben *p, t, k* noch die Buchstaben *b, d, g* dem wahren Charakter der bezeichneten Laute völlig entsprachen.

Die Abstufungen der althochdeutschen Lautverschiebung in den althochdeutschen Territorialdialekten. Die althochdeutsche Lautverschiebung war im Süden des althochdeutschen Sprachraums, im Bairischen und im Alemannischen entstanden und war nur hier ein spontaner Lautwandel.

Der fränkische Dialekt hat sich dagegen den verschobenen Konsonantismus unter dem Einfluss der oberdeutschen Territorialdialekte angeeignet und wurde auf diese Weise allmählich „verhochdeutsch“. Die Verschiebung verbreitete sich hier wellenartig in einzelnen Gruppen von Wörtern, so dass neben Wörtern mit verschobenen Konsonanten auch viele Wörter mit unverschobenen Konsonanten weiterleben. Als erster wies auf diesen besonderen Charakter der Ausbreitung der Lautverschiebung im fränkischen Sprachraum F. Engels hin, der im Zusammenhang mit seiner Untersuchung „Zur Geschichte der Ugermanen“ eine sprachwissenschaftliche Abhandlung über den fränkischen Dialekt schrieb und die sprachliche Einheit des Fränkischen als eines der Hauptdialekte des Deutschen bezeichnete¹. In der Neuzeit hat die Untersuchung der rheinischen Mundarten durch den hervorragenden deutschen Sprachforscher Theodor Frings die Richtigkeit der Schlussfolgerungen von F. Engels vollauf bestätigt. Nach Th. Frings vollzog sich die Ausbreitung der zweiten Lautverschiebung im Mittelfränkischen von 800 bis 1200. Dabei sollte man in Bezug auf den fränkischen Sprachraum „nicht von Lautverschiebung, sondern von lautverschobenen Wörtern sprechen“².

Die Lautverschiebung drang in das Fränkische vom Süden herein, und zwar aus dem Gebiet, wo die Franken im 5.–6. Jh. die Alemannen abgelöst und sich mit ihnen vermischt hatten. Daher war die Intensität der Lautverschiebung im Süd- und Ostfränkischen am größten, was einer der Hauptgründe für deren Eingliederung in die oberdeutsche Dialektgruppe ist (vgl. S. 63). Hier waren alle Verschiebungserscheinungen außer *k > kch(ch)* (*kind > kchint*), *b > p* (*bin > pin*), *g > k* (*ginuog > kinuok*) vorhanden; letztere Verschiebungen blieben dem Bairischen und Alemannischen als ihre spezifischen Kennzeichen vorbehalten. Vgl. die verscho-

¹ Engels F. Der fränkische Dialekt // Zur Geschichte und Sprache der deutschen Frühzeit. – B., 1963.

² Frings Th. Germania Romana. – B. 1963. – S. 210.



Die Grenzen der zweiten Lautverschiebung

benen / unverschobenen Formen *pist – bist* '(du) bist', *piqueme – biqueme* '(es) komme', *kauuihit – giuuihit* 'geheiligt' im bair. und ostfr. Text des „Vaterunsers“:

a) bair. *Fater unsêr, dû pist in himilum, kauuihit sî namo dîn, piqueme rihi dîn* 'Vater unser, du bist im Himmel, geheiligt sei dein Name, es komme dein Reich';

b) ostfr.: Fater unsêr, thû thâr bist in himile, sî giheilagôt thîn namo, que-me thîn rîhhi.

Je weiter die Verschiebung im fränkischen Sprachraum vordrang, desto schwächer wurde sie. Im Rheinfränkischen fehlt die Verschiebung $p > pf$ (*pund > pfund*, *appel > apfel*). Nicht immer erfolgt hier auch die Verschiebung von $d > t$ (*dohter > tohter*). Das Nachlassen der Lautverschiebung macht sich noch mehr im Mittelfränkischen bemerkbar; hier fehlt auch die Verschiebung von $p > pf$, $d > t$. Im Ripuarischen fehlt zum Teil die Verschiebung von $p > ff(f)$, so in den Konsonantenverbindungen *rp*, *lp* (*werpen > werfen*, *helpen > helfen*). Kennzeichnend für das Mittelfränkische sind die unverschobenen Formen der Pronomen *dat*, *wat*, *et*, *allet*. Gänzlich unberührt von der zweiten Lautverschiebung bleibt das Niederfränkische, das aus diesem Grunde zur niederdeutschen Dialektgruppe gezählt wird.

Das Niederdeutsche hat die zweite Lautverschiebung nicht durchgemacht und bewahrte den alten gemeingermanischen Konsonantenbestand, was die lautliche Verwandtschaft des Niederdeutschen mit dem Englischen, Niederländischen und den anderen germanischen Sprachen erklärt.

Die Grenze zwischen dem Hochdeutschen und dem Niederdeutschen geht von Düsseldorf am Rhein durch Magdeburg an der Elbe bis Frankfurt an der Oder. Es ist die sog. *Benrather Linie*, benannt nach dem Ort Benrath, südöstlich von Düsseldorf, wo diese Grenzlinie den Rhein schneidet.

Der Lautverschiebungsstand in der deutschen Literatursprache. Die deutsche Literatursprache hat die zweite Lautverschiebung in folgendem Umfang aufgenommen.

Die Verschiebung von $p, t, k > ff, ʒʒ, hh$ ($f, ʒ, h$) im In- und Auslaut des Wortes nach einem Vokal ist völlig durchgeführt: *das*, *essen*; *schlafen*, *helfen*; *Buch*, *sprechen*.

Ebenfalls durchgeführt ist die Verschiebung von $p, t > pf, z$ im Anlaut des Wortes, nach einem Konsonanten und bei Konsonantenverdoppelung. Die Verschiebung von $k > kch$ (*ch*) dagegen bleibt aus (vgl. o.): *zehn*, *Herz*; *Pfeife*, *Apfel*; doch: *Kind*, *Korn*.

Von den stimmhaften Explosivlauten b, d, g ist nur $d > t$ verschoben: *Tochter*, *trinken*.

Die Verschiebung von $b > p$, $g > k$ bleibt aus: *bin*, *bei*; *genug*.

§ 26. Querschnitt durch das System der Konsonantenphoneme des Althochdeutschen im 9. Jahrhundert

Die zahlreichen Abstufungen der zweiten Lautverschiebung von Süden nach Norden und das ungleiche Schicksal der germ. b, d, g in den einzelnen hochdeutschen Dialekten (vgl. S. 74) erschweren eine Gesamtdarstellung des althochdeutschen Konsonantensystems. Zu Lehrzwecken wird hier der Konsonantenstand des Ostfränkischen gegeben, der dem Konsonantenstand der Literatursprache am nächsten steht.

Konsonantenphoneme (Ostfränkisch)

stimmlose Explosivlaute	<i>p</i>	<i>t</i>	<i>k</i>	<i>kʷ</i>
stimmhafte Explosivlaute	<i>b</i>	<i>d</i>	<i>g</i>	
stimmlose Frikativlaute	<i>f</i> (<i>ff</i>)	<i>ʃʒ, s</i>	<i>hh</i> (<i>ch</i>)	<i>hʷ</i>
stimmhafte Frikativlaute		<i>th</i> (<i>dh</i>)		
Affrikaten	<i>pf</i>	<i>z</i> [<i>tʃ</i>]		
Faringale	<i>h</i>			
Liquiden	<i>l</i>	<i>r</i>		
Nasale	<i>m</i>	<i>n</i>		
Halbvokale		<i>w</i> (gesprochen wie e. <i>water</i>)		

f (*v*): *fater*, *vater* 'Vater'; *fogal*, *vogal* 'Vogel';

p: *plāgen* 'plagen', *spāti* 'spät';

b: *berg* 'Berg', *boum* 'Baum';

pf (*ph*): *pflanza*, *phlanza* 'Pflanze', *apful*, *aphul* 'Apfel';

th, *dh* [*ð*]: *ther*, *dher* 'der', *thionôn*, *dionôn* 'dienen';

t: *tiuft* 'tief', *tôt* 'tot';

d: *dri* 'drei', *diot*, *thiot* 'Volk' (über das Verhältnis von *d* zu *th*, *dh* s. S. 65);

z [*tʃ*]: *zît* 'Zeit', *zuo* 'zu';

s: *sunu*, *sun* 'Sohn', *sunna* 'Sonne';

z (*ʒ*, *ʒʒ*): *thaʒ* 'das', *waʒʒar* 'Wasser';

h (*ch*) [*x*]: *suohhen*, *suochen* 'suchen', *sprehhan*, *sprechan* 'sprechen';

h [*h*]: *hano* 'Hahn', *sehan*, 'sehen';

k (*c*, *ch*): *klôstar* 'Kloster', *akar*, *ackar*, *accar*, *acchar* 'Acker';

g: *garto* 'Garten', *weg* 'Weg';

hʷ: *hwer*, später *wer* 'wer', *hwila*, später *wila* 'Zeit, Weile';

qu [*kʷ*]: *quemān* 'kommen', *quedan* 'sagen';

l: *lêren* 'lehren', *helfan* 'helfen';

r: *regan* 'Regen', *dorf* 'Dorf';

m: *mîn* 'mein', *kempfo* 'Kämpfer';

n: *neman* 'nehmen', *kind* 'Kind';

w (*uu*, *u*): *weg*, *uueg*, *ueg* 'Weg' *zwîfalôn*, *zuuîfalôn* 'zweifeln';

j (*i*): *iâr*, *jâr* 'Jahr'.

Die graphischen Varianten *k* und *c* (*akar*, *ackar*, *accar*, *acchar* 'Acker') *f* und *v* (*filu*, *vilu* 'viel') sind durch Nachahmung des lateinischen Schrifttums zu erklären; ebenso *pf* und *ph* (*pfad*, *phad* 'Pfad').

Auf die Unsicherheit der orthographischen Regeln und auf den Mangel an Graphemen, die dem althochdeutschen phonologischen System gerecht wären, sind Doppelschreibungen wie *th* und *dh*, *d* (*ther*, *dher*, *der* 'der') zurückzuführen sowie die Bezeichnung zweier verschiedener Phoneme mit einem Graphem, z. B. *z* (l. der Frikativlaut [*s*], der durch Verschiebung von *t* > *ʒ* (*ʒ*) entstanden war: *waʒʒar* 'Wasser', *thaʒ* 'das' zu Lehrzwecken wird *ʒ* geschrieben; 2. die Affrikata [*tʃ*], die auch infolge der Verschiebung von *t* > *z* entstanden war, z. B. *zît* 'Zeit', *herza* 'Herz'); ähnlich *h* (l. der stimmlose velare Frikativlaut [*x*]; intervokalisches wird später *hh* und *ch* geschrieben, z. B. *suohhen*, *souchen* 'suchen'; 2. der faringale Laut [*h*], der nicht nur

im Wortanlaut, sondern auch am Anfang der Silbe im Wortinlaut vorkommt, z. B. *hano* 'Hahn' *sehan* 'sehen').

Graphische Varianten sind auch:

w und *uu* (*u*) bezeichnen den bilabialen Laut wie e. *water*, z. B. ahd. *uuintar* 'Winter', *uueg* 'Weg', *uuerdan* 'werden', *uuerfan* 'werfen'. Zu Lehrzwecken wird *w* geschrieben. Im Gegensatz zu [v] in der deutschen Gegenwartssprache ist es ein Halbvokal, d. h. ein unsilbisches [u]; im Wortauslaut wird er zu *u* oder *o* vokalisiert, z. B. *kniu* 'Knie' – Gen. – *kniuues*, *kniwes*; *séo* 'See' – Gen. *seuues*, *sewes*. *j* und *i* bezeichnen den Halbvokal [j], z. B. *jâr*, *iâr* 'Jahr', *fijant*, *fiant* 'Feind'. Im Wortauslaut wird er vokalisiert, z. B. *nezzi* 'Netz', *hirti* 'Hirt'.

Die langen Konsonanten werden durch Verdoppelung bezeichnet, z. B. *beti* 'Bett', *liggen* 'liegen', *willo* 'Wille', *waȝȝar* 'Wasser', *suohhen* 'suchen', *nezzi* 'Netz'. Im Wortauslaut und vor Konsonanten werden die langen Konsonanten gekürzt, z. B. *swimman* 'schwimmen' – Prät. *swam*; *rinnan* 'rinnen' – Prät. *ran*, *skif* 'Schiff' – G. *skiffes*; *faȝ* 'Faß, Gefäß' – G. *faȝúes*.

Das Konsonantensystem der einzelnen Territorialdialekte weist eine beträchtliche Eigenart auf. So haben das Bairische und das Alemannische stimmlose Lenes *b* und *g* (orthographisch meistens durch *p*, *k* bezeichnet) gegenüber dem ostfränkischen unverschobenen *b*, *g*; die Affrikata *kch*, *ch* gegenüber dem ostfränkischen unverschobenen *k* im Anlaut, nach einem Konsonanten und bei Konsonantendehnung; es fehlt in diesen Dialekten das *ð*, da es schon durchwegs zu *d* wurde (s. S. 69). Im Rheinfränkischen und Mittelfränkischen dagegen fehlt die Affrikate *pf*. Neben dem stimmhaften interdentalen Frikativlaut *ð*, der hier bis zum 10.–11. Jh. erhalten bleibt, besteht intervokalisch auch das altgermanische *þ*, intervokalisch und im Wortanlaut auch das altgermanische *g* (s. S. 67).

DER WORTSCHATZ

§ 27. Die Bereicherung des Wortschatzes in der althochdeutschen Zeit

Die althochdeutschen Sprachdenkmäler zeugen davon, dass die deutsche Sprache schon in jener Zeit einen reichen Wortschatz besaß. Neben den Wörtern des alltäglichen Verkehrs besaß das Althochdeutsche einen reichen Schatz von Wörtern aus dem Bereich des Geisteslebens, der Dichtung, der Viehzucht und des Ackerbaus, des Bau-, Rechts- und Heereswesens. In den althochdeutschen Sprachdenkmälern kommt das ständige Wachstum des Wortschatzes im Zusammenhang mit der Entwicklung der feudalen Kultur, der klerikalen Bildung, des Staats- und Rechtswesens, mit der Übertragung zahlreicher lateinischer theologischer und philosophischer Schriften in die deutsche Sprache und der Schaffung der dazu notwendigen Terminologie zum Ausdruck.

Im althochdeutschen Wortschatz finden wir Schichten verschiedenen Alters, in denen sich die wichtigsten Etappen der Geschichte seiner Träger widerspiegeln.

Den Grundstock des althochdeutschen Wortschatzes bildete das von den westgermanischen Großstämmen aus der gemeingermanischen Zeit ererbte Wortgut (s. S. 41), das sich in der voralthochdeutschen Zeit im Zusammenhang mit der Entwicklung der Produktivkräfte, mit den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen der frühfeudalen Epoche, mit den Verkehrsbeziehungen und dem kulturellen Austausch jener Zeit sowie mit der Entwicklung der epischen Dichtung weiter bereicherte.

Voralthochdeutsche Entlehnungen im althochdeutschen Wortschatz. Aus der voralthochdeutschen Zeit stammt die erste bedeutende Schicht von lateinischen Entlehnungen, die den Verkehr westgermanischer Stämme mit den Römern in den ersten Jahrhunderten u. Z. widerspiegeln. Es sind Benennungen neuer Ackerbaugeräte: lat. *secula* – ahd. *sihhila* 'Sichel', lat. *flagellum* – ahd. *flegil* 'Flegel'; Wörter aus dem Bereich von Wein-, Garten- und Gemüsebau: lat. *vinum* – ahd. *wīn* 'Wein', lat. *vinitor* – ahd. *wīnzuril* 'Winzer', lat. *calix* – ahd. *kelih* 'Kelch', lat. *mustum* – ahd. *most* 'Most', lat. *tractarius* – ahd. *trahtrāri* 'Trichter', lat. *acetum* – ahd. *eṣṣih* 'Essig', lat. *ceresia* – ahd. *kirsa* 'Kirsche', lat. *prunum* – ahd. *pfrūma* 'Pflaume', lat. *pirum* – ahd. *bira* 'Birne', lat. *persica* – ahd. *pfersich* 'Pfirsich', lat. *plantare* – ahd. *pflanzōn* 'pflanzen', lat. *caulis* – ahd. *kōlo* 'Kohl', lat. *radix* – ahd. *rātih* 'Rettich', lat. *cucurbita* – ahd. *kurbiz* 'Kürbis', lat. *sinapis* – ahd. *senef* 'Senf'. Zahlreich sind die Wörter aus dem Bereich von Steinbau und Wohnungseinrichtung: lat. *mārus* – ahd. *mūra* 'Mauer', lat. *cellarium* – ahd. *kellāri* 'Keller', lat. *camera* – ahd. *chamara* 'Kammer', lat. *pilarium* – ahd. *pfilāri* 'Pfeiler', lat. *fenestra* – ahd. *fenstar* 'Fenster', lat. *tēgula* – ahd. *ziagal* 'Ziegel', lat. *calx* – ahd. *kalk* 'Kalk', lat. *plastrum* – ahd. *pflastar* 'Pflaster', Benennungen verschiedener Wohnungsgeräte: lat. *scrinium* – ahd. *schrīni* 'Schrein', lat. *cista* – ahd. *kista* 'Kiste', lat. *carrus* – ahd. *karro* 'Karren', lat. *patina* – ahd. *phanna* 'Pfanne', lat. *catinus* – ahd. *keṣṣil* 'Kessel', lat. *scutella* – ahd. *scuṣṣila* 'Schüssel', lat. *speculum* – ahd. *spiagal* 'Spiegel'. Eine besondere Schicht von Entlehnungen bilden auch die Wörter aus dem Bereich des Handelsverkehrs, des Staats- und Verwaltungswesens, des Heereswesens: lat. *caupo* 'Schankwirt' – ahd. *koufen* 'kaufen', lat. *pondō* – ahd. *pfunt* 'Pfund', lat. *moneta* – ahd. *munizza* 'Münze', lat. *saccus* – ahd. *sac* 'Sack', lat. *corbis* – ahd. *korb* 'Korb', lat. *carcer* – ahd. *karkāri* 'Kerker', lat. *tolōneum* – ahd. *zol* 'Zoll (haus)', lat. *tōlonārius* – ahd. *zolonāri* 'Zöllner', lat. *campus* 'Kriegslager' – ahd. *kampf* 'Kampf', 'Krieg', lat. *pilum* – ahd. *pfil* 'Pfeil', lat. *vallum* – ahd. *wal* 'Wall', lat. *via strata* 'Heeresstraße' – ahd. *strāṣṣa* 'Straße'.

Aus dem Latein sind auch die Monatsbezeichnungen entlehnt. Durch Lehnübersetzung entstanden die Namen der Wochentage (die Siebentage-woche wurde von den Germanen im 3.–5. Jh. unter griechischem und römischem Einfluss eingeführt): lat. *Martium* – ahd. *marzeo*, *merzo* 'März', lat. *Maius* – ahd. *meio* 'Mai', lat. *Augustus* – ahd. *a(u)gusto* 'August', lat. *dies Solis* – ahd. *sunnūntag* 'Sonntag', lat. *dies Lunae* – ahd. *manatag* 'Montag'.

Die Bedeutung des Schrifttums. In der althochdeutschen Zeit vollzieht sich die weitere Entwicklung und Bereicherung des deutschen Wortschatzes im engen Zusammenhang mit der Entwicklung des deutschen Schrifttums. Die Übertragung theologischer und philosophischer Schriften ins Deutsche, die freie Nachdichtung des Evangeliums und die weitere Entwicklung der dichterischen Kunst (s. S. 64) erforderten nicht nur die Verwertung des gesamten vorhandenen Wortschatzes, sondern auch die Schaffung neuer Ausdrucksmittel.

Als Hauptquelle bei der Bereicherung des Wortschatzes diente natürlich das bereits vorhandene heimische Wortgut, das durch Ableitung, Zusammensetzung und Bedeutungswandel den neuen Bedürfnissen angepasst wurde. So werden zum Adjektiv *reini* 'rein' das abstrakte Substantiv *reinī*, *reinida* 'Reinheit', 'Schönheit' sowie die Verben *reinōn*, *gireinōn* 'reinigen' *irreinōn* 'reinen', 'veredeln' gebildet; zum Adjektiv *milti* 'mild', 'gnädig' entwickeln sich das abstrakte Substantiv *miltī*, *miltida*, 'Güte', 'Barmherzigkeit', 'Gnade', das Verb *miltan* 'sich erbarmen', 'gnädig sein', zum Stamm des Verbs *kunnan* 'können', 'verstehen', 'wissen' wird das abstrakte Substantiv *kunst* 'Wissen', 'Verständnis', 'Geschicklichkeit', 'Weisheit' gebildet.

Einige einfache Wörter werden zu Kernwörtern großer Wortfamilien.

Beispiele:

faran 'fahren', 'gehen', 'wandern' – *abfaran* 'verschwinden' *arfaran* 'ausgehen', 'weggehen', 'einholen', 'erreichen', 'erfahren', *forafaran* 'vorausgehen', *furfaran* 'vorübergehen', 'vergehen', 'zugrunde gehen', 'sterben', *duruchfaran* 'durchgehen', 'durchdringen', 'durchforschen', *hinafaran* 'weggehen', *infaran* 'entgehen', 'entkommen', *ingeginfaran* 'entgegenggehen', *ūzfaran* 'ausgehen' 'herausgehen', *zifaran* 'vergehen' – *fart* 'Weg', 'Reise', 'Fahrt', *wege-fart* 'Wanderung', 'Reise', *giferte* 'Gefährte', *fertig* 'zum Abgang, zur Reise fertig' > 'fertig'; *neman* 'nehmen' – *bineman* 'wegnehmen', 'entreißen', 'entziehen', *firneman* 'wegnehmen', 'dahinraffen', 'wahrnehmen', 'verstehen', *gineman* 'wegnehmen', 'entreißen', *ūzneman* 'herausnehmen', 'herausziehen' – *numft* 'Wegnahme', 'Einverständnis', *firnumft* 'Vernunft' (zu *firneman*); *heri* 'Volksmenge', 'Schaar', 'Heer' – *heri-scaf* 'Volksmenge', 'Haufe', 'Heer', *heri-berga* 'Feldlager', 'Herberge', *heri-strāza* 'Heeresstraße', *heri-zogo* 'Heeresführer' > 'Herzog'.

Kennzeichnend für die außerordentliche Intensität der Wortbildungsprozesse in dieser Zeit ist, dass nicht nur unzählige neue Wörter durch Ableitung ins Leben gerufen werden, sondern auch neue Ableitungsmittel entstehen. In dieser Zeit entwickeln sich die Suffixe *-heit*, *-scaft*, *-tuom*, *-lih* (s. S. 82, 84).

Die Entwicklung des Schrifttums führt nicht nur zum zahlenmäßigen Wachstum des Wortschatzes, sondern auch zu einer gewissen qualitativen Veränderung in seiner Zusammensetzung. Der Charakter der schriftlichen Sprachdenkmäler erforderte vor allem ein rasches Anwachsen der abstrakten Lexik, die in der vorausgehenden Zeit beim ausschließlich mündlichen Gebrauch der werdenden deutschen Sprache keine sonderliche Rolle spielen konnte.

So enthalten bereits die Bibeltexte eine beträchtliche Anzahl abstrakter Wörter, z. B. *geist* 'Geist', *gidank* 'Gedanke', *lêra* 'Lehre', 'Belehrung', *wîstuom* 'Weisheit', *wâr*, *wârnessi*, *wârheit* 'Wahrheit', *muot* 'Sinn', 'Geist', 'Gemût', *miltida* 'Güte', 'Barmherzigkeit', 'Gnade', *kunst* 'Wissen', 'Verständnis', 'Geschicklichkeit', 'Weisheit', *reînî*, *reînida* 'Reinheit' u. a. m.

Die stärkste Entfaltung der abstrakten Lexik ist bei der Übertragung theologischer und philosophischer Traktate zu beobachten. So enthält zum Beispiel bereits die Übersetzung des Traktats von Isidor viele Neubildungen, die die lateinischen theologischen und philosophischen Termini wiedergeben: *ein-nissa* 'Einheit' (lat. *unitas*), *rehtunga* 'Gerechtigkeit', 'Rechtsspruch', (lat. *justitia*), *undarskeit* 'Unterschied' (lat. *distinctio*) das deutsche Wort zu *skeidan* 'trennen', 'teilen', *bigin* 'Ursprung' (lat. *origo*, *ortus*), *infleischnissa* 'Verkörperung' (lat. *incorporatio*), das deutsche Wort zu *fleisc* 'Fleisch'.

Besonders reich an abstrakter Lexik sind die Schriften Notkers, der bei der Übersetzung philosophischer Termini eine große Anzahl neuer Wörter durch Lehnübersetzung und Umschreibung schuf. So bediente er sich der Lehnübersetzung bei der Wiedergabe folgender Termini: lat. *principium* 'Prinzip' ('Anfang') – ahd. *anenge* (zu *anengan* 'anfangen'); lat. *infinitus* 'unendlich' – ahd. *unentlich*; lat. *individuus* 'unteilbar' (zu *dividere* 'teilen') – ahd. *unspaltig* (zu *spaltan* 'spalten'). Durch Umschreibung schuf er folgende Termini: lat. *subjektum* – ahd. *daʒ undere* ('was zugrunde liegt'); lat. *praedicatum* – ahd. *daʒ ubarzimber* ('was auf der Grundlage weitergebaut wurde').

Die oben angeführten Beispiele zeugen davon, dass die meisten neuen abstrakten Wörter aus heimischem Sprachgut geschaffen sind, wobei aber die Lehnübersetzung eine große Rolle spielt.

Die lateinischen Entlehnungen der althochdeutschen Zeit. Unmittelbare Entlehnung von Wörtern findet auch in dieser Epoche statt. Die neue Schicht lateinischer Wörter kommt durch Vermittlung der Kirche und Klosterschulen in die deutsche Sprache. Es sind entsprechende Wörter aus dem Bereich des Kirchen- und des Schulwesens. Aus dem Bereich des Kirchenlebens stammen die Wörter lat. *claustrum* – ahd. *klôstar* 'Kloster', lat. *templum* – ahd. *tempal* 'Tempel', lat. *monasterium* – ahd. *munistri* 'Münster', lat. *monachus* – ahd. *munih* 'Mönch', lat. *nonna* – ahd. *nunna* 'Nonne', lat. *abbas*, *abbatem* – ahd. *abbat* 'Abt', lat. *peregrinus* – ahd. *piligrîm* 'Pilger', lat. *crucem* – ahd. *krûzi* 'Kreuz', lat. *presbyter* – ahd. *priestar* 'Priester'. Aus dem Bereich des Schulwesens stammen die Entlehnungen lat. *scola* ahd. *scuola* 'Schule', lat. *scribere* – ahd. *scriban* 'schreiben', lat. *tincta* – ahd. *tincta* 'Tinte', lat. *tabula* – ahd. *tavala* 'Tafel', lat. *breve* – ahd. *briaf* 'Brief', lat. *pergamenum* – ahd. *pergamîn* 'Pergament'.

§ 28. Wortbildung der Substantive

In der Wortbildung der Substantive spielen sowohl die Ableitung als auch die Zusammensetzung eine große Rolle.

Suffigierung. Eines der wichtigsten Wortbildungsmittel ist die Ableitung der Substantive mit Hilfe von Ableitungssuffixen:

a) von Verbalstämmen

ahd. *trag-an* 'tragen' – *treg-il* 'Träger'; ahd. *sā-en* 'säen' – *sā-t* 'Saat'

b) von den Stämmen der Adjektive

ahd. *hōh* 'hoch' – *hōh-ī* 'Höhe'; *rein* 'rein' – *rein-ida* 'Reinheit'; ahd. *arm* 'arm' – *arm-ing* 'Armer';

c) von den Stämmen der Substantive

ahd. *kunni* 'Geschlecht' – *kun-ing* 'König'; ahd. *friunt* 'Freund' – *friunt-in* 'Freundin'.

Eine beträchtliche Anzahl von Suffixen sind aus dem Urgermanischen ererbt: *-ing* (*kun-ing*, *arm-ing*), *-in* (*friunt-in*), *-t* (*sā-t*), *-ī* (*hōh-ī*), *-ida* (*rein-ida*), *-niss*, *-nass*, *-nuss* (*ein-nissi*) u. a.

In Verbindung mit dem intensiven Wachstum der Abstrakta entstehen in der althochdeutschen Zeit eine Reihe neuer Suffixe. Das sind die Suffixe *-heit*, *-scaft* (d. *-schaft*), *-tuom* (d. *-tum*). Sie entwickeln sich aus selbständigen Wörtern, die zuerst als die zweite Komponente zusammengesetzter Wörter fungierten und sich allmählich zu Ableitungssuffixen entwickelten.

Im Althochdeutschen bedeutete *heit* als selbständiges Wort 'Wesen', 'Weise', 'Rang'. Es diente zur Bildung abstrakter Substantive, die entweder einen Zustand oder eine Eigenschaft bezeichneten, z. B. *skalk-heit* 'Sklaverei', *magat-heit* 'Jungferntum', *kint-heit* 'Kindheit', *man-heit* 'Männlichkeit', *wis-heit* 'Weisheit', *kuon-heit* 'Kühnheit' usw. Zur Umwandlung des Modells eines zusammengesetzten in das eines abgeleiteten Wortes tragen die rasch zunehmende Anzahl von Wörtern auf *-heit* sowie der Schwund des Wortes *heit* im selbständigen Gebrauch bei.

Auf ähnliche Weise entwickeln sich zu Ableitungssuffixen die Wörter ahd. *scaft* 'Geschöpf', 'Schöpfung' (zu *scepfen* 'schöpfen') und ahd. *tuom* 'Rang', 'Lage'. Mit Hilfe von *-scaft* wurden Abstrakta gebildet, die entweder den Charakter der Beziehungen zwischen den Menschen bezeichneten, z. B. *friunt-scaft* 'Freundschaft', *bruoder-scaft* 'Bruderschaft', *ginoz-scaft* 'Kameradschaft', oder Sammelbegriffe ausdrückten, z. B. *riter-scaft* 'Ritterschaft', *priester-scaft* 'Priesterschaft' u. a. Die Abstrakta auf *-tuom* stehen den Abstrakten auf *-heit* und *-scaft* nahe, z. B. *munich-tuom* 'Mönchtum', *magat-tuom* 'Jungferschaft' (vgl. *magat-heit*), *skalk-tuom* 'Sklaverei' (vgl. *skalk-heit*), *heilag-tuom* 'Heiligtum', *wis-tuom* 'Weisheit' (vgl. *wis-heit*), *riter-tuom* 'Ritterschaft' (vgl. *riter-scaft*).

Es erfolgt auch die Umdeutung alter Suffixe und deren Anpassung an die neuen Verhältnisse. So erhält das Suffix *-ung*, das im Urgermanischen in den Lautformen *-ing*, *-ung* die Abstammung (*Nibelungi*, *Carolingi*) oder die Zugehörigkeit zu einer Menschenart bezeichnete (*kuning* 'König', *arming* 'Armer', *ediling* 'Edelmann') eine neue Funktion. Es wird weitgehend zur Bildung von Verbalabstrakta gebraucht, z. B. *wirk-ung-a* 'Wirkung', *sceid-ung-a* 'Teilung', *heil-ung-a* 'Heilung', *lēr-ung-a* 'Lehre' u. a.

Aus dem Lateinischen wird in der vorliterarischen Zeit das Suffix ahd. *-āri* (lat. *-arius*, d. *-er*) entlehnt, das außerordentlich produktiv bei der Bildung der nomina agentis wurde, z. B. *gartin-āri* 'Gärtner', *snit-āri* 'Schnit-

ter', *fisk-âri* 'Fischer', *scrib-âri* 'Schreiber', *ler-âri* 'Lehrer'; es diente auch zur Bezeichnung von Personen im Allgemeinen, z. B. *lugin-âri* 'Lügner', *meld-âri* 'Angeber'.

Konversion. Aus dem Ugermanischen übernahm das Althochdeutsche auch einen anderen Wortbildungstyp. Ein neues Substantiv konnte von einem Verbalstamm, einem adjektivischen oder substantivischen Stamm dadurch gebildet werden, dass es ein stammbildendes Suffix der Substantive bekam (vgl. S. 43 f.) und in die entsprechende Deklinationsklasse eingereiht wurde. So ist got. *skula* 'Schuldner' vom Verbalstamm *skul-* (*skulan* 'schuld-') mit dem stammbildenden Suffix der Substantive *-n* gebildet und wie ein *n*-Stamm dekliniert: Sg. N. *skul-a*, G. *skul-in-s*, D. *skul-in-*, A. *skul-an-*, Pl. N. *skul-an-s*, G. *skul-an-ê*, D. *skul-am*, A. *skul-an-s*.

Das Althochdeutsche weist ähnliche Bildungen auf, z. B. *scepfō* 'Schöpfer' (zu *scepfen* 'schöpfen'), *e350* 'Esser' (zu *e35an* 'essen'), *gebo* 'Geber' (zu *geban* 'geben') u. a. Doch da die stammbildenden Suffixe der Substantive im Althochdeutschen den Status selbständiger Morpheme verlieren (s. S. 87), besteht der betreffende Wortbildungsprozess nunmehr nicht in der Anfügung eines Suffixes, sondern in der Konversion, d. i. im Wechsel des Paradigmas. Beim Wort ahd. *scepfō* 'Schöpfer' handelt es sich um die Überführung des Verbalstammes aus dem Paradigma der Konjugation in das der *n*-Deklination der Substantive.

Die Wortbildung durch Konversion ist im Althochdeutschen sehr verbreitet. Durch Einreihung in die *ō*-Deklination sind die Substantive *helf-a* 'Hilfe' (zu *helfan* 'helfen'), *klag-a* 'Klage' (zu *klagōn* 'klagen'), *giloub-a* 'Glaube' (zu *gilouben* 'glauben') gebildet; durch Einreihung in das Paradigma der *i*-Deklination (Feminina) sind die Substantive *flug* 'Flug' (zu *fliogan* 'fliegen'), *sprung* 'Sprung' (zu *springan* 'springen') gebildet. Durch Einreihung in eine andere Deklinationsklasse werden neue Substantive auch von substantivischen Stämmen gebildet, z. B. *fridila* 'Geliebte' (*ō*-Deklination) zu *fridil* 'Geliebter' (*a*-Deklination), *ana* 'Großmutter' (*n*-Deklination, f.) zu *ano* 'Großvater' (*n*-Deklination, m.).

Der Lautwechsel ist im Althochdeutschen kein selbständiges Wortbildungsmittel, doch begleitet er oft andere Wortbildungsprozesse.

Sehr verbreitet ist der Ablaut bei der Wortbildung, da viele Substantive von den Stämmen starker Verben abgeleitet sind: ahd. *flīohan* 'fliehen' – *flucht* 'Flucht'; ahd. *sciozan* 'schießen' – *scuz* 'Schuss' u. a. m.

Auch der Konsonantenwechsel, der im Althochdeutschen vielen starken Verben eigen ist (vgl. S. 106), ist oft anzutreffen: ahd. *snīdan* 'schneiden' – *snit* 'Schnitt'; ahd. *zīohan* 'ziehen' – *zug* 'Zug'.

Der Umlaut und die Vokalharmonie sind bei der Wortbildung der Substantive ebenfalls oft zu beobachten: ahd. *tragan* 'tragen' – *tregil* 'Träger'; ahd. *tiof* 'tief' – *tiufi* 'Tiefe'.

Präfigierung. Die Präfigierung spielt bei der Wortbildung der Substantive eine geringere Rolle als die Suffigierung. Präfixe der Substantive sind vor allem:

gi-: *gi-birgi* 'Gebirge' zu *berg* 'Berg'; *gi-fideri* 'Gefieder' zu *fedara* 'Feder';
gi-stirni 'Gestirne' zu *sterno* 'Stern';

un-: *un-wiz3a* 'Unwissender' zu *wiz3an* 'wissen' (mit Einreihung in die *n*-Deklination, m.).

Zusammensetzung. Ein beliebtes Wortbildungsmittel ist in allen altgermanischen Sprachen auch die Zusammensetzung.

Besonders verbreitet sind die Bestimmungskomposita, z. B. *erd-biba* 'Erdbeben', *beta-hūs* 'Bethaus', 'Kirche', *boum-garto* 'Garten'. Als erste Komponente der Bestimmungskomposita dienen die Stämme verschiedener Wortarten:

- a) substantivische Stämme – *sēo-fogal* 'Seevogel', *gast-hūs* 'Gasthaus';
- b) adjektivische Stämme – *ubil-tāt* 'Übeltat', *mitti-tag* 'Mittag';
- c) Verbalstämme – *slāf-kamara* 'Schlafzimmer', *hengi-lachan* 'Vorhang';
- d) Stämme der Adverbien, Numeralien, Präpositionen *nāh-gibūro* 'Nachbar', *ein-sidilo* 'Einsiedler', *wīdar-sacho* 'Feind', 'Widersacher'.

Es überwiegen die echten Komposita, deren erste Komponente ein Stamm ist. Hier sind zwei Modelle zu unterscheiden:

1. (Wurzel + Wurzel) + Flexion, z. B. *gast-hūs* 'Gasthaus', *himil-riči* 'Himmelreich',

2. (Wurzel + Bindeelement + Wurzel) + Flexion, z. B. *taga-liocht* 'Tageslicht' *brūti-gomo* 'Bräutigam', wo das Bindeelement etymologisch ein altes stammbildendes Suffix ist, und *taga-sterno* 'Morgenstern', wo das Bindeelement mit dem alten stammbildenden Suffix nichts zu tun hat.

Die unechten Komposita, deren erste Komponente eine flektierte Wortform ist, sind im Althochdeutschen noch spärlich. Das sind zum Beispiel: *kuninges-hof* 'Königshof', *sunnūn-tag* 'Sonntag' u. a.

§ 29. Wortbildung der Adjektive

Das Althochdeutsche erbt vom Urgermanischen die Ableitungssuffixe der Adjektive *-ag* (*bluot-ag* 'blutig'), *-ig* (*kreft-ig* 'kräftig'), *-isc* (*himil-isc* 'himmlisch', *ird-isc* 'irdisch'), *-in* (*guld-in* 'golden', *isarn-in* 'eisern').

Von den Präfixen der Adjektive ist vor allem *un-* zu nennen: *kund* 'bekannt' – *un-kund* 'unbekannt'.

Im Laufe des althochdeutschen Zeitalters entwickelten sich mit der intensiven Bereicherung des Wortschatzes neue Ableitungssuffixe: *-lich*, *-bāri* (d. *-bar*), *-haft*, *-sam*. Der Entwicklungsweg dieser Suffixe glich dem der neuen substantivischen Suffixe (vgl. S. 82).

Das Suffix *-lich* entwickelte sich aus dem Substantiv ahd. *lich* 'Leib' (vgl. d. Leiche), 'Gestalt' und bezeichnete die Ähnlichkeit, z. B. *wīp-lich* 'weiblich' (zu *wīb* 'Weib'), *fiant-lich* 'feindlich' (zu *fiant* 'Feind'). In der Übersetzungsliteratur wurde dieses Suffix zur Bildung zahlreicher Adjektive mit abstrakter Bedeutung benutzt, z. B. *geist-lich* 'geistlich' (zu *geist* 'Geist'), *un-ent-lich* 'unendlich' (zu *enti* 'Ende').

Das Suffix *-bāri* entwickelte sich aus einem Verbaladjektiv zum Stamm des Verbs ahd. *beran* 'tragen', 'hervorbringen', 'gebären', das soviel wie

‘bringend’, ‘gewährend’ bedeutete, z. B. ahd. *trost-bâri* ‘Trost bringend’, ‘tröstend’ (zu *trost* ‘Trost’), *danc-bâri* ‘dankbar’ (zu *danc* ‘Dank’).

Das Suffix *-haft* ist etymologisch ein altes Verbaladjektiv, gleichstammig mit den Verben *heffen* ‘heben’, *habên* ‘haben’; es bezeichnet den Besitz, z. B. *sigi-haft* ‘sieghaft’ (zu *sigi* ‘Sieg’), *sunt-haft* ‘sündhaft’ (zu *sunta* ‘Sünde’).

Das Suffix *-sam* stammt von dem Adjektiv ‘ähnlich’, ‘ebensolcher’ (vgl. das Pronomen ahd. *der samo* ‘derselbe’, e. *the same*, russ. *том самый, такой самый*); es bildete Adjektive wie *êrsam* ‘ehrlich’ (zu *êra* ‘Ehre’), *heil-sam* ‘heilsam’ (zu *heilen* ‘heilen’), *sorg-sam* ‘sorgsam’ (zu *sorgen* ‘sorgen’).

Die Zusammensetzung spielt in der Wortbildung der Adjektive eine geringere Rolle als die Ableitung. Im Althochdeutschen überwiegen eigentliche Zusammensetzungen. Als erste Komponenten erscheinen meistens:

a) substantivische Stämme, z. B. *fart-muôdi* ‘müde von der Wanderung’, *got-forht* ‘gottesfürchtig’;

b) adjektivische Stämme, z. B. *wît-mâri* ‘weitbekannt’, *halbtôt* ‘halbtot’.

§ 30. Wortbildung der Verben

Die älteste Schicht abgeleiteter Verben. Vom Urgermanischen erbt das Althochdeutsche eine beträchtliche Anzahl schwacher Verben, die von substantivischen, adjektivischen, adverbialen und verbalen Stämmen abgeleitet waren: ahd. *alt* ‘alt’ – *altên* ‘altern’, ‘alt werden’; *fûl* ‘faul’ – *fûlên* ‘faulen’, ‘verfaulen’; *fol* ‘voll’ – *fullen* ‘anfüllen’, *enti* ‘Ende’ – *entôn* ‘endigen’, ‘beenden’, *ouga* ‘Auge’ – *ougen*, *ar-ougen* ‘zeigen’, *offan* ‘offen’ – *offanôn* ‘öffnen’, ‘eröffnen’, ‘kund tun’, *brinnan* ‘brennen’ (st. V.) – *brennen* ‘brennen machen’, ‘anbrennen’, ‘verbrennen’.

Die alten Ableitungssuffixe dieser Verben erscheinen im Althochdeutschen als stammbildende Suffixe der schwachen Verben und gehören somit zu ihrer Formenbildung (s. § 43).

Präfigierung. Eine große Rolle spielen in der Wortbildung starker und schwacher Verben Präfixbildungen. Als echte Präfixe erscheinen bereits im Althochdeutschen *bi-* (d. *be-*), *gi-* (d. *ge-*), *ir-*, *ur-*, *ar-* (d. *er-*), *for(a)-*, *fur(i)-* (d. *ver-*), *zi(r)-*, *za(r)-* (d. *zer-*), *int-*, *ant-* (d. *ent-*). Diese Präfixe entwickelten sich aus Präpositionen und Lokaladverbien. Im Althochdeutschen existieren parallel als Homonyme das Präfix *bi-* (*bi-queman* ‘kommen’, ‘herbeikommen’, ‘begegnen’) und die Präposition *bî* (d. *bei*), z. B. *bî stedi* ‘am Ufer’, das Präfix *ur-*, *ir-*, *ar-* (*ir-denken* ‘erdenken’, ‘ausdenken’, *ir-kiosan* ‘erwählen’, ‘auswählen’) und die Präposition *ur* ‘aus’ ‘von’, z. B. *ur himile* ‘vom Himmel’; das Präfix *for(a)-*, *fur(i)-* (*fora-sagên* ‘vorhersagen’) und die Präposition *furi* ‘vor’ ‘für’, ‘anstatt’, z. B. *ouga furi ouga* ‘Auge für Auge’; das Präfix *zi(r)-*, *za(r)-* (*zi-gangan* ‘zergehen’, ‘vergehen’, ‘zugrunde gehen’) und die Präposition *zi* ‘zu’, z. B. *quim zi mir* ‘komm zu mir’.

Die von Präpositionen und Lokaladverbien stammenden Präfixe haben sich durch die Zwischenstufe der Zusammensetzung aus selbständigen Wörtern entwickelt; sie waren einst Komponenten zusammengesetzter Wörter. Bereits

in der vorliterarischen Zeit und noch mehr seit Beginn des Schrifttums übernahmen sie die Funktion von Präfixen und wurden in dieser Funktion sehr produktiv. Sie entwickelten neben der ursprünglichen lokalen Bedeutung eine Reihe von übertragenen abstrakten Bedeutungen, wozu die Zusammenwirkung mit den Bedeutungen der Verbalstämme wesentlich beitrug.

Im Althochdeutschen gibt es auch eine Reihe von sog. trennbaren Präfixen, die ebenfalls auf Präpositionen und Lokaladverbien zurückgehen, z. B. *ûf-springan* (*ûf* > *auf*) 'aufspringen', *ûf-stantan* 'aufstehen' *ûz-gangan* (*ûz* > *aus*) 'ausgehen', 'hinausgehen', *zuo-gangan* 'auf j-n zukommen', 'sich nähern', *nidar-stîgan* 'niedersteigen'.

Die Verbindung zwischen den trennbaren Präfixen und den Lokaladverbien ist im Althochdeutschen noch sehr lebendig und sehr deutlich zu erkennen. Als Beispiel soll folgender Satz dienen: *Sie bringent sia¹ sar ûf in himi-la rihi*. In diesem Satz kann *ûf* (d. *auf*) zweifach gedeutet werden: 1. als das Lokaladverb 'hinauf', das heißt als ein selbständiges Wort, das im Satze als ein vom Prädikat abhängiges Satzglied fungiert: 'Sie bringen sie (die Seele) nach oben (oder: hinauf) in das Himmelreich'; 2. als ein werdendes Präfix, das seine alte Stellung im Satz bewahrt, jedoch kein Satzglied mehr ist: 'Sie heben sie (die Seele) in das Himmelreich empor'.

Trennbare und untrennbare Präfixe sind das produktivste Wortbildungsmittel des Verbs.

Suffigierung und Zusammensetzung. Suffigierung und Zusammensetzung sind im System der verbalen Wortbildung sehr spärlich vertreten. Durch Zusammensetzung sind einige Verben mit adjektivischen Stämmen als erste Komponente gebildet: *folla-bringan* 'vollbringen', *missa-truen* 'misstrauen', *eban-wirkan* 'zusammenwirken' und einige andere.

DIE MORPHOLOGISCHE STRUKTUR DES ALTHOCHDEUTSCHEN

§ 31. Die Hauptcharakterzüge der morphologischen Struktur des Althochdeutschen

Das Althochdeutsche bleibt wie das Urgermanische eine flektierende Sprache. Sein morphologisches System evoluiert ziemlich langsam und bewahrt die meisten Kennzeichen des Urgermanischen (s. S. 43 ff.). Erst in der späthalhochdeutschen und in der mittelhochdeutschen Zeit häufen sich jene Wandelererscheinungen, die den grammatischen Bau der deutschen Gegenwartssprache prägen. Ansätze dazu lassen sich aber bereits im Althochdeutschen verfolgen.

Substantiv. Das Substantiv bewahrt im Althochdeutschen die grammatischen Kategorien des Genus, des Numerus und des Kasus, die das Urgerma-

¹ Hier im Text – die Seele

nische besaß und die es seinerseits aus dem Ide. ererbt hatte. Auch der Flexionstyp der Substantive blieb im wesentlichen noch der alte.

Gemeinindoeuropäische Charakterzüge der Flexion der Substantive im Althochdeutschen sind:

1. die durch die ide. Stammbildung bedingte Vielfalt der Deklinationstypen der Substantive (vgl. S. 44 f.):

I. Vokalische Stämme:

a-Deklination (m. *tag* 'Tag', *kuning* 'König'; n. *wort* 'Wort', *houbit* 'Haupt' u. a.)

ja-Deklination (m. *hirtī* 'Hirt'; n. *kunni* 'Geschlecht' u. a.)

wa-Deklination (m. *snêo* 'Schnee'; n. *kniu* 'Knie' u. a.)

i-Deklination (m. *gast* 'Gast', *scrit* 'Schritt'; f. *kraft* 'Kraft', *fart* 'Fahrt', 'Wanderung' u. a.)

ô-Deklination (f. *erda* 'Erde', *zala* 'Zahl', *geba* 'Gabe' u. a.)

jô-Deklination (f. *suntea* 'Sünde', *redia*, *reda* 'Rede' u. a.)

II. Konsonantische Stämme:

n-Deklination (m. *namo* 'Name', *garto* 'Garten', *boto* 'Bote'; n. *herza* 'Herz', *ouga* 'Auge', *ôra* 'Ohr'; f. *zunga* 'Zunge', *sunna* 'Sonne', *wituwa* 'Witwe' u. a.)

nt-Deklination (m. *friunt* 'Freund', substantiviertes Partizip zu got. *frīon* 'lieben', *fiant* 'Feind' zu *fien* 'hassen', *heilant* 'Heiland' zu *heilan* 'heilen', 'retten')

r-Deklination (m. *bruoder* 'Bruder', *fater* 'Vater'; f. *muoter* 'Mutter', *tohter* 'Tochter', und andere Verwandtschaftsnamen)

ir-Deklination (n. *lamb* 'Lamm', *kalb* 'Kalb', *huon* 'Huhn', *blat* 'Blatt' u. a.)

III. Wurzelnomina, d. h. Substantive, deren Stamm kein stammbildendes Suffix hatte:

(fem. *burg* 'Burg', *naht* 'Nacht', *brust* 'Brust' u. a.; masc. *man* 'Mann', 'Mensch')

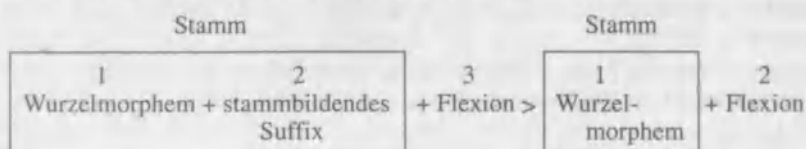
2. die enge Verflechtung von Genus und Stammbildung (vgl. o.)

3. der synkretische Ausdruck von Kasus und Numerus in einem Flexionsmorphem:

		ahd. <i>tag</i> 'Tag'	
Sg.	N.	<i>tag-</i>	Pl. N. <i>tag-â (-a)</i>
	G.	<i>tag-es</i>	G. <i>tag-o</i>
	D.	<i>tag-e</i>	D. <i>tag-um</i>
	A.	<i>tag-</i>	A. <i>tag-â (-a)</i>
	I.	<i>tag-u (-o)</i>	

Die beginnende Umwandlung des Flexionstyps hängt mit der in allen indoeuropäischen Sprachen fortschreitenden Verwitterung der stammbildenden Suffixe der Substantive zusammen. Im Althochdeutschen ist dieser Prozess schon so weit gediehen, dass die stammbildende Suffixe den Status eines selbständigen Morphems verlieren. Sie verschmelzen mit den Kasusendungen des Substantivs oder verschwinden ganz. Somit weicht die dreimor-

phemige Struktur der ide. und urgerm. Kasusform (vgl. S. 43 f.) einer vereinfachten zweimorphemigen Struktur der Kasusform:



Vgl. dazu die Deklination des Substantivs ahd. *tag* 'Tag' (s. o.). Das stammbildende Suffix ist hier nur im N. A. Pl. erhalten geblieben, indem es die Kasusendungen N. -s, A. -ns verdrängt und ihre Funktion übernommen hat.

Trotz der Verwitterung der stammbildenden Suffixe und der Vereinfachung der Struktur der Kasusform bleibt der Einfluss der ide. Stamm-bildung auf die Flexion der Substantive im Althochdeutschen noch sehr stark. Ein Rest der stammbildenden Suffixe sind nicht nur die Kasusendung des N. A. Pl. der *a*-Deklination ahd. *tag-â(-a)*, sondern auch die des N. A. Pl. der *i*-Deklination ahd. *gest-i*. Im N. A. Sg. behalten das alte stammbildende Suffix *-u* die ehemaligen *u*-Stämme ahd. *sunu* 'Sohn', *situ* 'Sitte', *fridu* 'Frieden' u. a., doch wird hier das *-u* ebenfalls zur Kasusendung umgedeutet. Auch die stammbildenden Suffixe *ja-*, *wa-* sind noch erhalten. So erscheint *j* als *i* im Wortauslaut N. A. Sg. *hirt-i*, das im Paradigma neben G. *hirt-es*, D. *hirt-e*, I. *hirt-iu*, *-u* auch als Kasusendung empfunden wird. Der Halbvokal *w* erscheint intervokalisches in allen Kasusformen in ahd. *snêo* 'Schnee' *sêo* 'See' u. a., z. B. N. A. Sg. *snêo*, G. *snê-w-es*, D. *snê-w-e*, doch wird *snê-w-es* im Lichte des gesamten althochdeutschen Deklinationssystems zu *snêw-es* umgedeutet. In allen obliquen Kasus bewahren das alte stammbildende Suffix *-n*, das ebenfalls zur Kasusendung umgedeutet ist, auch die Substantive der *n*-Deklination. Vgl. die Kasusformen des Substantivs ahd. *boto* 'Bote': N. Sg. *boto*, G. D. Sg. *boten (-in)*, A. Sg. *boton (-un)*, N. A. Pl. *boton (-un)*, G. Pl. *botôno*, D. Pl. *botôm*.

Auf den nachhaltigen Einfluss der ide. und urgerm. Stamm-bildung ist nicht nur die Vielfalt der althochdeutschen Deklinationstypen zurückzuführen, sondern auch viele Eigenheiten der Formenbildung der Substantive in der deutschen Gegenwartssprache wie die sog. „schwache“ Deklination der Substantive, die auf die altgermanische *n*-Deklination zurückgeht, die Vielzahl der Pluralsuffixe, die ungleichmäßige Verteilung des Umlauts in den Pluralformen der Substantive (*Tag* – *Tage*, *Gast* – *Gäste*). (Näheres s. S. 221)

Ein neuer Entwicklungsansatz im Bereich des Substantivs ist die im Althochdeutschen beginnende Entwicklung des Artikels. Es handelt sich dabei um die Herausbildung einer neuen grammatischen Kategorie des Substantivs, der Kategorie der Bestimmtheit und der Unbestimmtheit und um die Einbeziehung des Artikels in das Paradigma des Substantivs, was ein erstes Element des analytischen Sprachbaus im Deutschen ist. Diese Prozesse kom-

men aber erst im Späthochdeutschen und im Mittelhochdeutschen zur vollen Geltung; s. § 82.

Adjektiv. Pronomen. Das Althochdeutsche bewahrte die reich entwickelte Flexion der Pronomen und der Adjektive, die für das Ide. und das Urgerm. charakteristisch war, sowie die doppelte (starke / schwache) Deklination der Adjektive, eine Neuerung der urgermanischen Zeit (vgl. S. 46 f.).

Verb. Das Verb bewahrt im Althochdeutschen im wesentlichen den urgerm. Entwicklungsstand der grammatischen Kategorien und den Flexionstyp (vgl. S. 44 f.).

Gemeinindoeuropäische Charakterzüge der Verbalflexion im Althochdeutschen sind:

1. die Stammbildung mit Hilfe von stammbildenden Suffixen. Eines davon ist der sog. Themavokal im Präsensstamm der starken Verben, der die dreimorphemige Struktur der Präsensformen der einfachen starken Verben bedingt:

Präsensstamm		
1	2	3
Wurzel- morphem	+ Suffix des Präsens- Themavokal	+ Flexion (Personalendung)

Vgl. die Konjugation des Verbs ahd. *bintan*

ahd. *bintan* 'binden'

Präsens

Singular	Plural
1. <i>bint-u</i>	<i>bint-a-mēs</i>
2. <i>bint-i-s(t)</i>	<i>bint-et</i>
3. <i>bint-i-t</i>	<i>bint-a-nt</i>

Ein stammbildendes Suffix haben auch die schwachen Verben, z. B. ahd. *dag-ê-m* '(ich) schweige', ahd. *salb-ô-m* '(ich) salbe', ahd. *salb-ô-ta* '(ich) salbte', *gi-salb-ô-t* 'gesalbt' (s. § 43).

2. die aus dem Ide. ererbten Flexionsmorpheme. Vgl. die ide. Personalendung I. Sg. **-mi* im ahd. *bi-m* '(ich) bin', *tuo-m* '(ich) tue', *gê-m* '(ich) gehe', *stê-m* '(ich) stehe', *bib-ô-m* '(ich) zittere', *salb-ô-m* '(ich) salbe'. Auch die anderen Personalendungen weisen weitgehende Übereinstimmung mit den ide. Personalendungen auf. Desgleichen die Suffixe der Partizipien, das Suffix des Optativs / Konjunktivs (vgl. S. 45).

Das Althochdeutsche bewahrt auch die Neuerungen aus der urgermanischen Zeit.

Gemeingermanische Neuerungen in der Verbalflexion, an denen das Althochdeutsche festhält, sind:

1. die regelmäßige Verwendung des Ablauts als Bildungsmittel der Tempusformen starker Verben. Das Althochdeutsche hat 7 Klassen von starken Verben, die an die 150 einfache starke Verben und dessen zahlreiche Derivate umfassen;

2. die weitausgebaute schwache Konjugation der Verben. Das Althochdeutsche hat 3 Klassen von schwachen Verben.

Im wesentlichen stimmen auch die grammatischen Kategorien des Verbs im Althochdeutschen mit denen des Urgermanischen überein. Doch sind einige für das Urgermanische rekonstruierte kategorielle Formen des Verbs im Althochdeutschen nicht nachweisbar. Zugleich beginnt im Althochdeutschen die Herausbildung neuer kategorieller Formen.

Das althochdeutsche Verb besitzt die Kategorien der Person, des Numerus (Singular – Plural), des Tempus (Präsens – Präteritum), des Modus (Indikativ – Imperativ – Optativ / Konjunktiv). Das Mediopassiv, das im Urgermanischen Gegenglied zum Aktiv im Rahmen der Genera verbi war, fehlt im Althochdeutschen. Dafür beginnt im Althochdeutschen wie in den meisten germanischen Sprachen die Entwicklung des analytischen Passivs. Im Späalthochdeutschen beginnt auch die Entwicklung der analytischen Vergangenheitstempora (Perfekt, Plusquamperfekt). Das Mittelhochdeutsche verwendet das analytische Passiv sowie die analytischen Vergangenheitsformen schon ganz regelmäßig. Ihre Einbeziehung in das Paradigma des Verbs hat entscheidende Bedeutung für die Umwandlung des synthetischen Sprachbaus des Althochdeutschen in den kombinierten, synthetisch-analytischen Sprachbau der deutschen Gegenwartssprache.

§ 32. Die Deklination der Substantive

Die Verwitterung der stammbildenden Suffixe der Substantive und die Vereinfachung der alten dreimorphemigen Struktur der Kasusform (vgl. S. 87f) beseitigt nicht die Vielfalt der Deklinationstypen im Althochdeutschen. Das erklärt sich dadurch, dass die absterbenden stammbildenden Suffixe in manchen Wortformen die alten Kasusendungen verdrängt hatten und selbst zu Kasusendungen wurden (wir haben das im ahd. N. A. Pl. *tag-ā* (-a) beobachtet, s. S. 87); in den anderen Wortformen waren sie mit den Kasusendungen verschmolzen und prägten sie dementsprechend auf verschiedene Weise, vgl. D. Pl. ahd. *tag-um*, aber *gest-im*. Deshalb werden die Deklinationstypen der Substantive im Althochdeutschen nach den alten stammbildenden Suffixen eingeteilt und nach ihnen benannt. Man spricht von der *a*-Deklination, *i*-Deklination, *n*-Deklination usw. (vgl. S. 87).

Nichtdestoweniger macht sich im Althochdeutschen bereits die Tendenz zum Ausgleich zwischen den einzelnen Deklinationstypen bemerkbar, die in der Folgezeit zur Ausgliederung der starken, schwachen und femininen Deklination der Substantive führt.

Die entscheidende Rolle beim beginnenden Ausgleich der Deklinationstypen gehört den sog. induzierenden Deklinationstypen. Es sind die umfangreicheren Deklinationsklassen von Wörtern. Von ihnen geht eine große Anziehungskraft aus, so dass sich ihnen die kleineren Wortgruppen in der Kasusbildung ganz oder teilweise anschließen.

Besonders intensiv vollzieht sich der Ausgleich der Kasusformen im Singular. Auch im Plural macht sich dieselbe Tendenz geltend. Bei der Angleichung und Unifizierung der Deklinationen tritt bereits im Althochdeutschen die Tendenz zur Umgruppierung der Deklinationen nach dem Genus der Substantive klar zutage; in der weiteren Entwicklung der Formenbildung der Substantive gewinnt diese Tendenz immer größere Bedeutung.

a-Deklination. Ihr induzierender Einfluss. Einer der produktivsten Typen unter den ehemaligen vokalischen Stämmen ist die *a*-Deklination. Ihr gleichen sich besonders intensiv nicht nur im Singular, sondern auch im Plural die kleinen Gruppen konsonantischer Stämme (*nt*-, *r*-Stämme) und die Wurzelnomina an.

Das Paradigma der *a*-Deklination (m.) ist durch folgende Kasusflexion gekennzeichnet:

	Singular	Plural			
N. -	-â (<i>a</i>)				
G. -es	-o				
D. -e	-um (<i>-om</i> , <i>-un</i> , <i>-on</i>)				
A. -	-â (<i>-a</i>)				
I. -u (<i>-o</i>) ¹					

	Singular			
	<i>a</i> -Stämme	<i>nt</i> -Stämme	<i>r</i> -Stämme	Wurzelnomina
N. <i>tag</i>	<i>friunt</i>	<i>fater</i>	<i>man</i>	
G. <i>tages</i>	<i>friuntes</i>	<i>fateres</i>	<i>mannes</i>	
D. <i>tage</i>	<i>friunte</i>	<i>fatere</i>	<i>manne</i>	
A. <i>tag</i>	<i>friunt</i>	<i>fater</i>	<i>man</i>	
I. <i>tagu (-o)</i>				

	Plural			
N. <i>tagâ (-a)</i>	<i>friuntâ (-a)</i>	<i>faterâ (-a)</i>	<i>man</i>	
G. <i>tago</i>	<i>friunto</i>	<i>fatero</i>	<i>manno</i>	
D. <i>tagum (-om, -un, -on)</i>	<i>friuntum (-om, -un, -on)</i>	<i>faterum (-om, -un, -on)</i>	<i>mannum (-om, -un, -on)</i>	
A. <i>tagâ (-a)</i>	<i>friuntâ (-a)</i>	<i>faterâ (-a)</i>	<i>man</i>	

Die *r*-Stämme und die Wurzelnomina weisen im G. D. Sg. Parallelförmigkeiten mit der Nullflexion auf.

N. A.	<i>fater</i>	<i>man</i>
G.	<i>fater, fateres</i>	<i>man, mannes</i>
D.	<i>fater, fatere</i>	<i>man, manne</i>

Das Substantiv *man* hat die Nullflexion auch im N. A. Pl. (s. o.)

Die zu diesen zwei kleinen Klassen von Wörtern gehörenden Feminina haben im Singular in allen Kasusformen die Nullflexion, der Plural ist aber mit dem

¹ Einige Deklinationstypen weisen im Singular Reste des Instrumentalis auf.

Maskulinum uniformiert, also auch der Deklination der maskulinen *a*-Stämme zum Teil angeglichen.

r-Stämme		Wurzelnomina		
	Singular	Plural	Singular	Plural
N.	<i>muoter</i>	<i>muoter</i>	<i>naht</i>	<i>naht</i>
G.	<i>muoter</i>	<i>muotero</i>	<i>naht</i>	<i>nahto</i>
D.	<i>muoter</i>	<i>muoterum</i> (-om, -un, -on)	<i>naht</i>	<i>nahtum</i> (-om, -un, -on)
A.	<i>muoter</i>	<i>muoter</i>	<i>naht</i>	<i>naht</i>

Große Ähnlichkeit mit der Deklination der maskulinen *a*-Stämme im Singular und im Plural weisen die *ja*- und *wa*-Stämme auf. Ihre Eigenart besteht lediglich darin, dass sie vor der Kasusflexion und im Wortauslaut die Suffixe -j- und -w- bewahren (vgl. S. 88). Also:

<i>ja</i> -Stämme		<i>wa</i> -Stämme	
Singular	Plural	Singular	Plural
N. <i>hirti</i>	<i>hirte</i> (-â, -a)	<i>sneô</i> (<i>snê</i>)	<i>snêwâ</i> (-a)
G. <i>hirtes</i>	<i>hirteo</i> (-o)	<i>snêwes</i>	<i>snêwo</i>
D. <i>hirtie</i> (-e)	<i>hirtum</i> (-im, -un, -on, -in)	<i>snêwe</i>	<i>snêwum</i> (-om, -un, -on)
A. <i>hirti</i>	<i>hirte</i> (-â, -a)	<i>sneô</i> (<i>snê</i>)	<i>snewâ</i> (-a)
I. <i>hirtiu</i> (-u, -o)			

Die Neutra, die zur *a*-Deklination gehören, unterscheiden sich von den Maskulina nur im N. A. Pl., wo sie die Nullflexion haben. Ein analoges Paradigma haben auch die *ir*-Stämme, die ebenfalls Neutra sind. Die *ir*-Stämme bewahren noch im Plural das stammbildende Suffix, das später zum Pluralsuffix umgedeutet wird.

<i>a</i> -Stämme			<i>ir</i> -Stämme	
	Singular	Plural	Singular	Plural
N.	<i>wort</i>	<i>wort</i>	<i>lamb</i>	<i>lembir</i>
G.	<i>wortes</i>	<i>worto</i>	<i>lambes</i>	<i>lembiro</i>
D.	<i>worte</i>	<i>wortum</i> (-om, -un, -on)	<i>lambe</i>	<i>lembirum</i> (om, -un, -on)
A.	<i>wort</i>	<i>wort</i>	<i>lamb</i>	<i>lembir</i>
I.	<i>wortu</i> (-o)		<i>lambu</i> (-o)	

Das Suffix *-ir* ruft in den Pluralformen den Umlaut hervor.

***i*-Deklination.** Der zweite selbständige Deklinationstyp sind die *i*-Stämme (Maskulina und Feminina). Ihre Eigenart im Singular und Plural bewahren nur die Feminina. Die Maskulina haben sich im Singular den *a*-Stämmen angeglichen, so dass der Singular aller Maskulina, die zu den vokalischen Stämmen gehören, bereits im Althochdeutschen einheitlich ist.

Das Paradigma der *i*-Deklination ist durch folgende Kasusflexion gekennzeichnet:

Singular		Feminina	Plural
Maskulina			Maskulina und Feminina
N.	} nach den a-Stämmen	—	-i
G.		i	-eo, -io (-o)
D.		i	im (-in, -en)
A.		—	-i

Maskulina		Feminina	
Singular	Plural	Singular	Plural
N. <i>gast</i>	<i>gesti</i>	<i>kraft</i>	<i>krefti</i>
G. <i>gastes</i>	<i>gesteo</i> (-io, -o)	<i>krefti</i>	<i>krefto</i> (-io, -o)
D. <i>gaste</i>	<i>gestim</i> (-in, -en)	<i>krefti</i>	<i>kreftim</i> (-in, -en)
A. <i>gast</i>	<i>gesti</i>	<i>kraft</i>	<i>krefti</i>
I. <i>gastiu</i> (-u)			

Die Flexionen -i, -io, -im rufen den Umlaut hervor.

ô-Deklination. Die dritte vokalische Deklination sind die ô-Stämme (Feminina). Ihre Abart sind die jô-Stämme, die ebenso wie die ja-Stämme das Suffix -j- vor der Flexion haben. Im G. D. Pl. weisen die Substantive dieser Deklination die gleichen Formen mit der femininen n-Deklination auf, was ebenfalls auf die Tendenz zum Ausgleich zwischen verschiedenen Deklinationen und auf die beginnende Umgruppierung der Deklinationstypen nach dem Genus der Substantive zurückzuführen ist.

Das Paradigma der ô-Deklination ist durch folgende Kasusflexion gekennzeichnet:

Singular		Plural				
N.	-a	-â				
G.	-a (-u, -o)	-ôno				
D.	-u (-o)	-ôm (-ôn, -ôn)				
A.	-a	-â				

ô-Stämme		jô-Stämme	
Singular	Plural	Singular	Plural
N. <i>geba</i>	<i>gebâ</i>	<i>suntea</i> (-e, -a)	<i>sunteâ</i> (-â, -e)
G. <i>geba</i> (-u, -o)	<i>gebôno</i>	<i>suntea</i> (-e, -a)	<i>sunteôno</i> (-ôno)
D. <i>gebu</i> (-o)	<i>gebôm</i> (-ôn, -on)	<i>suntiu</i> (-u)	<i>sunteôm</i> (-ôm, -ôn)
A. <i>geba</i>	<i>gebâ</i>	<i>suntea</i> (-e, -a)	<i>sunteâ</i> (-â, -e)

n-Deklination. Der einzige produktive Typ der konsonantischen Stämme ist die n-Deklination, die in der deutschen Gegenwartssprache als „schwache Deklination“ fortlebt. Die von J. Grimm stammende Bezeichnung „schwache Deklination“ beruht darauf, dass die n-Stämme noch in der vorliterarischen Zeit die meisten Flexionsendungen eingebüßt hatten¹. Dafür behielten sie aber das stammbildende Suffix -n in allen Kasusformen außer dem N. Sg. m., f. und dem N. A. Sg. n., das zur Kasusflexion umgedeutet wurde.

¹ Sie werden der „starken Deklination“ der vokalischen Stämme entgegengestellt, die die aus dem Urgerm. ererbte Flexion besser bewahrt hatte.

In einigen Kasus ist das *-n* mit der Kasusflexion verschmolzen. Das stamm- bildende Suffix *-n* erscheint bei allen Substantiven in Begleitung eines Vo- kals. Der Ablaut dieses Vokals trägt zur Kasusunterscheidung bei.

Das Paradigma der *n*-Deklination ist durch folgende Kasusflexion ge- kennzeichnet:

Singular			
	Maskulina	Neutra	Feminina
N.	<i>-o</i>	<i>-a</i>	<i>-a</i>
G.	<i>-en, -in</i>		<i>-ûn</i>
D.	<i>-en, -in</i>		<i>-ûn</i>
A.	<i>-on, un</i>	<i>-a</i>	<i>-ûn</i>
Plural			
	Maskulina	Neutra	Feminina
N.	<i>-on, -un</i>	<i>-un, -on</i>	<i>-ûn</i>
G.		<i>-ôno</i>	
D.		<i>-ôm</i>	
A.	<i>-on, -un</i>	<i>-un, -on</i>	<i>-ûn</i>

Singular			
	Maskulina	Neutra	Feminina
N.	<i>namo</i>	<i>herza</i>	<i>zunga</i>
G.	<i>namen (-in)</i>	<i>herzen (-in)</i>	<i>zungûn;</i>
D.	<i>namen (-in)</i>	<i>herzen (-in)</i>	<i>zungûn</i>
A.	<i>namon (-un)</i>	<i>herza</i>	<i>zungûn</i>
Plural			
N.	<i>namon (-un)</i>	<i>herzun (-on)</i>	<i>zungûn</i>
G.	<i>namôno</i>	<i>herzôno</i>	<i>zungôno</i>
D.	<i>namôm (-ôn)</i>	<i>herzôm (-ôn)</i>	<i>zungôm (-ôn)</i>
A.	<i>namon (-un)</i>	<i>herzun (-on)</i>	<i>zungûn</i>

Nach der *n*-Deklination gehen die abstrakten Feminina mit dem Ableitungssuf- fix *-i*. In vielen Kasus haben sie Parallelförmigkeiten ohne *-n*. Dazu gehören *hōhī* 'Höhe', *reini* 'Reinheit', *tiufī* 'Tiefe' u. a.:

	Singular	Plural
N.	<i>hōhī (-în)</i>	<i>hōhī (-în)</i>
G.	<i>hōhī (-în)</i>	<i>hōhino</i>
D.	<i>hōhī (-în)</i>	<i>hōhim (-în)</i>
A.	<i>hōhī (-în)</i>	<i>hōhī (-în)</i>

§ 33. Der Gebrauch der Kasus

Das Kasussystem des Althochdeutschen und der Gebrauch der einzelnen Kasus stimmen im wesentlichen mit dem Kasussystem und dem Kasusge- brauch der deutschen Gegenwartssprache überein. Jedoch weist das Althoch- deutsche auch Besonderheiten auf:

1) einige Deklinationstypen besitzen den Instrumentalis, der im Verlaufe des althochdeutschen Zeitalters allmählich schwindet;

2) viel größer als in der Gegenwartssprache ist die Gebrauchssphäre des Genitivs;

3) größer als in der Gegenwartssprache ist auch die Gebrauchssphäre der obliquen Kasus ohne Präposition in adverbialer Funktion.

Nominativ. Der Nominativ ist der Kasus des Subjekts, des Prädikativs und der Anrede:

Thîn bruoder quam. 'Dein Bruder ist gekommen'.

In jugundi ward sie wituwa. '(Noch) in der Jugend wurde sie Witwe'.

Hluduîg, kuning mîn, hilph mînan liutin! 'Ludwig, mein König, hilf meinen Leuten!'

Genitiv.

1. Der Genitiv ist ebenso wie in der Gegenwartssprache Kasus des Attributs:

Hiltibrantes sunu 'der Sohn Hildebrands'

Frankôno lant 'das Land der Franken' u. a.

2. Sehr verbreitet ist der Gebrauch des Genitivus partitivus:

a) in Verbindung mit Substantiven, die die Menge, das Maß bezeichnen: *ein hûfo steino* 'ein Haufen von Steinen', *lides zwei meȝ* 'zwei Maß Obstwein', *manno mihil managî* 'eine große Menge (Schar) von Menschen';

b) in Verbindung mit Numeralien: *ein sînero iungiro* 'einer von seinen Jüngern', *sumaro enti wintro sehzug* 'sechzig Sommer und Winter';

c) in Verbindung mit Pronomen: *andero thioto sum* 'irgendein anderes Volk', *giwelih manno* 'jeder von den Menschen', *nioman thero friunto* 'keiner von den Freunden';

d) in Verbindung mit Adverbien der Quantität: *alles guotes ginuog* 'genug von allem Guten';

e) in Verbindung mit Adjektiven im Superlativ: *herio meista* 'das größte der Heere', *manno miltisto* 'der barmherzigste der Menschen';

f) über den Genitivus partitivus nach Verben s. u.

3. Viel häufiger als in der Gegenwartssprache wird das Genitivobjekt nach Verben gebraucht:

a) sehr gebräuchlich ist der Genitivus partitivus nach Verben: *thes wazzeres giholôn* 'Wasser holen', *thero fisko bringan* 'Fische bringen', *lides scenken* 'Obstwein einschenken', *hewes lebên* 'von Heu leben'. Nach den Verben *sîn*, *wesan* 'sein': *ih bin thesses thioten* 'ich bin aus diesem Volk', *hweliches cnuosles du sîs* 'aus welchem Geschlecht du seist';

b) der Genitivus partitivus wird auch in Verbindung mit der Negation gebraucht: *tû nî habês gescirres* 'du hast kein Geschirr'; *thâr nist miotôno wiht* 'es gibt dort keinen Lohn';

c) außerdem regieren im Althochdeutschen viele Verben den Genitiv: *gerôn* 'etw. begehren', *folgên* 'folgen', *âhten* 'verfolgen' *râmên* 'streben', 'nach etwas trachten', *tharbên* 'etw. entbehren' *bittan* (A. und G.) 'um etw.

bitten', *reinen* (A. und G.) 'reinigen', *birouben* 'berauben' u. a. Auch *huoten* 'hüten', *sehan* 'beaufsichtigen', *sih wuntarôn* 'sich über etw wundern', *sih skamen* 'sich schämen', *spottôn* 'spotten', *lobôn* (A. und G.) 'loben', *skuldên, skuldigôn* (A. und G.) 'beschuldigen', *refsen* (A. und G.) 'ausschelten', z. B. *âhten dero fianto* 'Feinde verfolgen' *folgên râtes* 'dem Rat folgen', *bittan brôtes* 'um Brot bitten', *sehan thero duro* 'die Tür beaufsichtigen', *sih wuntarôn thero wortô* 'sich über die Worte wundern'.

4. Viele Adjektive regieren ebenfalls das Genitivobjekt: *wirdig tôdes* 'würdig des Todes', *fol wîsduomes* 'voll Weisheit', *unmahtig des ubiles* 'nicht fähig zu einer Übeltat'.

5. Der absolute Genitiv erscheint oft als Adverbiale:

- a) als temporales Adverbiale: *des selben jâres* 'im selben Jahr', *winteres* 'im Winter', *thes tages* 'tags', *tages und nahtes* 'tags und nachts';
- b) als lokales Adverbiale: *gang thînes uueges* 'geh deinen Weg',
- c) als modales und kausales Adverbiale: *hungeres îrsterban* 'vor Hunger sterben', *sih gihartên herzen* 'sein Herz verhärten'.

Dativ.

1. Am häufigsten wird der Dativ als Kasus des Objekts gebraucht:

a) in Verbindung mit Verben:

Quid mînemo bruoder! 'Sag meinem Bruder!'

Hilp mînan liutin! 'Hilf meinen Leuten!'

b) in Verbindung mit Adjektiven:

Wîs mir milti 'Sei mir gnädig'.

Auch mit den Adjektiven *nâh* 'nah', *hold* 'hold', *liub* 'lieb', *kund* 'bekannt', *gîlih* 'ähnlich' u. a.

2. Der absolute Dativ wird meist anstelle des Instrumentalis gebraucht:

Her frâgên gistuont fôhêm uuortum 'Er begann mit wenigen Worten zu fragen';

mit kausaler Bedeutung:

Ih foruuirdu hier hungere 'Ich gehe hier vor Hunger zugrunde';

mit modaler Bedeutung:

Weinôta sêrlîchên zaharin 'Weinte bittere Tränen'.

Vereinzelte erstarrte Formen des lokalen und temporalen Dativs sind: *heime* 'in der Heimat', 'zu Hause', *unseren zîtim* 'zu unseren Zeiten', *un-zîtim* 'zur Unzeit' u. a.

Akkusativ.

1. Der Akkusativ ist der Kasus des direkten Objekts:

Huob her gundfanon ûf 'Hob er die Kriegsfahne'.

Want her dô ar arme wuntane bauga 'Streifte er von der Hand gewundene Ringe' u. a.

Viele Verben verlangen neben dem Akkusativobjekt ein zweites Objekt:

Gib mir teil dero hehti 'Gib mir (meinen) Teil des Vermögens' (A. und D.).
Rafsta er inan thera ungilouba 'Er schalt ihn wegen seines Unglaubens' (A. und D.).

Forhta imo uuizgenti inan rehtan man inti heilagon 'Er fürchtete ihn, da er ihn (als) einen gerechten und heiligen Menschen kannte' (doppelter A.).

2. Der Akkusativ der Person wird auch in Verbindung mit einigen unpersönlichen Verben gebraucht:

Tô uuard taz ten cheiser lusta, daz er Dioterichen vriuntliche ze hove ladeta 'Da geschah es, dass es den Kaiser gelüstete, Dietrich gnädig zu Hofe einzuladen'.

Mih durstît 'mich durstet es' u. a.

3. Der absolute Akkusativ wird als Adverbiale gebraucht:

a) der lokale Akkusativ bezeichnet die Richtung: *tô fuar er mit imo hôhe berga* 'Da machte er sich mit ihm über hohe Berge auf den Weg';

b) der temporale Akkusativ bezeichnet die Dauer: *Er fiar jâr thâr wâri* 'Er war dort vier Jahre'.

Instrumentalis. Der Instrumentalis ist im Althochdeutschen nur bei den vokalischen Maskulina und Neutra nachweisbar. Er wird mit instrumentaler und modaler Bedeutung gebraucht:

Nu scal mih suasat chind suertu houwan 'Jetzt muss mich mein eigener Sohn mit dem Schwerte töten'; *Wili mih dînu speru werpan* 'Du willst mich mit deinem Speer niederschlagen'.

Mit dem Instrumentalis konkurriert der präpositionslose Dativ:

Her frâgên gistuont fôhêm wortum (s. o.). Häufiger steht aber für den Instrumentalis eine Präpositionalverbindung:

a) eine Verbindung des Instrumentalis mit der Präposition *mit*: *Fullet thiû faẓ mit wazzaru* 'Füllet die Fässer mit Wasser';

b) es verbreitet sich immer mehr die Verbindung der Präposition *mit* mit dem Dativ, die später zum alleinigen Ausdrucksmittel der instrumentalen Bedeutung wird: *Spenis mih mit dînem wortun* 'du betrügst mich mit deinen Worten'.

§ 34. Die Entwicklung des Artikels. Die Kategorie der Bestimmtheit und Unbestimmtheit

Der Artikel ist in der deutschen Gegenwartssprache ein besonderes Funktionswort, das das Substantiv regelmäßig begleitet und zusammen mit ihm eine analytische Form des Substantivs bildet. In ihm kommen die grammatischen Kategorien des Substantivs zum Ausdruck. Die korrelierenden Artikel *der* und *ein* drücken die Kategorie der Bestimmtheit und der Unbestimmtheit aus. Die Flexionen des Artikels (vgl. *de-r de-s, de-m, de-n*) sind eines der wichtigsten Ausdrucksmittel des Genus, Numerus und Kasus der Substantive; außerdem ist der Artikel das Kennzeichen des Substantivs als Wortart.

Die Entwicklung des Artikels beginnt im Althochdeutschen. Zuerst entwickelt sich der bestimmte Artikel *ther, thiū, thaȝ*, dem ein Demonstrativpronomen zugrunde liegt.

Der bestimmte Artikel ist in der althochdeutschen Zeit erst im Werden. Er wird nur mit konkreten Substantiven gebraucht, um einen einzelnen bestimmten Gegenstand zu kennzeichnen:

Sum man habēta zuuēne suni. Quad thō der iungōro fon then themo fater... 'Ein Mann hatte zwei Söhne. Da sagte der Jüngere von ihnen dem Vater...'

Sliumo bringet thaȝ êrira giuuāti 'Bringt schneller das beste Gewand'.

Uuas sîn sun altero in achre, inti mittiu thō quam inti nâlichōta themo hūse, gihōrta gistimmi sang inti chor 'Sein älterer Sohn war auf dem Felde, und als er heimkehrte und sich dem Haus näherte, hörte er Gesang und Jubel'.

Wenn es sich dagegen um einen unbekannten, unbestimmten Gegenstand oder eine unbekannte Person handelt, wird das Substantiv ohne Artikel gebraucht:

Furfarenti gisah man blintan 'Im Vorbeigehen sah er (einen) blinden Mann'.

Die Abstrakta haben in dieser Periode der Sprachentwicklung noch keinen Artikel, z. B. *forhta* 'Furcht', *maht* 'Macht', *guot* 'das Gute'; artikellos sind auch die Stoffnamen, z. B. *uuaȝȝar* 'Wasser', *silabar* 'Silber', *uuîn* 'Wein' und die Unika, z. B. *erda* 'Erde', *himil* 'Himmel' u. a.

Auch beim generalisierenden Gebrauch des Substantivs fehlt meist noch der Artikel:

Fohun habēnt loh 'Füchse haben Löcher'.

So ir uuollet thaȝ in man tuon, so tuot ir in selbsama 'Wie ihr wollt, dass die Menschen euch gegenüber handeln, so handelt auch selbst ihnen gegenüber'.

Dass der Artikel noch keine entwickelte grammatische Kategorie ist, geht daraus hervor, dass es keine regelmäßige Opposition des bestimmten Artikels dem unbestimmten gibt. Die artikellose Form des Substantivs ist noch mehrdeutig; bei konkreten Substantiven dient sie als Ausdruck der Unbestimmtheit, in allen anderen Fällen ist sie neutral gegenüber der Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des Substantivs.

Erst gegen Ende der althochdeutschen Periode erweitert sich der Gebrauch des Artikels. In dieser Zeit ist bereits der bestimmte Artikel vor Abstrakta, vor Stoffnamen und beim generalisierenden Gebrauch des Substantivs anzutreffen sowie vor den Unika:

Uuir uuiȝȝen, daȝ tia erda daȝ uuaȝȝer umbegāt unde der fierdo teil nahōr obenān erbarōt ist, an demo sizzent tie mennicken 'Wir wissen, dass die Erde von dem Wasser umgeben ist und dass etwa der vierte Teil davon oben nicht bedeckt ist, dort leben die Menschen'.

Im Althochdeutschen kommen bereits vereinzelte Formen des unbestimmten Artikels vor:

Einan kuning uueiz ih, heizsit her Hluduig 'Ich weiß einen König, er heißt Ludwig'.

Doch der regelmäßige Gebrauch des unbestimmten Artikels entwickelt sich erst in der mittelhochdeutschen Zeit.

§ 35. Die Flexion der Adjektive

Deklination der Adjektive. Das Althochdeutsche erbt vom Urgermanischen zwei Deklinationstypen des Adjektivs, die beide eine germanische Neuerung waren (vgl. S. 46).

1. **Starke Deklination der Adjektive** (die pronominalen Kasusendungen sind fett gedruckt).

	Singular		
	Maskulinum	Neutrum	Femininum
N.	1. <i>blint</i> 2. <i>blintêr</i>	1. <i>blint</i> 2. <i>blintaꝛ</i>	1. <i>blint</i> 2. <i>blintiu</i> ; fr. <i>-u</i>
G.	<i>blintes</i>	<i>blintes</i>	<i>blintera</i>
D.	<i>blintemu (-emo)</i>	<i>blintemu (-emo)</i>	<i>blinteru (-ero)</i>
A.	<i>blintan</i>	1. <i>blint</i> 2. <i>blintaꝛ</i>	<i>blinta</i>
I.	<i>blintu (-o)</i>	<i>blintu (-o)</i>	
	Plural		
	Maskulinum	Neutrum	Femininum
N.	1. <i>blinte</i> 2. <i>(blint)</i>	1. <i>blintiu</i> ; fr. <i>-u</i> 2. <i>(blint)</i>	1. <i>blinto</i> 2. <i>(blint)</i>
G.	<i>blintero</i>	<i>blintero</i>	<i>blintero</i>
D.	<i>blintêṁ(-ên)</i>	<i>blintêṁ(-ên)</i>	<i>blintêṁ(-ên)</i>
A.	<i>blinte</i>	<i>blintiu</i> ; fr. <i>-u</i>	<i>blinto</i>

Die germanischen Adjektive hatten ursprünglich stammbildende Suffixe wie die Substantive. In den schriftlich überlieferten altgermanischen Sprachen sind die alten stammbildenden Suffixe nicht erhalten. Eine besondere Form des Nominativs bewahren jedoch im Althochdeutschen die ehemaligen *ja*- und *wa*-Stämme, z. B. *mâri* 'berühmt', *skôni* 'schon'; *garo* 'gar'. Sie haben im N. Sg. gleich den anderen Adjektiven zwei Formen: N. Sg. m. 1. *skôni*, 2. *skônêr*; 1. *garo*, 2. *gar(a)wêr*; N. Sg. n. 1. *skôni*, 2. *skonaꝛ* 1. *garo*, 2. *gar(a)awaꝛ* usw.

2. **Schwache Deklination der Adjektive.**

	Singular		
	Maskulinum	Neutrum	Femininum
N.	<i>blinto</i>	<i>blinta</i>	<i>blinta</i>
G.	<i>blinten (-in)</i>	<i>blinten (-in)</i>	<i>blintûn</i>
D.	<i>blinten (-in)</i>	<i>blinten (-in)</i>	<i>blintûn</i>
A.	<i>blinton (-in)</i>	<i>blinta</i>	<i>blintûn</i>

	Maskulinum	Plural Neutrum	Femininum
N.	<i>blinton (-un)</i>	<i>blintun (-on)</i>	<i>blintûn</i>
G.	<i>blintôno</i>	<i>blintôno</i>	<i>blintôno</i>
D.	<i>blintôm (-ôn)</i>	<i>blintôm (-ôn)</i>	<i>blintôm (-ôn)</i>
A.	<i>blinton (-un)</i>	<i>blintun (-on)</i>	<i>blintûn</i>

Die schwache Deklination der Adjektive wurde zunächst bei der Substantivierung der Adjektive sowie in Beinamen und Epitheta gebraucht: *ther blinto* 'der Blinde', *thie alton* 'die Alten'; *Hludwîg ther guoto* 'Ludwig der Gute'.

Doch schon seit den ersten althochdeutschen Sprachdenkmälern ist der Gebrauch der schwachen Deklination der Adjektive Regel geworden, wenn dem Adjektiv der bestimmte Artikel vorausging. Im Grunde genommen wirkt schon in dieser Zeit das Gesetz der „mechanischen Regelung“, welches in der deutschen Gegenwartssprache die Wahl der schwachen oder starken Kasusform des Adjektivs lenkt.

Unflektierte Form des Adjektivs. In der starken Deklination bewahrte das Adjektiv im N. Sg. und Pl. neben der neuen pronominalen Form die alte nominale Form (*blinr*; s. o.) mit der *ø*-Flexion. Sie wurde in der Folgezeit als eine unflektierte Form gedeutet und seit dem Frühneuhochdeutschen auf den prädikativen Gebrauch des Adjektivs eingeschränkt. Im Althochdeutschen werden beide Parallelformen sowohl attributiv als auch prädikativ gebraucht.

Steigerung der Adjektive. Die Steigerungsformen der Adjektive werden mittels der Suffixe *-ir*, *-ôr*; *-ist*, *-ôst* gebildet:

ahd. *skôni* – *skôniro* – *skônisto* 'schön'

ahd. *hōh* – *hōhiro* oder *hōhōro* – *hōhisto* oder *hōhōsto* 'hoch'.

Die Suffixe *-ir*, *-ist* rufen den Umlaut hervor:

ahd. *alt* – *eltiro* – *eltisto* 'alt'

ahd. *lang* – *lengiro* – *lengisto* 'lang'.

Die auf *-i* ausgehenden Adjektive (die ehemaligen *ja*-Stämme, vgl. S. 99) bekommen immer die Suffixe *-ir*, *-ist*, z. B. ahd. *skôni* schön – *skôniro* – *skônisto*, ahd. *suozi* 'süß' – *suoziro* – *suozisto*. Die anderen Adjektive können sowohl *-ir*, *-ist* als auch *-ôr*, *-ôst* anfügen, z. B. *hōh* 'hoch' – *hōhiro* und *hōhōro* – *hōhisto* und *hōhōsto*. Die mehrsilbigen Adjektive haben immer *-ôr*, *-ôst*, z. B. *suntig* 'sündig' – *suntigôro* – *suntigôsto*, *mchtig* 'mächtig' – *mahtigôro* – *mahtigôsto*.

Der Komparativ und der Superlativ der Adjektive werden im Althochdeutschen immer schwach dekliniert, also: *hōh-ir-o*, *hōh-ist-o*, wo *-o* die Kasusendung des N. Sg. m. der schwachen Deklination ist.

§ 36. Das Pronomen

Personalpronomen. Die Personalpronomen gehören zur ältesten Schicht des indoeuropäischen Wortbestandes (vgl. S. 41).

Einen ganz besonderen Deklinationstyp weisen die Personalpronomen der 1. und 2. Person auf. Ihre Kasusendungen kommen außer bei ihnen nirgends mehr vor. Der Nominativ und die obliquen Kasus sind von verschiedenen Stämmen gebildet.

1. P. Sg.	2. P. Sg.	1. P. Pl.	2. P. Pl.
N. <i>ih</i>	<i>du (dū)</i>	<i>wir</i>	<i>ir</i>
G. <i>mīn</i>	<i>dīn</i>	<i>unsēr</i>	<i>iuwēr</i>
D. <i>mir</i>	<i>dir</i>	<i>uns</i>	<i>iu</i>
A. <i>mih</i>	<i>dih</i>	<i>unsih</i>	<i>iuwih</i>

Die Personalpronomen der 3. Person sind etymologisch sehr eng mit den Demonstrativpronomen verbunden und haben mit ihnen eine gleiche Kasusbildung.

	3. P. Sg.			3. P. Pl.	
Mask.	Neutr.	Fem.	Mask.	Neutr.	Fem.
N. <i>er</i> <i>he, her</i>	<i>iȝ</i>	<i>siu, si, sī</i>	<i>sie</i>	<i>siu</i>	<i>sio</i>
G. <i>sīn</i>	<i>es (is)</i>	<i>ira</i>		<i>iro</i>	
D. <i>imu (-o)</i>	<i>imu (-o)</i>	<i>iru (-o)</i>		<i>im</i>	
A. <i>inan (in)</i>	<i>iȝ</i>	<i>sia (sie)</i>	<i>sie</i>	<i>siu</i>	<i>sio</i>

Das Pronomen *er* lautet im Bairischen und im Alemannischen *er*, im Altsächsischen *he* (vgl. *e, he*), im Fränkischen *he, her*. Die literatursprachliche Form der Gegenwartssprache ist also süddeutscher Herkunft.

Possessivpronomen. Die Possessivpronomen sind vom Stamm der obliquen Kasus der Personalpronomen gebildet. Sie lauten im Althochdeutschen *mīn* 'mein', *dīn* 'dein', *sīn* 'sein' (m. und n.), *iro* 'ihr', *unsēr* 'unser', *iuwēr* 'euer', *iro* 'ihr' (Pl.).

Die Possessivpronomen werden nach dem Deklinationsschema der Demonstrativpronomen und anderer Pronomen sowie des bestimmten Artikels dekliniert. Im N. Sg. m. und im N. A. Sg. n. haben sie aber die Nullflexion.

	Singular			Plural		
	Mask.	Neutr.	Fem.	Mask.	Neutr.	Fem.
N. <i>mīn(er)</i>	<i>mīn(er)</i>	<i>mīn(aȝ)</i>	<i>mīniu</i>	<i>mīne</i>	<i>mīniu</i>	<i>mīno</i>
G. <i>mīnes</i>	<i>mīnes</i>		<i>mīnera</i>		<i>mīnero</i>	
D. <i>mīnemu (-o)</i>	<i>mīnemu (-o)</i>		<i>mīneru (-o)</i>		<i>mīnem (-en)</i>	
A. <i>mīnan</i>	<i>mīnan</i>	<i>mīna(aȝ)</i>	<i>mīna</i>	<i>mīne</i>	<i>mīniu</i>	<i>mīno</i>

Reflexivpronomen. Das Reflexivpronomen *sih* ist eine Akkusativform, die mit der Zeit auch als ein Dativ zu fungieren beginnt.

Demonstrativpronomen. Die Demonstrativpronomen sind *ther, der* 'der', *desēr* 'dieser', *jenēr* 'jener', *der selbo* 'derselbe' *sulihēr, solihēr* 'solcher'.

Da sich aus dem Demonstrativpronomen *ther, der* der bestimmte Artikel und das Relativpronomen entwickeln, verbreitet sich neben dem einfachen *ther* immer mehr das Pronomen *desēr*, das durch Zusammensetzung von *ther, der* und der Verstärkungspartikel *se* (vgl. russ. *ce*) gebildet ist.

Die Pronomen *ther* (der), *desēr*, *jenēr*, *solihēr* werden nach einem gemeinsamen Deklinationsschema flektiert.

	Singular			Plural		
	Mask.	Neutr.	Fem.	Mask.	Neutr.	Fem.
N. <i>der</i>	<i>der</i>	<i>daȝ</i>	<i>dīu</i>	<i>dē (dea, dia, die)</i>	<i>dīu</i>	<i>deo, dīo</i>
G. <i>des</i>	<i>des</i>		<i>dera (-u, -o)</i>		<i>dero</i>	
D. <i>demu (-o)</i>	<i>demu (-o)</i>		<i>deru (-o)</i>		<i>dēm (-n)</i>	
A. <i>den</i>	<i>den</i>	<i>daȝ</i>	<i>dea (dia, die)</i>	<i>dē (dea, dia, die)</i>	<i>dīu</i>	<i>deo, dīo</i>
I. <i>diu</i>	<i>diu</i>					

Interrogativpronomen. Die Interrogativpronomen sind *(h)wer* 'wer', *(h)waz* 'was', *(h)weolih* 'welcher', *(h)wedar* 'welcher von beiden'.

N.	<i>(h)wer</i>	<i>(h)waz</i>
G.	<i>(h)wes</i>	<i>(h)wes</i>
D.	<i>(h)wemu(-o)</i>	<i>(h)wemu (-o)</i>
A.	<i>(h)wenan</i>	<i>(h)waz</i> <i>(h)wiu</i>

Relativpronomen. Die Relativpronomen sind *ther*, *der*, welches auf das Demonstrativpronomen zurückgeht, und *(h)wer*, *(h)weolih* in Verbindung mit *sô*: *sô (h)wer sô*, *sô (h)weolicher sô*.

Indefinitpronomen. Die ältesten Indefinitpronomen sind *sum* 'ein gewisser', 'irgend ein', *ander* 'ein anderer' (sie werden wie starke Adjektive flektiert), *ein* 'ein gewisser', 'einer' (flektiert wie das Possessivpronomen).

Im Althochdeutschen entwickeln sich außerdem neue Indefinitpronomen.

Aus Substantiven entwickeln sich die Pronomen *man* (aus *man* 'Mensch'), *eo-man*, *ioman* 'irgendeiner' (<Adverb *eo*, *io*, d. *je+man*), *eowiht*, *iowiht* 'etwas' (<Adverb *eo*, *io+wiht* 'Ding').

Mit Hilfe des Adverbs *eo*, *oi* ist auch das Indefinitpronomen ahd. *eowelih*, *eogiwelih*, *io(gi)welih* 'jeder', 'ein beliebiger' gebildet (aus *eo*, *io+* Interrogativpronomen *(h)welih*).

Von den neuen Pronomen sind im Deutschen *man* und *ioman* (d. *jemand*) erhalten.

Negativpronomen. Die Negativpronomen korrelieren mit den Indefinitpronomen und sind von ihnen durch Anfügung der Negativpartikel gebildet: ahd. *ein* 'ein gewisser', 'einer' – *nihein* 'keiner' (>mhd. *nehein*, *dehein*>d. *kein*); ahd. *eoman*, *ioman* 'jemand' – *neoman*, *nioman* (d. *niemand*); ahd. *eowiht*, *iowiht* 'etwas' – *neowiht*, *niowiht*, woraus in der Gegenwartssprache a) die Negativpartikel *nicht*; b) das Pronomen *nichts* (mhd. verstärkend *nihtesnicht* > *nihtes(niht)* > *nihts*) entstanden sind.

§ 37. Das Numerale

Grundzahlen.

1 – *ein* flektiert wie ein Adjektiv;

2 – *zwêne* (m.), *zwei* (n.), *zwâ*, *zwô* (f.) – G. *zweio*, D. *zweim* (-n), A. = N.

3 – *drî* (m.), *driu* (n.), *drîo* (f.) – G. *drîo*, D. *drim*(-n), A. = N.

Die Grundzahlen 4 – *fior*, 5 – *fimf*, 6 – *sehs*, 7 – *sibun*, 8 – *ahto*, 9 – *niun*, 10 – *zehan*, 11 – *einlif*, 12 – *zwelif* sind flexionslos.

Die Grundzahlen 13–19 sind zusammengesetzte Wörter mit der zweiten Komponente *zehan* 'zehn': 13 – *drîzehan*, 14 – *fiorzehan*, 15 – *finfzehan*, 16 – *sehszehan*, 17 – *sibunzehan*, 18 – *ahtozehan*, 19 – *niunzehan*.

Die Grundzahlen 20–90 sind etymologisch zusammengesetzte Wörter mit der zweiten Komponente -zug 'Zehner': 20 – *zweinzug*, 30 – *drîzug*, 40 – *fiorzug*, 50 – *finfzug*, 60 – *sehszug*, 70 – *sibunzug*, 80 – *ahtozug*, 90 – *niunzug*.

Das Hundert wird mit dem Substantiv *hunt* (d. *hundert*) bezeichnet, daher: 200 – *zwei hunt*, 300 – *driu hunt* usw.

Das Tausend wird mit dem Substantiv *dûsunt*, *thûsunt* bezeichnet.

Ordnungszahlen. Die meisten Ordnungszahlen sind von den Grundzahlen durch Suffixe abgeleitet. Die Ordnungszahlen 3–19 werden mit dem Suffix *-t* abgeleitet: *drīto* 'dritter', *fiorto* 'vierter', *finfto* 'fünfter', *sehsto* 'sechster' usw.

Von den Zehnern, Hunderten und Tausenden werden die Ordnungszahlen mit dem Suffix des Superlativs *-ōst* abgeleitet: *zweinzugōsto* 'zwanzigster', *drīzugōsto* 'dreißigster', *fiorzugōsto* 'vierzigster' usw.

Ahd. *ērīsto* 'erster' ist ein Superlativ zum Komparativ *ēr* (d. *eher*); ahd. *ander* 'zweiter' ist eigentlich das Adjektiv *ander* (erst im 16. Jh. entwickelt sich analog zu den anderen Ordnungszahlen die Form *der zweite*).

Alle Ordnungszahlen werden im Althochdeutschen wie schwache Adjektive dekliniert.

§ 38. Starke Verben. Klassen der starken Verben

Grundformen der starken Verben. Im Althochdeutschen unterscheidet man wie in allen germanischen Sprachen vier Grundformen. Das sind: 1) Infinitiv, 2) Präteritum Indikativ 1., 3. P. Sg., 3) Präteritum Indikativ 1. P. Pl., 4) 2. Partizip.

Infinitiv	Präteritum Sg.	Präteritum Pl.	2. Partizip
<i>helf-an</i>	<i>half-</i>	<i>hulf-um</i>	<i>gi-holf-an</i> 'helfen'
<i>biog-an</i>	<i>boug-</i>	<i>bug-um</i>	<i>gi-bog-an</i> 'biegen'

Klassen von starken Verben (Ablautreihen). Nach dem Charakter des Ablauts im Wurzelmorphem werden die starken Verben in Klassen oder Ablautreihen eingeteilt.

Der Haupttyp des Ablauts ist der Wechsel: *e – a – Null*.

Die Vielfalt der Klassen, der starken Verben war in den altgermanischen Sprachen dadurch bedingt, dass der ablautende Vokal in Verbindung mit dem folgenden Vokal oder Konsonanten im Wurzelmorphem verschiedene Lautkombinationen ergab. Außerdem erlitt der Vokalwechsel unter dem Einfluss der Lautgesetze verschiedene Wandlungen, die in den einzelnen germanischen Sprachen wirkten. Dadurch entstanden in einigen Klassen der starken Verben mehrere Untertypen.

I. Ablautreihe

1. Untergruppe *scriban* 'schreiben'

scriban – screib – scribum – giscriban.

Auch: *grīfan* 'greifen', *rītan* 'reiten', *snīdan* 'schneiden', *rīban* 'reiben', *trīban* 'treiben' u. a.

2. Untergruppe *lihan* 'leihen'

lihan – lēh – lihum – gilihan

Auch: *zīhan* 'zeihen', *dīhan* 'gedeihen', *spīwan* 'speien' u. a.

Die Verben der 1. Ablautreihe haben den Ablaut *e – a – Null*. Die Eigenart dieser Ablautreihe im Althochdeutschen bedingt die Verbindung des ablautenden Vokals mit dem folgenden *i*.

1) In der ersten Grundform hatte der ablautende Vokal die Lautform *e*; die Verbindung mit dem nachfolgenden *i* ergab den Diphthong *ei*, der noch in der vorliterarischen Zeit zu *i* wurde (s. S. 48). Also hat das Althochdeutsche in der ersten Grundform *i*, z. B. *scriban* 'schreiben'.

2) In der zweiten Grundform hat der ablautende Vokal die Lautform *a*. Die Verbindung mit dem nachfolgenden *i* ergab *ai*. Im Althochdeutschen entwickelte sich der Diphthong *ai* zu *ei*, z. B. *screib* '(er) schrieb', oder wurde vor *h, r, w* zu *ê* monophthongiert, z. B. *lēh* '(er) lieh' (zum Verb *lihan* 'leihen'). (Vgl. darüber S. 68). Dementsprechend sind in der ersten Ablautreihe zwei Untertypen zu unterscheiden.

3) In der dritten und in der vierten Grundform war der ablautende Vokal durch die Null vertreten, so dass hier das *i* allein erscheint und zum silbischen *i* wird, z. B. *scribum* '(wir) schrieben', *giscriban* 'geschrieben'.

II. Ablautreihe

1. Untergruppe *biogan* 'biegen'

biogan – *boug* – *bugum* – *gibogan*.

Auch: *liogan* 'lügen', *fliogan* 'fliegen', *kriochan* 'kriechen' u. a.

2. Untergruppe *giozan* 'gießen'

giozan – *gôz* – *guẏzum* – *igōẏzan*.

Auch: *biotan* 'bieten', *siodan* 'sieden', *flioẏzan* 'fließen', *slioẏzan* 'schließen', *kiosan* 'kiesen', *ziohan* 'ziehen' u. a.

Die Verben der II. Ablautreihe haben auch den Ablaut *e* – *a* – Null. Ihre Eigenart im Althochdeutschen wird durch die Verbindung des ablautenden Vokals mit dem nachfolgenden *u* bedingt.

1) In der ersten Grundform ergibt die Verbindung *e* + *u* den Diphthong *iu* oder seine Positionsvariante *eo* (später *eo* > *io*), z. B. *biogan* 'biegen', *biugu* '(ich) biege'.

2) In der zweiten Grundform entsteht aus *a* + *u* der Diphthong *au*, der im Althochdeutschen entweder zu *ou* wird, z. B. *boug* '(er) bog', oder vor *h* und den Dentalen zu *ô* monophthongiert wird, z. B. *gôz* '(er) goß' (das Verb *giozan* 'gießen'). (Vgl. S. 68). Dementsprechend hat die zweite Ablautreihe auch zwei Untergruppen.

3) In der dritten Form vertritt den ablautenden Vokal die Null, so dass der nachfolgende Vokal *u* (>*u*) allein erscheint, z. B. *bugum* '(wir) bogen'.

4) In der vierten Grundform erfolgt unter dem Einfluss des Vokals *a* im Suffix des 2. Partizips *-an* Vokalsenkung *u* > *o* (vgl. S. 69), z. B. *gibogan* 'gebogen'.

III. Ablautreihe

1. Untergruppe *helfan* 'helfen'

helfan – *half* – *hulfum* – *giholfan*.

Auch: *werfan*, *melkan*, *sceltan* 'schelten', *smelzan* 'schmelzen', *smerzan* 'schmerzen', *sterban* 'sterben' u. a.

2. Untergruppe *bintan* 'binden'

bintan – *bant* – *buntum* – *gibuntan*.

Auch: *dringan* 'dringen', *dwingan* 'zwingen', *klingan* 'klingen', *singan* 'singen', *trinkan* 'trinken', *brinnan* 'brennen', *spinnan* 'spinnen' u. a.

Auch die Verben der dritten Ablautreihe haben den Ablaut *e – a – Null*. Im Gegensatz zu den Verben der I. und II. Ablautreihen haben diese Verben keinen anderen Vokal im Wurzelmorphem, so dass der ablautende Vokal sich unmittelbar mit den Konsonanten verbindet, auf die das Wurzelmorphem ausgeht. Bei den Verben der dritten Ablautreihe sind es Verbindungen der Sonanten *n, m, r, l* mit Geräuschlauten, z. B. *bintan* 'binden', *werfan* 'werfen', *helfan* 'helfen' u. a.

Die dritte Ablautreihe hat zwei Untergruppen je nachdem, ob auf den ablautenden Vokal *r, l* oder *n, m* folgen.

1) In der ersten Grundform steht *e*, z. B. *werfan*, *helfan*. Vor den Nasalen *n, m* erfolgt Vokalhebung *e > i* (vgl. S. 69).

2) In der zweiten Grundform steht *a*, z. B. *warf*, *half*, *bant*, *swam*.

3) In der dritten und vierten Grundformen vertritt die Null den ablautenden Vokal; daher entwickelt sich vor den Sonanten der silbenbildende Vokal *u*; im 2. Partizip erfolgt Vokalsenkung *u > o* vor dem *a* des Suffixes *-an*, wenn nach dem Vokal *r, l* stehen; vor *n, m* bleibt das *u* unverändert, z. B. *helfan* – Prät. Pl. *hulfum*, 2. Part. *giholfan*; *bintan* – Prät. Pl. *buntum* 2. Part. *gibuntan*.

IV. Ablautreihe

neman – nam – nāmum – ginoman

Auch: *queman* 'kommen', *stelan* 'stehlen', *quelan* 'sich quälen', *zeman* 'ziemen' u. a.

Die Verben der vierten Ablautreihe haben den Ablaut *e – a – â* (<germ. *e₁*) – Null. Auf diese Vokale folgt ein Sonant (*n, m, r, l*), z. B. *neman* 'nehmen', *beran* 'tragen' u. a.

Zu dieser Klasse gehören auch folgende Verben, die im Auslaut des Wurzelmorphems keinen Sonanten haben: *brechan* 'brechen', *sprechan* 'sprechen', *stechan* 'stechen', *treffan* 'treffen' u. a.

1) In der ersten Grundform steht *e*, z. B. *neman* (vor den Vokalen der hohen Zungenlage wird *e* zu *i*, z. B. *nimu* '(ich) nehme', *nimit* '(er) nimmt'.

2) In der zweiten Grundform steht *a*, z. B. *nam* '(er) nahm'.

3) In der dritten Grundform erscheint anstelle der Null, welche die ersten drei Ablautreihen kennzeichnete, die sog. Dehnstufe germ. *e₁ > â*, z. B. *nāmum* '(wir) nahmen'.

4) In der vierten Grundform war der ablautende Vokal wie in den ersten drei Ablautreihen durch die Null vertreten. An seiner Stelle erscheint im Althochdeutschen auch hier der silbenbildende Vokal *u*. Vor dem Suffix des 2. Partizips wird *u* zu *o*, z. B. *ginoman* 'genommen'.

V. Ablautreihe

geban – gab – gābum – gīgeban

Auch: *pflegan* 'pflegen', *tretan* 'treten', *weban* 'weben', *me₃zan* 'messen', *lesan* 'lesen', *quedan* 'sagen' u. a.

Die Verben der fünften Ablautreihe haben den Ablaut *e – a – â* (<germ. *e₁*) – *e*. Auf den ablautenden Vokal folgt ein Geräuschlaut, z. B. *geban* 'geben', *lesan* 'lesen' u. a.

1) In der ersten Grundform steht *e*, z. B. *geban* (vor Vokalen der hohen Zungenlage wird es zu *i* gehoben, z. B. *gibu* '(ich) gebe', *gibit* '(er) gibt'). Derselbe Vokal steht in der vierten Grundform: *gigeban* 'gegeben'.

2) In der zweiten Grundform steht *a*, z. B. *gab* '(er) gab'.

3) In der dritten Grundform ist die sog. Dehnstufe *â*, z. B. *gâbum* '(wir) gaben' (vgl. die IV. Ablautreihe).

VI. Ablautreihe

faran – fuor – fuorum – gifaran

Auch: *tragan* 'tragen', *graban* 'graben', *waskan* 'waschen', *wahsan* 'wachsen' u. a.

Die Verben der sechsten Ablautreihe haben einen besonderen Typ des Ablauts: germ. *a – ô – ô – a*, der auf den quantitativen Ablaut ide. *a – ā* zurückgeht (vgl. S. 48). Im Althochdeutschen, wo *ô* zu *uo* wurde, haben die Verben der sechsten Ablautreihe entsprechend *ā – uo – uo – a* (über *ō* > *uo* s. S. 69).

In der ersten und in der vierten Grundform steht *a*, z. B. *faran* 'fahren' – 2. Part. *gifaran* 'gefahren'.

In der zweiten und in der dritten Grundform ist *uo* (<germ. *ô*), z. B. Prät. Sg. *fuor* '(er) fuhr' – Prät. Pl. *fuorum* '(wir) fuhren'.

VII. Ablautreihe

1. Untergruppe:

lâzzan – liaz – liazzum – gilâzzan
heizzan – hiaz – hiazzum – giheizzan

Auch: *haltan* 'halten', *spaltan* 'spalten', *waltan* 'walten', *râtan* 'raten', *brâtan* 'braten', *slâfan* 'schlafen', *skeidan* 'scheiden' u. a.

2. Untergruppe:

loufan – liof – liofum – giloufan
stôzan – stioz – stiozum – gistôzan
ruofan – riof – riofum – giruofan

Auch: *houwan* 'hauen', *bluoizan* 'opfern' u. a.

Die Verben der siebenten Ablautreihe haben auch einen besondere Typ des Ablauts.

Das Hauptkennzeichen dieser Verben ist der Diphthong *ia* oder *io* > *ie* (10./11. Jh.) im Prät. Sg. und Pl.

In der ersten Grundform sind verschiedene Vokale und Diphthonge möglich, z. B. *lâzzan* 'lassen', *stôzan* 'stoßen', *heizzan* 'heißen', *loufan* 'laufen', *ruofan* 'rufen'. Die vierte Grundform hat denselben Vokal oder Diphthong.

§ 39. Konsonantenwechsel im Wurzelmorphem der starken Verben

Viele starke Verben haben im Althochdeutschen den Konsonantenwechsel im Wurzelmorphem, der auf die Wirkung des Vernerischen Gesetzes zurückgeht (vgl. S. 47):

snídan – sneid – snitum – gisnitan 'schneiden'
 d – t: *werdan – ward – wurtum – wortan* 'werden'
findan – fand – funtum – funtan 'finden'
 h – g: *ziohan – zôh – zugum – gízogan* 'ziehen'.
slahan – sluoh – sluogum – gislagan 'schlagen'
 s – r: *kiosan – kôs – kurum – gikoran* 'wählen'
farliosan – farlôs – farlurum – farloran 'verlieren'
wesan – was – wârum 'sein'
 f – b: *heffen – huob – huobum – gihaban* 'heben'

In der deutschen Gegenwartssprache haben nur sehr wenige starke Verben den Konsonantenwechsel erhalten. Vgl. die Verben *schneiden*, *leiden*, *sieden*, *sein*, *erkiesen*; im Verb *ziehen* wechselt *g* mit Null, da das intervokalische *h* verstummt ist.

Ganz anderer Herkunft ist der Wechsel [t] – [s] im Verb *sitzen* – *saß* – *gesessen* ahd. *sizzen* – *saß* – *sâzzum* – *gisezzan*. Im Präsensstamm hatte dieses Verb in den altgermanischen Sprachen *tt*, z. B. as. *sittian* (infolge der Konsonantendehnung vor *j*, vgl. S. 67), woraus im Althochdeutschen nach der zweiten Lautverschiebung *t > z* [t]; in den anderen Formen hatte dieses Verb in den altgermanischen Sprachen ein einfaches *t*, woraus ahzd. 33 (3), also [s], entstand.

§ 40. Konjugation der starken Verben im Präsens

Die einfachen starken Verben haben im Althochdeutschen im Präsens drei Morpheme: 1) Wurzelmorphem, 2) Suffix des Präsens, der sog. Themavokal, 3) Flexion (Personalendung).

Der Themavokal ist ein Bildungselement des Präsensstammes und kennzeichnet diesen gegenüber den anderen Stammformen (vgl. S. 44). Er erscheint in allen altgermanischen Sprachen und hat in verschiedenen Personen des Präsens die Lautformen *i – a* (nach dem Ablaut). Auch im Althochdeutschen hat der Themavokal die Lautformen *i – a*. In einigen Personen verschmilzt er mit der Flexion.

Personalendungen des Präsens

Person	Sg.	Pl.
1.	-u	-mês
2.	-s(t)	-et
3.	-t	-nt

bintan 'binden'

Präsens

	Singular	Plural
1.	<i>bint-u</i>	<i>bint-a-mês</i>
2.	<i>bint-i-s(t)</i>	<i>bint-et</i>
3.	<i>bint-i-t</i>	<i>bint-a-nt</i>

Der Themavokal erscheint in der 2. und 3. P. Sg. als *-i*; in der 1. und 3. P. Pl. als *-a*; in der 1. P. Sg. und in der 2. P. Pl. ist er mit der Personalendung verschmolzen und kann nicht als selbständiges Morphem ausgegliedert werden.

In den ältesten Schriftdenkmälern hatte die 2. P. Sg. die Personalendung *-s*: *bintis*, *nimis* usw.; doch seit Mitte des 9. Jh. verbreitet sich die Endung *-st*: *bintist*, *nimist*. Diese Endung entwickelt sich aus den Formen: *giloubistu* (<*giloubis* + *thu*), *suochistu*, *thenkistu*, *bistu*, woraus später *giloubist thu*, *bist thu* u. ä. wurde.

In der althochdeutschen Epoche entwickelt sich im Wurzelmorphem der starken Verben der VI. Ablautreihe der Umlaut *a>e* unter dem Einfluss des Themavokals *-i-*.

faran 'fahren'	
Singular	Plural
1. <i>far-u</i>	<i>far-a-mēs</i>
2. <i>fer-i-s(t)</i>	<i>far-et</i>
3. <i>fer-i-t</i>	<i>far-a-nt</i>

Die starken Verben der III., IV. und V. Ablautreihen haben im Präsens die Vokalhebung *e>i*; die starken Verben der II. Ablautreihe haben unter dem Einfluss der Personalendung der 1. P. Sg. *-u* und des Themavokals *-i-* in der 2. und 3. P. Sg. die Vokalhebung *io>iu*; (s. zur Vokalgarmonie § 23).

geban 'geben'		biogan 'biegen'	
Präsens		Präsens	
Singular	Plural	Singular	Plural
1. <i>gib-u</i>	<i>geb-a-mēs</i>	<i>biug-u</i>	<i>biog-a-mēs</i>
2. <i>gib-i-s(t)</i>	<i>geb-et</i>	<i>biug-i-s(t)</i>	<i>biog-et</i>
3. <i>gib-i-t</i>	<i>geb-a-nt</i>	<i>biug-i-t</i>	<i>biog-a-nt.</i>

§ 41. Die j-Präsentia

Eine kleine Gruppe von starken Verben hatte im Urgermanischen im Präsensstamm ein besonderes stammbildendes Suffix *-j-* (ide. *-jo-*, vgl. lat. *capio* '(ich) nehme'), das dem Themavokal voranging.

Im Althochdeutschen war dieses Suffix bei den meisten Verben bereits verschwunden. Jedoch hat es einen positionsbedingten Vokal- und Konsonantenwandel hervorgerufen der die betreffenden Verben, die sog. *j-Präsentia* kennzeichnet.

Zu den *j-Präsentia* gehören:

a) Die starken Verben der V. Ablautreihe:

ahd. *bitten* 'bitten' (got. *bidjan*, as. *biddian*, aisl. *biðja*);

ahd. *liggen* 'liegen' (as. *liggian*, aisl. *liggja*);

ahd. *sizzen* 'sitzen' (as. *sittian*, aisl. *sitja*).

Das Suffix *-j-* hat bei diesen Verben im Präsensstamm (also auch im Infinitiv und im I. Partizip) die Vokalhebung *e>i* sowie die Konsonantendehnung im Wurzelmorphem bewirkt.

Infinitiv	Präteritum Sg. 1. und 3. P.	Präteritum Pl. 1. P.	2. Partizip I.
<i>bitt-en</i>	<i>bat-</i>	<i>bāt-um</i>	<i>gi-bet-an</i>

Das Verb *sizzen* hat im Präsensstamm die Affrikate, die auf germ. *tt* zurückgeht (vgl. S. 107).

b) Die starken Verben der VI. Ablautreihe:

ahd. *swerien* 'schwören' (as., ae. *swerian*, aisl. *swerja*);
 ahd. *skepfen* 'schöpfen', 'schaffen', (as. *skeppian*, aisl. *skepja* got. *skapjan*);
 ahd. *heffen* 'heben' (as. *hebbian*, aisl. *hefja*, got. *hafjan*; vgl. lat. *capio* '(ich) nehme' u. a.)

Das Suffix *-j-* hatte bei diesen Verben im Präsensstamm den Umlaut *a > e* sowie die Konsonantendehnung hervorgerufen.

Infinitiv	Präteritum Sg. 1. und 3. P.	Präteritum Pl. 1. P.	2. Partizip
ahd. <i>skepfen</i>	<i>skuof-</i>	<i>skuof-um</i>	<i>gi-skaff-an</i>

Das Verb *skepfen* hat im Präsensstamm die Affrikate *pf*, die auf germ. *pp* zurückgeht (vgl. S. 73). Das Verb *swerien* hat keine Konsonantendehnung nach langem Vokal.

§ 42. Konjugation der starken Verben im Präteritum

Personalendungen des Präteritums

Person	Singular	Plural
1.	—	<i>-um</i>
2.	<i>-i</i>	<i>-ut</i>
3.	—	<i>-un</i>

bintan 'binden'

Singular	Plural
1. <i>bant-</i>	<i>bunt-um</i>
2. <i>bunt-i</i>	<i>bunt-ut</i>
3. <i>bant-</i>	<i>bunt-un</i>

Im Althochdeutschen hat sich die Stammform des Plurals auf die 2. P. Sg. ausgedehnt.

§ 43. Schwache Verben. Klassen der schwachen Verben

Die schwachen Verben haben im Althochdeutschen besondere Suffixe im Stamm, z. B. *brenn-e-n*, *ent-ô-n*, *alt-ê-n*. Nach den stammbildenden Suffixen *-e-*, *-ô-*, *-ê-* werden sie in drei Klassen eingeteilt. Die Bedeutung der stammbildenden Suffixe der schwachen Verben ist sehr stark verdunkelt, so dass sie als formale Elemente des Stammes betrachtet werden können.

1. Die schwachen Verben der ersten Klasse haben das Suffix *-j-* (*-i-*).

Im Althochdeutschen ist dieses Suffix schon zum Teil reduziert, im Gotischen aber ist es deutlich zu sehen:

got. *dail-s* 'Teil' – *dail-j-an* 'teilen';
 got. *full-s* 'voll' – *full-j-an* 'ausfüllen', 'voll machen'.

Im Althochdeutschen erscheint das Suffix *-j-* (*-i-*) im Präsensstamm als selbständiges Morphem nicht mehr, seine Nachwirkung auf die Lautform des Verbs ist aber zweifach: a) es ruft den Umlaut des Vokals im Wurzelmorphem hervor, b) bei der Verschmelzung mit dem Suffix des Infinitivs beeinflusst es die Lautform desselben (*-j + an > -en*), z. B.:

got. *sand-j-an* – ahd. *send-en* 'senden';
got. *dragk-j-an* – ahd. *trenk-en* 'tränken'.

Außerdem tritt das Suffix als selbständiges Morphem im Präteritum vieler schwacher Verben der 1. Klasse und im 2. Partizip aller Verben der 1. Klasse auf:

ahd. *leggen* 'legen' (got. *lag-j-an*) – Prät. *leg-i-ta* – 2. Part. *gi-leg-i-t*;
ahd. *nerren* 'retten' (got. *nas-j-an*) – Prät. *ner-i-ta* – 2. Part. *gi-ner-i-t*;
ahd. *fullen* 'ausfüllen', 'voll machen' (got. *full-j-an*) – Prät. *full-ta* – 2. Part. *gi-full-i-t*.

Die Verben mit dem Suffix *-j-* (*-i-*) sind transitiv. Sie sind abgeleitet:

a) von substantivischen Stämmen:

ahd. *teilen* 'teilen' – vom Stamm des Substantivs *teil* 'Teil';
ahd. *scirmen* 'schützen', 'verteidigen', 'beschirmen' – vom Stamm des Substantivs *scirm* 'Schild', 'Schutz';

b) von adjektivischen Stämmen:

ahd. *fullen* 'ausfüllen', 'voll machen' – vom Stamm des Adjektivs *fol* 'voll';
ahd. *heilen* 'heilen' – vom Stamm des Adjektivs *heil* 'gesund', 'unverletzt';

c) von den präteritalen Stämmen der starken Verben sind kausative Verben gebildet:

ahd. *leggen* 'legen' – vom Präteritumstamm des starken Verbs *liggen* 'liegen';
ahd. *sezzen* 'setzen' – vom Präteritumstamm des starken Verbs *sizzen* 'sitzen'.

2. Die schwachen Verben der zweiten Klasse haben das Suffix *-ô-*. Es ist eine große Gruppe von Verben, meist transitiv und von substantivischen Stämmen gebildet:

ahd. *fiskôn* 'fischen' – vom Stamm des Substantivs *fisk* 'Fisch';
ahd. *zwifalôn* 'zweifeln' – vom Stamm des Substantivs *zwifal* 'Zweifel';
ahd. *sûbarôn* 'säubern' – vom Stamm des Adjektivs *sûbar* 'sauber';
ahd. *offanôn* 'öffnen' – vom Stamm des Adjektivs *offan* 'offen'.

3. Die schwachen Verben der dritten Klasse haben das Suffix *-ê-*. Es sind intransitive Verben, abgeleitet von substantivischen und adjektivischen Stämmen; sie bezeichnen meist einen Zustand:

ahd. *altên* 'altern' – vom Stamm des Adjektivs *alt* 'alt';
ahd. *warmên* 'warm werden', 'sich erwärmen' – vom Stamm des Adjektivs *warm* 'warm';
ahd. *tagên* 'Tag werden' (unpersönliches Verb) – vom Stamm des Substantivs *tag* 'Tag';
ahd. *rostên* 'rosten' – vom Stamm des Substantivs *rost* 'Rost'.

§ 44. Konjugation der schwachen Verben im Präsens und Präteritum

I. Klasse von schwachen Verben. Das Präsens der schwachen Verben der I. Klasse wird gleich dem Präsens der starken Verben gebildet, d. h. durch Anfügung des Themavokals und der Flexion an das Wurzelmorphem, z. B. das Verb *teilen* 'teilen':

	Präsens	
	Singular	Plural
1	<i>teil-u</i>	<i>teil-e-mēs</i>
2	<i>teil-i-s(t)</i>	<i>teil-it</i>
3	<i>teil-it</i>	<i>teil-e-nt</i>

Das stammbildende Suffix der 1. Klasse erscheint nicht im Präsens als ein selbständiges Morphem. Es verschmilzt mit dem Themavokal und den Vokalen der Flexion. In der 2. und 3. P. Sg. verschmilzt es vollständig mit dem Themavokal *-i-*; in der 1. und 3. P. Pl. beeinflusst es den Themavokal, indem *a* zu *e* wird (vgl. *bint-a-mēs*, aber *teil-e-mēs*).

Im Präteritum hängt das Schicksal des stammbildenden Suffixes *-i-* von der Quantität des Wurzelmorphems ab:

a) bei den Verben mit einem leichten Wurzelmorphem bleibt das Suffix *-i-* erhalten. (Als leichtes Wurzelmorphem gilt das Morphem mit einem kurzen Vokal und einem Konsonanten im Morphemauslaut, z. B. ahd. *leggen* 'legen' – Prät. *leg-i-ta*, *zellen* 'zählen' – Prät. *zel-i-ta*, *nerren* 'retten' – Prät. *ner-i-ta* u. a.)

b) bei den Verben mit einem schweren Wurzelmorphem wurde das Suffix *-i-* in der vorliterarischen Zeit reduziert. (Als schwere Wurzelmorpheme gelten Morpheme mit einem langen Vokal oder Diphthong und Morpheme, die auf eine Konsonantenverbindung ausgehen, z. B. *hōren* 'hören' – Prät. *hōr-ta*, *teilen* 'teilen' – Prät. *teil-ta*, *dursten* 'Durst haben' – Prät. *durs-ta*).

Dementsprechend bilden die schwachen Verben der I. Klasse das Präteritum nach zwei Modellen:

1. Modell

1	2		3	4
Wurzelmorphem + stammbildendes Suffix		+	<i>-t-</i> (Suffix des Präteritums)	+ Flexion (Personalendung)

2. Modell

1	2		3
Wurzelmorphem + <i>-t-</i> (Suffix des Präteritums)		+	Flexion (Personalendung)

Personalendungen des schwachen Präteritums

Person	Singular	Plural
1.	-a	-um
2.	-ôs(t)	-ut
3.	-a	-un

leggen 'legen'		teilen 'teilen'	
Präteritum		Präteritum	
Singular	Plural	Singular	Plural
1. <i>leg-i-t-a</i>	<i>leg-i-t-um</i>	<i>teil-t-a</i>	<i>teil-t-um</i>
2. <i>leg-i-t-ôs(t)</i>	<i>leg-i-t-ut</i>	<i>teil-t-ôs(t)</i>	<i>teil-t-ut</i>
3. <i>leg-i-t-a</i>	<i>leg-i-t-un</i>	<i>teil-t-a</i>	<i>teil-t-un</i>

II. und III. Klassen von schwachen Verben.

Die schwachen Verben der II. und III. Klassen haben in allen Formen die stammbildenden Suffixe -ô bzw. -ê.

Das Präsens dieser Verben wird nach folgendem Modell gebildet:

1	2	3
Wurzelmorphem + stammbildendes Suffix		+ Flexion

offanôn 'öffnen'

Präsens

	Singular	Plural
1.	<i>offan-ô-m</i>	<i>offan-ô-mês</i>
2.	<i>offan-ô-s(t)</i>	<i>offan-ô-t</i>
3.	<i>offan-ô-t</i>	<i>offan-ô-nt</i>

folgên 'folgen'

Präsens

	Singular	Plural
1.	<i>folg-ê-m</i>	<i>folg-ê-mês</i>
2.	<i>folg-ê-s(t)</i>	<i>folg-ê-t</i>
3.	<i>folg-ê-t</i>	<i>folg-ê-nt</i>

Die schwachen Verben der II. und III. Klassen haben im Präsens in der 1. P. Sg. die Personalendung -m, die den athematischen Verben eigen ist (vgl. S. 113).

Das Präteritum der schwachen Verben der II. und III. Klassen wird nach folgendem Schema gebildet:

1	2	3	4
Wurzelmorphem + stammbildendes Suffix		+ -t-	+ Flexion
		(Suffix des Präteritums)	

offanôn 'öffnen'

Präteritum

	Singular	Plural
1.	<i>offan-ô-t-a</i>	<i>offan-ô-t-um</i>
2.	<i>offan-ô-t-ôs(t)</i>	<i>offan-ô-t-ut</i>
3.	<i>offan-ô-t-a</i>	<i>offan-ô-t-un</i>
2. Partizip	<i>gi-offan-ô-t</i>	

folgên 'folgen'

Präteritum

	Singular	Plural
1.	<i>folg-ê-t-a</i>	<i>folg-ê-t-um</i>
2.	<i>folg-ê-t-ôs(t)</i>	<i>folg-ê-t-ut</i>
3.	<i>folg-ê-t-a</i>	<i>folg-ê-t-un</i>
2. Partizip	<i>gi-folg-ê-t</i>	

§ 45. Unregelmäßige Verben

Zu den unregelmäßigen Verben gehören im Althochdeutschen folgende Verben:

1. *tuon* 'tun', *gên* 'gehen', *stên* 'stehen'.

Die Präsensformen dieser Verben sind unregelmäßig, da sie im Gegensatz zu den regelmäßigen Verben des Althochdeutschen keinen Themavokal haben, so dass die Personalendungen unmittelbar an das Wurzelmorphem angefügt werden. Aus diesem Grunde nennt man sie athematische Verben. Außerdem haben sie in der 1. P. Sg. Präsens eine archaische gemeinindoeuropäische Personalendung *-m* (ai. *-mi*, griech. *-mi*; altruss. *есмь*, lat. *sum*).

Auch das Wurzelmorphem dieser Verben besitzt eine eigenartige Form, da es auf einen Vokal endet: *tuo-*, *stê-*, *gê-*.

Präsens				
Singular				
1. <i>tuo-m</i>	<i>stê-m (stê-n)</i>	<i>stâ-m (stâ-n)</i>	<i>gê-m (ge-n)</i>	<i>gâ-m (gâ-n)</i>
2. <i>tuo-s(t)</i>	<i>stê-s(t)</i>	<i>stâ-s (t)</i>	<i>gê-s(t)</i>	<i>gâ-s(t)</i>
3. <i>tuo-t</i>	<i>stê-t</i>	<i>stâ-t</i>	<i>gê-t</i>	<i>gâ-t</i>
Plural				
1. <i>tuo-mês</i>	<i>ste-mês</i>	<i>stâ-mês</i>	<i>gê-mês</i>	<i>gâmês</i>
2. <i>tuo-t</i>	<i>stê-t</i>	<i>stâ-t</i>	<i>gê-t</i>	<i>gâ-t</i>
3. <i>tuo-nt</i>	<i>stê-nt</i>	<i>stâ-nt</i>	<i>gê-nt</i>	<i>gâ-nt</i>

Das Verb *tuon* besitzt außerdem eine eigenartige Präteritumform. z. B. 1. P. Sg. *teta*, die durch Reduplikation (vgl. S. 45) gebildet ist.

Präteritum	
Singular	Plural
1. <i>teta</i>	<i>tâtum (-un)</i>
2. <i>tâti</i>	<i>tâtut</i>
3. <i>teta</i>	<i>tâtun</i>

Das 2. Partizip hat die starke Form *gitan*.

Die Verben *gân*, *gên*, *stân*, *stên* sind kurze, zusammengezogene Formen der Verben *gangan* und *stantan*. Im Präteritum und im 2. Partizip haben sie vollständige Formen.

Prät. Sg. <i>gieng</i> <i>stuont</i>	Prät. Pl. <i>giengum</i> <i>stuontum</i>	2. Part. <i>gigangan</i> <i>gistantan</i>
---	---	--

2. *wesan*, *sîn* 'sein'

In allen ide. Sprachen hat das Verb des Seins ein aus verschiedenen Wurzelmorphemen zusammengesetztes Paradigma. In den germanischen Sprachen beteiligen sich am Paradigma dieses Verbs folgende Wurzelmorpheme:

a) das ide. Wurzelmorphem *es-* und seine Nullstufe *s-* (vgl. lat. *esse*, altruss. *есмь*, *еси*, *есть*, *суть*)

b) das ide. Wurzelmorphem *bhu-* (vgl. lat. *fui*, russ. *быть*).

Präsens			
Indikativ		Konjunktiv	
Singular	Plural	Singular	Plural
1. <i>bim (-n)</i>	<i>birum (-un)</i>	<i>sî</i>	<i>sîm (-n)</i>
2. <i>bist</i>	<i>birut</i>	<i>sîs(t)</i>	<i>sît</i>
3. <i>ist</i>	<i>sint</i>	<i>sî</i>	<i>sîn</i>

Auch diese Präsensform ist athematisch (vgl. *bi-m*, *bi-st* usw.) und hat *-m* in der 1. P. Sg. (ahd. *bim* > nhd. *bin*).

c) In allen Formen außer dem Präsens wird das starke Verb ahd. *wesan* 'sein, existieren' (V. Ablautreihe) gebraucht: Prät. 1. und 3. P. Sg. *was* – 1. P. Pl. *wārum*, (mit späterer Aufhebung des Konsonantenwechsels *s* – *r*, vgl. S. 103); Infinitiv *wesan*, später durch *sīn* verdrängt; Imperativ 2. P. Sg. *wis*, 2. P. Pl. *weset* (auch *sīt*); 1. Partizip *wesanti*, später *seiend* (vgl. aber nhd. *abwesend*, *anwesend*); 2. Partizip fehlt im Althochdeutschen (mhd. *gewesen*, *gesīn*, nhd. *gewesen*).

3. Die Verben Präteritopräsentia.

Zu dieser Gruppe gehören im Althochdeutschen *wīẏzan* 'wissen', *eigan* 'besitzen', 'haben', *unnan* 'gönnen', *kunnan* 'können'; *durfan* 'dürfen', *sculan* 'sollen', *mugan* 'mögen', *muoẏzan* 'müssen', die unpersönlichen Verben *toug* '(es) hilft, nützt', *ginah* '(es) genügt' und das defektive Verb *gitar* '(ich) wage' – Prät. Sg. *gitorsta*.

Die Präteritopräsentia verdanken ihre Benennung der eigentümlichen Präsensform, die nach dem Modell des altgermanischen starken Präteritums gebildet ist. Ihre Kennzeichen sind:

- a) die Nullflexion in der 1. und 3. P. Sg.;
- b) diejenigen Stufen des Ablauts, die bei regelmäßigen starken Verben das Prät. Sg. und Pl. kennzeichnen:

Vgl. <i>scriban</i>	- <i>screib</i>	- <i>scribum</i>	- <i>giscriban</i>
	- <i>weiẏ</i>	- <i>wīẏzum</i>	
<i>helfan</i>	- <i>half</i>	- <i>hulfum</i>	- <i>giholfan</i>
	- <i>darf</i>	- <i>durfum</i>	
	- <i>kann</i>	- <i>kunnum</i>	
<i>faran</i>	- <i>fuor</i>	- <i>fuorum</i>	- <i>gifaran</i>
	- <i>muoẏ</i>	- <i>muoẏzum</i>	

Vermutlich entstanden die Präsensformen der Präteritopräsentia durch Umdeutung alter Präteritalformen. Voraussetzung dafür war, dass an der Bildung des altgermanischen Präteritums auch das ide. Perfekt beteiligt gewesen war, das das Resultat einer abgeschlossenen Handlung, also einen Zustand bezeichnete. Eine solche Umdeutung des Perfekts als resultative Gegenwart ist in verschiedenen ide. Sprachen bezeugt. Vgl. griech. *οἶδα* (< *voīda*) '(ich) weiß'; ai. *veda*, altruss. *вьѣмь*. Die umgedeuteten Perfektformen gehen auf die Wurzel des Verbs russ. *видѣть*, lat *video* zurück. Auf dieselbe Wurzel gehen in den germanischen Sprachen die Formen got. *wait* '(ich) weiß' – Pl. *witum*, ahd. *weiẏ* – Pl. *wīẏzum* u. a. zurück, d. h. 'ich weiß' ← 'ich habe in Erfahrung gebracht' ← 'ich habe gesehen'.

Das Präteritum der Präteritopräsentia ist schwach, wohl eine sekundäre Bildung: Präs. Sg. *scal* 'soll' – Präs. Pl. *sculum* – Prät. *scolta*; Präs. Sg. *darf* – Präs. Pl. *durfum* – Prät. *dorfta*; Präs. Sg. *mag* 'mag' – Präs. Pl. *mugum* – Prät. *mohta*.

Das 2. Partizip fehlt meistens.

4. wollen.

Auch hier ist das Präsens eine umgedeutete Präteritalform, und nämlich Präteritum Konjunktiv (vgl. d. *ich möchte* = *ich will*).

Im Althochdeutschen sind die ursprünglichen Formen des Präteritums Konjunktiv nur in der 2. und 3. P. Sg. erhalten. Alle anderen Formen sind nach dem Modell der schwachen Verben der 1. Klasse gebildet.

Präsens	
Singular	Plural
1. <i>willu</i>	<i>wellemēs</i>
2. <i>wili</i>	<i>wellet</i>
3. <i>wili</i>	<i>wellent</i>

Infinitiv: *wellen*;

1. Partizip: *wellentī*;

2. Präteritum: *wolta* (*welta*).

Im Mittelhochdeutschen und im Neuhochdeutschen vollzieht sich die Angleichung dieses Verbs an die Präteritopräsentia.

Alle unregelmäßigen Verben bewahren ihren eigenartigen Formenbestand auch in der deutschen Gegenwartssprache. Seit der mittelhochdeutschen Zeit schließen sich ihnen auch die Verben *haben* und *werden* an.

§ 46. Bildung des Konjunktivs

Präsens Konjunktiv. Das Präsens Konjunktiv wird mittels des Suffixes *-ê* (*-e*) gebildet.

Die Personalendungen sind im Konjunktiv für das Präsens und das Präteritum gleich.

Person	Singular	Plural
1.	—	-m
2.	-s(t)	-t
3.	—	-n

starke Verben	Präsens		
	I	II	III
	Singular		
1. <i>bint-e-</i>	<i>teil-e-</i>	<i>offan-o-</i>	<i>folg-e-</i>
2. <i>bint-ê-s(t)</i>	<i>teil-ê-s(t)</i>	<i>offan-ô-s(t)</i>	<i>folg-ê-s(t)</i>
3. <i>bint-e-</i>	<i>teil-e-</i>	<i>offan-o-</i>	<i>folg-e-</i>
	Plural		
1. <i>bint-ê-m</i>	<i>teil-ê-m</i>	<i>offan-ô-m</i>	<i>folg-ê-m</i>
2. <i>bint-ê-t</i>	<i>teil-ê-t</i>	<i>offan-ô-t</i>	<i>folg-ô-t</i>
3. <i>bint-ê-n</i>	<i>teil-ê-n</i>	<i>offan-ô-n</i>	<i>folg-ê-n</i>

Die schwachen Verben der II. und III. Klassen haben anstelle des Suffixes des Konjunktivs ihr stammbildendes Suffix, so dass sich bei ihnen die Formen des Indikativs und des Konjunktivs nur durch Personalendungen unterscheiden (vgl. S. 112).

Das Suffix des Konjunktivs *-ê* sowie die stammbildenden Suffixe der schwachen Verben der II. und III. Klassen werden im absoluten Auslaut gekürzt.

Präteritum Konjunktiv. Das Präteritum Konjunktiv wird mittels des Suffixes *-î* (*i*) gebildet. Das Suffix *-i* wird im absoluten Auslaut gekürzt.

Bei den starken Verben werden alle Formen des Präteritums Konjunktiv vom Stamm der dritten Grundform (Präteritum Pl.) gebildet (vgl. S. 103).

<i>bintan</i> 'binden'		
Vgl. Präteritum Indikativ		Präteritum Konjunktiv
Sg.	1. <i>bant-</i>	<i>bunt-i-</i>
	2. <i>bunt-i</i>	<i>bunt-i-s(t)</i>
	3. <i>bant-</i>	<i>bunt-i-</i>
Pl.	1. <i>bunt-um</i>	<i>bunt-i-m</i>
	2. <i>bunt-ut</i>	<i>bunt-i-t</i>
	3. <i>bunt-un</i>	<i>bunt-i-n</i>

Bei den schwachen Verben wird das Suffix – *i* (-*i*) an das Suffix des Präteritums –*t*- angefügt.

	<i>teilen</i> 'teilen'	<i>offanôn</i> 'öffnen'	<i>folgên</i> 'folgen'
Sg.	1. <i>teil-t-i-</i>	<i>offan-ô-t-i-</i>	<i>folg-ê-t-i-</i>
	2. <i>teil-t-i-s(t)</i>	<i>offan-ô-t-i-s(t)</i>	<i>folg-ê-t-i-s(t)</i>
	3. <i>teil-t-i-</i>	<i>offan-ô-t-i-</i>	<i>folg-ê-t-i-</i>
Pl.	1. <i>teil-t-i-m</i>	<i>offan-ô-t-i-m</i>	<i>folg-ê-t-i-m</i>
	2. <i>teil-t-i-t</i>	<i>offan-ô-t-i-t</i>	<i>folg-ê-t-i-t</i>
	3. <i>teil-t-i-n</i>	<i>offan-ô-t-i-n</i>	<i>folg-ê-t-i-n</i>

§ 47. Bildung des Imperativs

Die 2.P.Sg. Imperativ hat die Nullflexion. Bei den starken Verben besteht diese Form aus dem Wurzelmorphem. Die Verben mit dem Vokal –*e*- oder dem Diphthong –*io*- im Wurzelmorphem haben die Vokalhebung *e* > *i*, *io* > *iu* wie im Präsens. Die starken *j*-Präsentia enden auf –*i*; die schwachen Verben enden auf das stammbildende Suffix.

Die 2.P.Pl. Imperativ und die 1. P. Pl. Imperativ sind gleich den entsprechenden Formen des Präsens.

faran 'fahren' (st. V.) – *far!* *faret!* *faramês!*
neman 'nehmen' (st. V.) – *nim!* *nemet!* *nemamês!*
ziohan 'ziehen' (st. V.) – *ziuh!* *ziohet!* *ziohamês!*
bitten 'bitten' (st. V., *j*-Präs.) – *biti!* *bittet!* *bittemês!*
teilen 'teilen' (schw. V., I. Kl.) – *teili!* *teilet!* *teilemês!*
offanôn 'öffnen' (schw. V., II. Kl.) – *offano!* *offanôt!* *offanômês!*
folgên 'folgen' (schw. V., III. K. I.) – *folge!* *folgêt!* *folgêmês!*

§ 48. Die grammatische Kategorie der Zeit

Das Althochdeutsche hat zwei Zeitformen; das Präsens und das Präteritum.

Das Präsens dient im Althochdeutschen ebenso wie in der Gegenwartsprache zur Bezeichnung der unmittelbaren Gegenwart und als Ausdruck beständiger Charakteristiken und wiederkehrender Geschehnisse:

Einan kuning uueiz ih, heizsit her Hluduig. Ther gerno gode thionôt. 'Ich weiß einen König, er heißt Ludwig, der gern dem Gotte dient'.

Sie sint sô sama kuoni, selb sô thie rômani. 'Sie sind ebenso kühn wie die Römer'.

Das Präsens drückt auch die Zukunft aus, da es im Althochdeutschen keine spezielle Zukunftsform gibt:

Oba Karl then eid, then er sīnemo brudher Ludhuuīge gesuor, geleistit, indi Ludhuuīg mīn hēro then er imo gesuor forbrīhchit, ob ih inan es iruuenden ne mag: noh ih noh thero nohhein, then ih es iruuenden mag, uuidhar Karle imo ce follusti ne uuirdhit. 'Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder Ludwig geschworen hat, halten wird, Ludwig, mein Herr, aber den Eid, den er ihm schwor, brechen wird, so werden ihm weder ich selbst noch einer von denen, die ich zu überreden vermag, gegen Karl Hilfe leisten'. (Straßburger Eide, 9. Jh.)

Das Präteritum ist im Althochdeutschen die universelle Form der Vergangenheit:

Thīn bruodar quam, intī arsluog thīn fater gifuotrir calb, bithiu inan heilan intfieng. 'Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater schlachtete ein gefüttertes Kalb (aus Freude), dass er ihn heil wiedersah'.

Thō nam her godes urlub, huob her gundfanon ūf, reit her thara in Vrankōn ingagan Northmannon. 'Er bekam die Erlaubnis von Gott, er hob die Kriegsfahne empor, er ritt ins Frankenland den Normannen entgegen'.

Das Präteritum steht auch für die Vorzeitigkeit (später Spezialgebiet des Plusquamperfekts):

Want her dō ar arme wuntane bauga...sō imo se der chuning gap. 'Er streifte die gewundenen Ringe von der Hand, die ihm der König gegeben hatte'.

Das Präteritum wird auch im Dialog gebraucht (später Spezialgebiet des Perfekts):

Gueliche lande cumen ger? 'Aus welchem Lande sind sie gekommen?'
E guas mer in gene francia 'Ich war in Frankreich'. *Guaȝ ge dar daden?* 'Was habt ihr dort gemacht?' (Aus dem Gesprächsbuch des 10. Jh.)

§ 49. Die grammatische Kategorie des Modus

Das Althochdeutsche hat gleich der Gegenwartssprache drei Modi: den Indikativ, den Imperativ und den Konjunktiv.

1. Der Konjunktiv drückt den Zweifel, die Unsicherheit, die Vermutung aus:

Diu sēla stēt pidungan, ni uueīȝ mit uuīu puaȝe. 'Die Seele steht bedrückt, weiß nicht, wie sie (die Sünden) büßen soll'.

Hēro, forlaȝ in thiȝ eina iār, unzīn ih inan umbigrabu intī mist zuogituon, oba her thanna uuahsamon tuoe. 'Herr, lass ihn (den Baum) noch ein Jahr wachsen, ich werde ihn umgraben und ihm Mist geben, vielleicht würde er dann Früchte bringen'.

Dieselbe Bedeutung hat der Konjunktiv in der indirekten Frage:

Intī gruoȝta einan fon then scalcun intī fragēta uuas thiū uuârin 'Und grüßte einen von den Dienern und fragte, was das wäre'.

Sehr verbreitet ist der Konjunktiv in Finalsätzen und anderen Satztypen, wo es sich um einen Wunsch, eine Möglichkeit handelt:

Inti santa inan in sîn thorf, tha3 her fuotriti suuîn. 'Und er schickt ihn in sein Dorf, damit er Schweine füttere'.

Quid minemo bruodere, tha3 her teile mit mir erbi. 'Sage meinem Bruder, er solle mit mir das Erbe teilen'.

2. Der Konjunktiv drückt die Irrealität aus:

Nist liut tha3 es beginne, tha3 widar in ringe. 'Es gibt kein Volk, das gegen sie (die Franken) den Kampf aufnehmen würde'.

Dieselbe Bedeutung hat der Konjunktiv in der indirekten Rede:

Da3 hōrtih rahhōn dia uueroltrehtuuison, da3 sculi der antichristo mit Eliase pāgan. 'Ich hörte gelehrte Menschen sagen, dass der Antichrist sich mit Elias schlagen sollte'.

Inphieng thō antvvurti fon themo heilagen geiste, tha3 her ni arsturbi, ēr thanne her gisāhi Christ thruhtin. 'Er bekam von dem heiligen Geiste die Antwort, dass er nicht sterben würde, bevor er den Christus gesehen habe'.

Präsens und Präteritum Konjunktiv haben gleiche modale Bedeutung. Die Wahl der Zeitform des Konjunktivs im zusammengesetzten Satz wird durch die Zeitfolge bedingt: nach dem Präsens oder Imperativ des Hauptsatzes steht gewöhnlich Präsens Konjunktiv im Gliedsatz, nach dem Präteritum im Hauptsatz Präteritum Konjunktiv im Gliedsatz.

Doch macht sich schon im Althochdeutschen die Tendenz zur Unterscheidung der modalen Bedeutung von Präsens und Präteritum Konjunktiv geltend. Präsens hat eine spezielle Gebrauchssphäre, die ihm auch in der Gegenwartssprache vorbehalten bleibt: die optativische Bedeutung (realer Wunsch)

Gihalde inan truhtin. 'Es erhalte ihn Gott!'

Gab her imo dugidi, frōnisc githigini, stuol hier in Vrankōn. Sô brūche her es lango! 'Gab er ihm (dem König Ludwig) Tugenden, ein glänzendes Gefolge, den Thron hier im Frankenland. Soll er es lange genießen!'

§ 50. Ausdrucksmittel der Aktionsarten

Das Althochdeutsche besitzt folgende Ausdrucksmittel der Aktionsarten.

Die Opposition „perfektiv – imperfektiv“ tritt deutlich bei den Partizipien der intransitiven terminativen Verben zutage, z. B. ahd. *altēn* 'altern':

1. Partizip *altēnti* 'alternd' (imperfektiv)

2. Partizip *gialtēt* 'gealtert' (perfektiv)

Bist alsō gialtēt man. 'Du bist ein so alter (buchstäbl. gealterter) Mann'.

Auch bei den transitiven terminativen Verben überschneiden sich die Oppositionen „aktivisch – passivisch“ und „perfektiv – imperfektiv“, z. B. ahd. *leggen* 'legen':

1. Partizip *leggenti* 'legend' (imperfektiv, aktivisch)

2. Partizip *gilegit* 'gelegt' (perfektiv, passivisch)

Ir findet kind mit tuochem bivvuntanaꝛ inti gilegitaꝛ in crippa. 'Ihr findet das Kind, in ein Tuch eingewickelt und in die Krippe gelegt'.

Die anderen Verbalformen haben an und für sich keine aspektmäßige Bedeutung. Manchmal wird zum Ausdruck der Perfektivität das Präfix *gi-* (nhd. *ge-*) gebraucht.

Vgl. *folgēn* 'folgen', 'verfolgen' – *gi-folgēn* 'verfolgen', 'einholen'; *rinnan* 'laufen', 'fließen', 'rinnen' – *gi-rinnan* 'zusammenfließen', 'gerinnen';

stantan 'stehen', 'stillstehen' – *gi-stantan* 'stehen bleiben'; 'feststehen';

winnan 'sich anstrengen', 'kämpfen', 'rasen' – *gi-winnan* 'durch Anstrengung erreichen, erwerben, erobern, besiegen'.

Das Präfix *gi-* kommt als Mittel der Perfektivierung auch bei den Personalformen des Verbs vor, z. B. ahd. *sah* 'sah' (Prät. zu *sehan* 'sehen' – *gi-sah* 'erblickte'). Doch ist dieser Gebrauch nicht regelmäßig.

§ 51. Die Entwicklung der analytischen Formen des Verbs

Biverbale Wortgruppen. Zugrunde der beginnenden Entwicklung analytischer Formen des Verbs liegen freie Wortverbindungen, und nämlich biverbale prädikative Wortgruppen, die im Althochdeutschen große Verbreitung hatten.

Das Althochdeutsche hat folgende Typen von biverbalen Wortgruppen:

1. *Uuas thaꝛ folc beitoꝛti Zahariam.* 'Das Volk erwartete (*buchstäbl.* war wartend auf...) Zacharias'.

Diese Wortgruppe drückt ein dauerndes Geschehen aus. Im Englischen entwickelten sich aus ähnlichen Wortgruppen die „Continuous Tenses“; im Deutschen kamen sie aus dem Gebrauch.

2. *Inti nu uuirdist thuꝛ suigēti.* 'Nun aber wirst du stumm (*buchstäbl.* wirst du schweigend)'.

Diese Wortgruppe hat inchoative Bedeutung, sie drückt den Beginn eines Vorganges oder eines Zustandes aus; in der Folgezeit wurde sie zum Ausgangspunkt für die Entwicklung des Futurs (vgl. S. 224).

3. *Argangana uuârun ahtu daga.* 'Es waren acht Tage vergangen'.

Diese Wortgruppe drückt einen resultativen Zustand aus; sie wurde zum Ausgangspunkt für die Entwicklung der analytischen Zeitformen der Vergangenheit.

4. *Hërro, senu thîn mna, thia ih habêta gihaltana in sueizduohhe* 'Herr, da ist deine Münze, die ich im Schweißstuche verwahrt hatte'.

Diese Wortgruppe drückt einen Zustand aus (z. B. im Tuche verwahrt), der die Folge einer Handlung ist; sie diente ebenfalls als Ausgangspunkt für die Entwicklung der analytischen Zeitformen der Vergangenheit.

5. *Thu scalt beran einan allawaltenden*. 'Du sollst einen Allmächtigen gebären'.

Pidiu scal er in deru uuicsteti uunt pivallan. 'Darum soll er auf dem Schlachtfeld mit Wunden bedeckt fallen'.

Diese Wortgruppe kündigt ein zukünftiges, zu erwartendes Geschehen an. Im Englischen entwickelten sich aus ähnlichen Wortgruppen die Zukunftsformen mit den Hilfsverben e. *shall* (d. *sollen*) und e. *will* (d. *wollen*); im Deutschen sind sie nicht grammatikalisiert, werden aber auch in der Gegenwartssprache gebraucht.

Die Entwicklung des Passivs. Als Grundlage für die Entwicklung des analytischen Passivs diente die Opposition von „aktivisch – passivisch“ bei den Partizipien der transitiven Verben.

Bereits in den ersten Sprachdenkmälern kommen sehr häufig Verbindungen des 2. Partizips eines transitiven Verbs mit den Verben *sîn*, *wesan* 'sein' und *werdan* 'werden' vor.

Zuerst entwickeln sich die Verbindungen *sîn* (*wesan*) + 2. Partizip:

Bim gisentit zi thir. 'Ich bin zu dir gesandt'.

Gihôrit ist thîn gibêt. 'Dein Gebet ist erhört'.

Brûtloufti gitâno uuârun. 'Es wurden Hochzeiten gefeiert'.

Obwohl diese Sätze passivische Bedeutung haben, dürfen die entsprechenden Wortgruppen noch nicht als Passivformen betrachtet werden, da das Modell *sîn* (*wesan*) + 2. Partizip im Althochdeutschen wie auch in der deutschen Gegenwartssprache mehrdeutig ist. Sie kann sowohl passivische Bedeutung haben, als auch einen Zustand bezeichnen, der als das Passiv gedeutet werden kann oder einfach nominales Prädikat sein:

Der uuarch ist kiuuafanit. 'Der Übeltäter ist bewaffnet'.

Entscheidend für die Herausbildung des analytischen Passivs war der Gebrauch des 2. Partizips vom transitiven Verb in Verbindung mit dem Verb *werdan* 'werden', der sich zur gleichen Zeit mit den oben beschriebenen Verbindungen *sîn* (*wesan*) + 2. Partizip entwickelte:

Denne uuirdit untar in uuic arhapan. 'Dann wird ein Kampf zwischen ihnen begonnen'.

Sumu fiêlun nâh themo uuege inti vvurdun furtretanu. 'Einige (Samen) fielen nah am Wege und wurden zertreten'.

In solchen Sätzen wird oft der Urheber des Geschehens genannt, was noch mehr zur Prägung des analytischen Passivs beiträgt:

Thaz giscrib iz êrist uuard gutân in Syriu fon themo grâuen Cyrine. 'Die Zählung wurde zuerst in Syrien von dem Statthalter Quirin durchgeführt'.

Alle thie thaz gihôrtun uuârun thaz vvuntorônte inti fon thêthiu gique-tanu vvurdun zi im fon den hirtin. 'Alle, die das hörten, wunderten sich darüber, was ihnen von den Hirten gesagt wurde'.

Am Ende der althochdeutschen Epoche sind die Passivformen mit dem Verb *werdan* bereits ausgebildete und sehr gebräuchliche analytische grammatische Formen, ein Bestand des Verbalparadigmas.

Die Entwicklung des Perfekts und Plusquamperfekts. Diesen analytischen Formen liegen zwei Typen biverbaler Wortgruppen zugrunde.

1. Das Perfekt und das Plusquamperfekt mit *habên* entwickelten sich aus folgendem Typ biverbaler Wortgruppen, der seit dem 8./9. Jh. in den Schriftdenkmälern belegt ist:

Phîgboum habêta sum giflanzôtan in sînemo uuîngarten. 'Ein gewisser (Mann) hatte einen Feigenbaum gepflanzt in seinem Weingarten.'

Das Verb *habên* ist hier ein selbständiges Prädikat. Es bedeutet 'hatte', 'besaß' und regiert das Akkusativobjekt *phîgboum*. Das 2. Partizip des transitiven Verbs *phlanzôn*, *flanzôn* 'pflanzen' – *gifflanzôtan* ist auch ein selbständiges Satzglied, ein Attribut zum Substantiv *phîgboum*, es kongruiert mit dem Substantiv und drückt den Zustand aus, der die Folge einer vorausgehenden Handlung ist.

In ähnlicher Weise wird neben *habên* auch sein Synonym *eigan* 'haben', 'besitzen' gebraucht:

Si eigun mir ginomanan lioban druhtin min. 'Sie haben den mir genommen meinen lieben Herrn (d. h. sie haben mir ... genommen)'.

Dass die Verben *habên* und *eigan* sowie das 2. Partizip in diesen und ähnlichen Sätzen selbständige Wörter und selbständige Satzglieder waren, ist daraus zu schließen, dass die Verben *habên* und *eigan* anfangs immer in Verbindung mit einem Akkusativobjekt gebraucht wurden und den Besitz bezeichneten; das 2. Partizip war ein kongruierendes Attribut zum Akkusativobjekt (*der gepflanzte Baum*).

In den ersten Schriftdenkmälern sind die Belege für solche Wortverbindungen noch selten, im 10./11. Jh. aber sind sie schon sehr verbreitet und verwandeln sich aus freien Wortverbindungen in analytische Formen, d. h. in grammatische Formen eines Verbs. Die Kennzeichen dieses Wandels sind, dass das Verb *habên* nunmehr auch ohne Objekt gebraucht wird, da seine ursprüngliche lexikalische Bedeutung verblasst ist; beim häufigen Fehlen des Objekts wird das 2. Partizip jetzt in der flexionslosen Form gebraucht und geht eine immer engere Verbindung mit dem Verb *habên* ein.

So wird die Verbindung des Verbs *habên* mit dem 2. Partizip zu einer neuen einheitlichen grammatischen Form geprägt, die auch eine neue Bedeutung erhält (s. darüber weiter unten).

Vereinzelt ist der neue Gebrauch der in Betracht kommenden Wortverbindungen bereits im 9. Jh. anzutreffen:

Denne der paldêt der gîpua³³it hapêt. 'Deshalb wird sich freuen, wer (seine Sünden) gebüßt hat'.

Große Verbreitung hat dieser Gebrauch in den Schriften Notkers gefunden (Ende des 10. – Anfang des 11. Jh.):

Also dû nû vernomen habêst. 'Wie du nun vernommen hast...'

Also wir gesagêt eigen... 'Wie wir gesagt haben.' u. a.

Mit Zunahme solchen Gebrauchs werden die Verbindungen *habên*, *eigan* + 2. Partizip zum Modell einer neuen grammatischen Form, nach dem ähnliche Verbindungen mit den 2. Partizipien intransitiver kursiver Verben gebildet werden, die der anfänglichen Bedeutung dieser Verbindungen in keiner Weise entsprechen.

Vereinzelte Beispiele sind schon im 9. Jh. (bei Otfrid) anzutreffen:

Sô wir eigan nu gisprochan. 'Wie wir schon gesagt haben.'

Jene al eigan sus gidân. 'Jene haben alle so getan.'

Häufiger werden solche Beispiele bei Notker:

Wir eigon gisundôt. 'Wir haben gesündigt.'

Habe ik keweinôt. 'Ich habe geweint.' u. a.

In der mittelhochdeutschen Zeit nehmen das Perfekt und das Plusquamperfekt bereits eine feste Stellung im System der Zeitformen ein und behaupten im wesentlichen jenes Gebrauchsfeld, welches ihnen in der deutschen Gegenwartssprache zukommt (vgl. S. 181f).

2. Das Perfekt und das Plusquamperfekt mit dem Hilfsverb *sîn* entwickeln sich aus dem nominalen Prädikat, das in seinem Bestand ein 2. Partizip vom intransitiven terminativen Verb hat:

Diu marha ist farbrunnan. 'Das Land ist verbrannt (*buchstäbl.* ist ein verbranntes).'

Arstorbana sint thie thar suohtun thes knehtes sêla. 'Verstorben sind (*buchstäbl.* verstorbene sind) diejenigen, die nach der Seele des Knaben trachteten.'

In einigen Sprachdenkmälern des 8./9. Jh. erscheint in ähnlichem Gebrauch anstatt des Verbs *sîn*, *wesan* 'sein' das Verb *uuerdan* 'werden':

Uuard quoman 'kam.'

Vvurdun taga gifulta, thaꝛ siu bâri. 'Es kam die Zeit (*buchstäbl.* die Tage waren vollendet), da sie niederkommen sollte.'

Wie die Belege zeigen, wird das 2. Partizip auch hier in der flektierten Form gebraucht, indem es mit dem Subjekt des Satzes kongruiert.

Auf der Anfangsstufe ihrer Entwicklung drücken die in Betracht kommenden Verbindungen der 2. Partizipien mit den Verben *habên*, *eigan*, *sîn*, *wesan* einen resultativen Zustand einer Person oder eines Gegenstandes aus, dem ein vorausgehendes Geschehen zugrunde liegt. Stehen die Verben *habên*, *eigan*, *sîn*, *wesan* im Präsens, so bezieht sich dieser resultative Zustand auf die Gegenwart (vgl. *diu marha ist farbrunnan*), stehen sie aber im Präteritum, so bezieht sich die ganze Aussage auf die Vergangenheit (vgl. *phîgboum habêta sum giflanzôtan in sînemo uuîngarten*).

Im Laufe der weiteren Entwicklung des Perfekts und des Plusquamperfekts hatte die perfektive Bedeutung der 2. Partizipien nur geringen Einfluss auf die Bedeutung und auf den Gebrauch dieser neuen Zeitformen. Einer-

seits ist es darauf zurückzuführen, dass mit der Zeit auch die 2. Partizipien intransitiver kursiver Verben, die keine perfektive Bedeutung hatten, immer häufiger gebraucht wurden, andererseits, auch darauf, dass die Kategorie der Aktionsart im System der Verbalformen überhaupt eine schwache Kategorie war. Jedenfalls verblasste die Schattierung der Perfektivität, die diesen Formen anfänglich innewohnte, immer mehr, um schließlich in einer rein zeitlichen Bedeutung der Formen aufzugehen.

DER SATZBAU DES ALTHOCHDEUTSCHEN

§ 52. Die Hauptcharakterzüge des althochdeutschen Satzbaus

Der von den altgermanischen Sprachen aus dem Ide. ererbte Satzbau stand im Einklang mit dessen flektierendem morphologischem Sprachtyp.

Die meisten Charakterzüge dieses Satzbautyps leben in der deutschen Gegenwartssprache fort. Doch treten sie im Althochdeutschen klarer zum Vorschein, da sie in der Folgezeit von einigen im Laufe der Fortentwicklung der deutschen Sprache entstandenen Eigenheiten der syntaktischen Struktur überdeckt waren. Die ersten Ansätze zur Herausbildung dieser Eigenheiten sind bereits im Althochdeutschen sichtbar.

Im Rahmen dieses syntaktischen Typs weist das Althochdeutsche einen fortgeschrittenen Entwicklungsstand der syntaktischen Ausgestaltung von Einzelsatz und Text auf, was auf den fördernden Einfluß des althochdeutschen Schrifttums und dessen Charakter zurückzuführen ist.

Gemeinindoeuropäische Charakterzüge im althochdeutschen Satzbau. Die aus dem Ide. ererbten Charakterzüge des althochdeutschen Satzbaus sind folgende:

1. Die vorherrschende Satzform ist der zweigliedrige Satz mit einer Subjekt-Prädikat-Struktur:

Thō nam her skild indi sper 'Da nahm er das Schild und die Lanze'.

Sum man habēta zuuēnē suni 'Ein Mann hatte zwei Söhne'.

2. Wie in allen flektierenden Sprachen sind Hauptausdrucksmittel der syntaktischen Beziehungen zwischen den Wörtern im Satz Kongruenz und Rektion.

Die Kongruenz ist ein Kennzeichen der syntaktischen Verbindung zwischen Adjektiv, Pronomen oder Partizip in attributiver bzw. in prädikativer Funktion und dem Bezugssubstantiv:

Hēr ward gifullit heilages geistes 'Er war vom heiligen Geist erfüllt'. *Sin sun was filu siechēr* 'Sein Sohn war sehr krank'. *Mine ferri inti paston sint arslaganu inti allu garuuu* 'Meine Ochsen und mein Mastvieh sind geschlachtet und alle zubereitet'.

Die Rektion ist ein Kennzeichen des Satzgliedwertes von Substantiven und substantivischen Pronomen.

Der Nominativ kennzeichnet das Subjekt des Satzes. Er ist auch der Kasus des Prädikatsnomens:

Ther kuning reit kuono 'Der König ritt kühn'.

Er ist mîn scalk 'Er ist mein Diener'.

Der abhängige adnominale Genitiv kennzeichnet das substantivische Attribut:

Tot ist Hiltibrant, Heribrandes suno 'Tot ist Hildebrand, der Sohn Heribrands'.

Die vom Verb (oder vom Adjektiv) abhängigen obliquen Kasus kennzeichnen das Objekt:

Thô nam her skild indi sper 'Er nahm das Schild und die Lanze'.

Bim gisentit thisu dir sagên 'Ich bin gesandt, es dir zu sagen'.

Brast in thâr thes wînes 'Es mangelte ihnen an Wein'.

Die freien (absolut gebrauchten) obliquen Kasus kennzeichnen Adverbiale:

Dages inti nahtes fleiẓ sî thâr thes rehtes 'Tag und Nacht befließigte sie sich ihrer Pflicht'.

Er uuas thionônti thar gote filu manag iâr 'Er diente Gott viele Jahre'.

Wili mih dînu speru werpan '(Du) willst mich mit deiner Lanze niederschlagen'.

Auf ähnliche Weise kennzeichnen ein Objekt bzw. ein Adverbial die Präpositionalkasus:

Thô quad ther fater zî sînen scalcun 'Dann sagte der Vater zu seinen Dienern'.

Nu uuirdist thû suigēnti inti nî maht sprehan unzan then tag, in themu thisu uuerdent 'Nun wirst du verstummen und du wirst bis zu dem Tage nicht sprechen können, an dem dies geschehen wird'.

3. Wie in allen flektierenden Sprachen ist die Wortstellung im Satz frei.

Da die deutsche Gegenwartssprache Elemente der freien und der festen Wortstellung in ihrem Satzbau vereinigt, stimmen die Regeln der Wortstellung im Althochdeutschen und in der Gegenwartssprache teils überein, teils divergieren sie aber sehr stark. Zu den beweglichen Satzgliedern gehören sowohl im Althochdeutschen als auch in der deutschen Gegenwartssprache Subjekt, Objekte und Adverbialien, deren Stellung im Satz sehr eng mit der kommunikativen Satzperspektive zusammenhängt.

Einen Kontrast zur Wortstellung der deutschen Gegenwartssprache bilden im Althochdeutschen die freie Stellung des Prädikats und die der Attribute. Das verbale Prädikat kann im Althochdeutschen im Aussagesatz im Unterschied zur deutschen Gegenwartssprache sowohl an der zweiten Stelle als auch am Satzanfang und am Satzschluss stehen:

Sum edili man gieng in ferra lantscaf 'Ein Edelmann reiste in ein fernes Land' (Zweitstellung des Prädikats).

Araugta sih imo gotes engil '(Es) erschien ihm ein Engel Gottes' (Anfangsstellung des Prädikats).

Alla thesa naht arbeitende niuuil ni gifiengumēs 'Die ganze Nacht haben wir gearbeitet und nichts gefangen' (Endstellung des Prädikats).

Frei ist auch die Stellung der Attribute. Adjektivische Attribute und attributiv gebrauchte Pronomen können dem Bezugssubstantiv vorangehen bzw. folgen oder auch letzteres umrahmen:

Sie sint guote theganne 'Sie sind gute Krieger'.

Hiltibrant hætti mīn fater 'Hildebrand hieß mein Vater' (vorangestellte Attribute).

Brāhtun imo man stumman 'Man brachte zu ihm einen stummen Mann'.

Hluduuig, kuning mīn, hilph mīnan liutin 'Oh, mein König Ludwig, hilf meinen Leuten' (nachgestellte Attribute).

Unsar brot tagalihaz gib uns hiutu 'Gib uns heute unser tägliches Brot' (Adjektiv und Pronomen umrahmen das Substantiv).

Sehr verbreitet ist die Voranstellung der Genitivattribute: *frankōno kuning* 'der König der Franken', *frankōno lant* 'das Land der Franken', *gotes wort* 'das Wort Gottes', *gotes engil* 'der Engel Gottes' u. a. m.

Neue Entwicklungstendenzen im althochdeutschen Satzbau. Es lassen sich bereits im Althochdeutschen einige neue Tendenzen in der Satzausgestaltung verfolgen, die in der Folgezeit die Eigenart des deutschen Satzbaus prägten.

1. Die Tendenz zur Verbreitung der zweigliedrigen Satzstruktur auf den unpersönlichen und den unbestimmt-persönlichen Satz. Sie hatte die weite Verbreitung der formal zweigliedrigen Sätze mit den Pronomen *man* und *es* in der deutschen Gegenwartssprache zur Folge.

2. Die Tendenz zur Entwicklung der Elemente der festen Wortstellung im Satz, vor allem zur Bindung der Stelle des Prädikats und zur Entwicklung der Umklammerung. Diese Erscheinungen bestimmten weitgehend die Eigenart der Satzausgestaltung in der deutschen Gegenwartssprache.

Die Bedeutung der epischen literarischen Tradition und des Schrifttums für die Entfaltung des Satzbaus. Die jahrhundertelange literarische Tradition der vorschriftlichen epischen Dichtung sowie die Aneignung der lateinischen christlichen und philosophischen schriftlichen Quellen und deren Übertragung in die heimischen Territorialdialekte in der althochdeutschen Zeit mussten sich auf den Entwicklungsstand des althochdeutschen Satzbaus auswirken. Es handelt sich natürlich nicht um die formale Struktur des Satzes, die rein innersprachlichen Entwicklungstendenzen unterliegt, sondern um das wachsende Fassungsvermögen des Satzes, seine Komplexität, um die Verbreitung von syntaktischen Konstruktionen, die die geschriebene Literatursprache bzw. die geschriebenen Literaturdialekte von der gesprochenen Alltagsrede auszeichnen. Die althochdeutschen Sprachdenkmäler geben davon eine klare Vorstellung. Sie bewahrten für uns sowohl Proben aus der Alltagsrede mit ihrem ungekünstelten, überkurzen schlichten Satz, als auch Muster der epischen Erzählung und des gelehrten Stils. Vgl. zum ersteren die bereits zitierten Gesprächsbüchlein (s. S. 66):

Uuer pist dū? Uuana quimis? Uuaꝛ sôhtut? 'Wer bist du? Woher kommst du? Was habt ihr gesucht?'

Guane cumet ger, brothro? 'Woher kommt ihr, Brüder?'

Gimer cherize. 'Gib mir eine Kerze!'

Einen Kontrast dazu bilden sowohl die Fragmente aus der epischen Dichtung als auch die gelehrte Prosa.

Vgl. die ebenfalls bereits zitierten Anfangszeilen aus dem „Hildebrandslied“:

*Ik gihorta dat seggen,
dat sih urhettun ænon muotin,
Hiltibrant enti Hadubrant untar herium tuem*

'Ich hörte das sagen, dass sich Herausforderer einzeln trafen, Hildebrant und Hadubrant, zwischen zwei Heeren'.

Vgl. auch eine Stelle aus der rheinfränkischen Übersetzung des theologischen Traktats Isidors von Sevilla „Über den christlichen Glauben“:

Dhazs suohhant auur nū ithniuuues, huueo dher selbo sii chiboran, nū sô ist in dheru sîneru heilegun chiburdi so dauogal fater chiruni. Dhazs ni saget apostolus noh forasago ni bifant noh angil gotes ni uuista noh einic chiscaft ni archenida. 'Danach suchen sie aber nun weiter, wie derselbe geboren sei, da nun doch in seiner heiligen Geburt ein so verhülltes Geheimnis des Vaters ist. Das sagt kein Apostel, noch fand es ein Prophet, noch wusste es ein Engel Gottes, noch erkannte es irgendein Geschöpf'.

In den nachstehenden Paragraphen werden das wachsende Fassungsvermögen und die Komplexität des Satzes an zwei Beispielen veranschaulicht:

- 1) an den Infinitiv- und Partizipgruppen im Rahmen des einfachen Satzes;
- 2) am Entwicklungsstand des komplexen Satzes (s. § 59 und 60).

§ 53. Die Verbreitung der zweigliedrigen Satzstruktur auf den unpersönlichen und unbestimmt-persönlichen Satz

Eingliedrige Sätze sind im Althochdeutschen selten. Formell eingliedrig sind:

a) Subjektlose persönliche Sätze. Sie entsprechen meistens dem lateinischen Originaltext:

Vgl. lat. *Respondit mulier et dixit: non habeo virum.*

ahd. *Antuurtanti daz uuîb inti quad: ni habu gomman* 'Das Weib antwortete und sagte: „(Ich) habe keinen Mann“.'

Die subjektlose Form des persönlichen Satzes kommt auch in althochdeutschen Originaltexten vor, z. B. im „Hildebrandslied“:

Dû bist dir altêr Hun, ummet spahêr,

spenis mih mit dînem wortun, wili mih dînu speru werpan 'Du bist ein sehr listiger alter Hunne, (du) lockst mich mit deinen Worten, willst mich mit deiner Lanze niederschlagen'.

b) Subjektlose unbestimmt-persönliche Sätze. Auch sie entsprechen gewöhnlich dem lateinischen Text:

Vgl. lat. *Et adducunt ei surdum et mutum et deprecabantur eum ut inponat illi manum.*

ahd. *Thô brâhtun zi imo touban inti stumman inti bâtun in, thaʒ her sîna hant ana inan legiti* 'Und (man) brachte zu ihm einen Taubstummen und bat ihn, er möge seine Hand auflegen'.

Bereits im Althochdeutschen tritt der Hang zum zweigliedrigen Bau der Sätze sehr deutlich zutage.

Der Vergleich althochdeutscher Satzkonstruktionen mit dem lateinischen Originaltext zeigt, dass das fehlende Subjekt im persönlichen Satz bei der Übersetzung oft eingeschoben wird.

Vgl. lat. *Interrogo vos...*

ahd. *Ih frâgên iuuîh* 'Ich frage euch...'

lat. *Ait illi...*

ahd. *Her quad imo* 'Er sagte zu ihm...'

lat. *Dixerunt ergo ei: quis es?*

ahd. *Thô quâdun sie imo: wer bist thû thanne?* 'Dann sagten sie ihm: „Wer bist du denn?“'

Auch die unbestimmt-persönlichen Sätze haben den Hang zum zweigliedrigen Bau. Daher entsprechen dem lateinischen eingliedrigen unbestimmt-persönlichen Satz im Althochdeutschen drei Satztypen:

a) in wenigen Fällen bewahrt das Althochdeutsche den lateinischen subjektlosen Satzbau (Beispiele s. oben);

b) manchmal wird bei der Übersetzung ein passendes Substantiv eingeschoben:

lat. *Quis est igitur iste deus? respondeant nobis.*

ahd. *Huuer ist dhanne dthese got? antuurdeen nu uns dhea unchilaubendun* 'Wer ist denn dieser Gott? antworten uns nun die Ungläubigen' (die Ungläubigen – in den althochdeutschen Text eingeschoben);

c) bei der Übersetzung wird das Substantiv ahd. *man* 'Mensch' eingeschoben, aus dem sich bereits in dieser Zeit sein Homonym, das unbestimmte Pronomen *man* entwickelt:

Vgl. lat. *Habetis his aliquid quod manducetur?*

ahd. *Habêt ir hier uuaʒ thaʒ man eʒʒan megi?* 'Habt ihr hier etwas, was man essen könnte?'

lat. *Petit et dabitur vobis.*

ahd. *Bitet inti iu gibit man.* 'Bittet und man wird euch geben'.

Der unbestimmt-persönliche Satz mit dem Pronomen *man* ist bereits im Althochdeutschen die vorherrschende Satzform. Sie kommt sehr oft auch in althochdeutschen Originaltexten vor:

Mit geru scal man geba infâhan 'Mit der Lanze soll man Geschenke empfangen'.

Zi nuzze grebit man ouh thar êr inti kuphar 'Erfolgreich gewinnt man dort auch Erz und Kupfer'.

Obwohl die Aufforderungssätze in allen Perioden deutscher Sprachgeschichte eingliedrig sind, berührt auch sie im Althochdeutschen die allgemeine Tendenz zur zweigliedrigen Satzkonstruktion. Es entstehen zweigliedrige Aufforderungssätze:

Faret ir in mīnan uuīngart 'Geht (ihr) in meinen Weingarten'.

Sō uuaꝛ sō her iu quede sō tuot ir 'Tut (ihr), was er euch sagen wird'.

Als eigentliche eingliedrige Sätze sind in vielen indoeuropäischen Sprachen die unpersönlichen Sätze geprägt: russ. *Вечереет. Смеркается. Холодно*, lat. *Pluit* 'Es regnet', *Tonat* 'Es donnert'. Auch den altgermanischen Sprachen ist der eingliedrige Bau solcher Sätze eigen, zum Beispiel dem Altisländischen:

Rignir 'Es regnet', *Dagar* 'Es tagt'.

Doch ist diese Art von Sätzen im Althochdeutschen im Einklang mit der allgemeinen Tendenz zweigliedrig:

Eꝛ ābandēt 'Es wird Abend'.

Eꝛ nahtēt 'Es wird Nacht'.

Eꝛ ist kalt 'Es ist kalt'.

Eꝛ ist spāti 'Es ist spät'.

Subjektlos und eingliedrig sind nur die unpersönlichen Sätze mit dem Dativ/Akkusativ der Person:

Mih hungrita inti ir gābut mir eꝝꝛan 'Mich hungerte, und ihr gabt mir zu essen'.

Jōh brast in thar thes wīnes 'Es mangelte ihnen dann an Wein'.

Auch dieser Satztyp entwickelte in der Folgezeit eine zweigliedrige Parallelförmigkeit mit dem formalen Subjekt *es*.

§ 54. Wortstellung im einfachen Satz

Bewegliche Satzglieder – Subjekt, Objekte und Adverbialien sind im Althochdeutschen ebenso wie in der deutschen Gegenwartssprache beweglich; ihre Stellung im Satz hängt auch in dieser Zeit aufs engste mit der kommunikativen Satzperspektive zusammen.

Das Subjekt erscheint meist als Ausgangspunkt des Satzes und nimmt in diesem Fall die erste Stelle ein (die gerade Wortfolge):

Sum man habēta zuuēne suni 'Ein gewisser Mann hatte zwei Söhne'.

Ich wallōta sumaro enti wintro sehstic ur lante 'Ich wanderte sechzig Sommer und Winter außerhalb des Landes'.

Er flōh in thaꝛ gibirgi 'Er floh ins Gebirge'.

Die invertierte Wortfolge ist durch die Nachstellung des Subjekts gegenüber dem Prädikat gekennzeichnet. Das Subjekt nimmt die zweite oder dritte Stelle im Satz ein. Es ist entweder ebenso wie bei der geraden Wortfolge Ausgangspunkt der Mitteilung (das Thema) oder das Mitgeteilte (das Rhema).

Ungewöhnlich für die deutsche Gegenwartssprache ist die Zweitstellung des Subjekts im Aussagesatz. Im Althochdeutschen ist sie häufig, da der Aussagesatz oft mit dem verbalen Prädikat beginnt:

Forn her ôstar giweit, flôh her Otachres nîd 'Einst reiste er ostwärts, er floh vor Odoakers Zorn'.

An die erste Stelle im Satz rückt oft ein Objekt oder ein Adverbiale. Dies geschieht zum Beispiel, wenn das Objekt oder das Adverbiale die Verbindung des Satzes zum vorausgehenden Satz herstellt und so den Zusammenhang zwischen den Geschehnissen betont; meistens ist es ein lokales oder temporales Adverbiale, besonders *thô* 'da', 'dann':

Quam thô uuîb fon Samariu sceffen uuaꝝzar. Thô quad iru der heilant: gib mir trinkan. Thô quad imo uuîb thaꝝ samaritanisga... 'Es kam da ein Weib aus Samaria Wasser schöpfen. Da sagte ihr der Heiland: „Gib mir zu trinken“. Da sagte ihm das samaritanische Weib...'.
In theru zîti fuor Jesus in restitage after sâtum 'In dieser Zeit wanderte Jesus an einem Feiertage ein Saatfeld entlang'.

In diesen Beispielen sind das vorgeschobene Adverbiale sowie das an der dritten Stelle stehende Subjekt Ausgangspunkt der Erzählung; das Rhema sind das Prädikat oder die abhängigen Satzglieder, die sich nach dem Subjekt am Satzende befinden.

Das Objekt oder das Adverbiale werden an die erste Stelle auch zwecks der Inversion des Subjekts vorgeschoben; das Subjekt rückt hinter das Prädikat und wird als das Rhema hervorgehoben:

In dagon eines kuninges was ein êwarto 'In den Zeiten eines Königs lebte ein Priester'.

Sus in uuege quam ein uuîb 'Da kam des Weges ein Weib'.

Sehr häufig wird die Inversion und somit die Hervorhebung des Subjekts als das Rhema durch Voranstellung des Lokaladverbs *thâr* 'da', 'dort' oder des Temporaladverbs *thô* 'da', 'dann' erreicht, deren Bedeutung infolge des häufigen Gebrauchs soweit verblasst ist, dass sie in erster Linie als Inversionsmittel dienen:

Thô quâdun zi imo sîne bruoder 'Da sagten ihm seine Brüder'.

Sêno nu thô uuas man in Hierusalem 'Da lebte ein Mann in Jerusalem'.

Besonders häufig dient zur Inversion des Subjekts das Adverb *thâr* in Verbindung mit dem Verb *wesan* 'sein':

Thâr uuas ein man altêr 'Da war ein alter Mann', eigentlich: 'Es lebte ein alter Mann'.

Thâr uuas ein man fruatêr ioh edilthegan guatêr 'Da war (oder: Es lebte) ein weiser und edler Mann'.

Weniger verbreitet ist im Althochdeutschen die Voranstellung des Subjekts als das Rhema:

Ther thô quad imo: dîn bruoder quam 'Der sagte ihm: „Dein Bruder ist gekommen“'.

Vorangestellt werden manchmal auch die anderen Satzglieder, wenn sie im Satz das Rhema sind:

Einan kuning uueiz ih 'Ich kenne einen König'.

Tot ist Hiltibrant 'Tot ist Hildebrand'.

Mit geru scal man geba infāhen 'Mit einer Lanze soll man Geschenke empfangen'.

Die Voranstellung des Rhemas ist gewöhnlich mit Emphase verbunden. Sie kommt meistens in der direkten Rede vor und setzt wohl die Intonation eines Ausrufesatzes voraus (vgl. in der Gegenwartssprache: *Ein Unglück ist geschehen!*).

Wenn ein Objekt oder ein Adverbiale das Rhema des Satzes sind, stehen sie gewöhnlich nach dem Prädikat, möglichst am Satzende:

Thô nam her skild indi sper 'Da nahm er Schild und Lanze'.

Thô quam her zi Nazarêth 'Da kam er nach Nazareth'.

Thîn bruoder quam inti arsluog thîn fater gifuotrit calb 'Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater schlachtete ein gemästetes Kalb'.

Wenn im Satz mehrere Objekte vorhanden sind, gilt derselbe Grundsatz der Nachstellung des Rhemas:

Inti gibar ira sun êristboranon inti biuuant inan mit tuochem 'Und sie gebär ihren erstgeborenen Sohn und wickelte ihn in Tücher'.

§ 55. Die Stellung des Prädikats

Die Stellung der Satzglieder, die in der Gegenwartssprache durch eine feste Stelle im Satz gekennzeichnet sind, ist im Althochdeutschen viel freier.

Die Zweitstellung des Prädikats im Aussagesatz ist im Althochdeutschen durchaus noch nicht die Regel.

Trotzdem macht sich die Tendenz zur festen Stellung des Prädikats im Satz schon sehr deutlich bemerkbar. Die Zweitstellung des Prädikats im Aussagesatz ist wohl der häufigste Fall:

Sum edili man gieng in ferra lantscaf 'Ein Edelmann reiste in ein fernes Land'.

Er santa man manege mit uuāfanon garauue 'Er schickte viele bewaffnete Menschen'.

Thar uuârun steininu uuaȝȝarfaȝ sehsu 'Dort waren sechs steinerne Gefäße für Wasser'.

Sehr verbreitet ist aber auch die bereits erwähnte Anfangsstellung des Prädikats im Aussagesatz, die der Gegenwartssprache durchaus fremd ist:

Uuas in tagun Hêrôdes thes cuninges Judeno sumêr biscof '(Es) lebte in den Zeiten des jüdischen Königs Herodes ein Priester'.

Araugta sih imo gotes engil '(Es) erschien ihm ein Engel Gottes'.

Quad thô zi imo thie engil '(Es) sagte ihm der Engel'.

Diese Wortstellung wiederholt oft die lateinische Wortstellung des Originaltextes.

Vgl. lat. *Fuit in diebus Herodis regis Judee quidam sacerdos.*
ahd. *Uwas in tagen Hêrôdes thes cuninges Judeno sumêr biscof.*
lat. *Apparuit autem, illi angelus domini.*
ahd. *Araugta sih imo gotes engil.*

Doch ist die Anfangsstellung des verbalen Prädikats in der Erzählung vielen indoeuropäischen Sprachen eigen. Sie kommt auch in den anderen altgermanischen Sprachen vor, z. B. in den altisländischen Sagen. Auch im Althochdeutschen kommt die Anfangsstellung des verbalen Prädikats in Originaltexten vor:

Want her dô ar arme wuntane bauga '(Er) streifte dann vor der Hand gewundene Ringe'.

Einan kuning uueiz ih, heizsit her Hluduuîg 'Ich kenne einen König, (er) heißt Ludwig'.

Die Anfangsstellung des verbalen Prädikats hat eine stilistische Funktion – sie verleiht der Erzählung die epische Gehobenheit. Meistens ist das Prädikat allein oder mit ergänzenden Satzgliedern das Rhema des Satzes.

Das Subjekt, welches in solchen Sätzen die zweite oder die dritte Stelle einnimmt, kann verschiedenen kommunikativen Wert haben. Oft ist es ein Pronomen, das als Ausgangspunkt der Erzählung dient und daher manchmal als schwach betontes Wort mit dem vorausgehenden Prädikat verschmilzt:

Meistar, zelluh (< zellu ih) thir ein... 'Meister, (ich) erzähle dir eins..'

In anderen Fällen kann das Subjekt zusammen mit dem Prädikat das Rhema im Satz sein. Oft folgt es nicht unmittelbar auf das Prädikat, sondern es steht an der dritten Stelle, am Satzende:

Araugta sih imo gotes engil '(Es) erschien ihm ein Engel Gottes'.
Gieng thô zuo ein buochâri '(Es) näherte sich (ihm) ein Schriftgelehrter'.
Uuard thô gitan mihhil stilnessi '(Es) trat große Stille ein'.

Die Anfangsstellung des Prädikats im Aussagesatz weicht in der Folgezeit der Zweitstellung des Prädikats.

Auch bei der Inversion des Subjekts gewinnen Sätze mit sog. „gedeckter Anfangsstellung“ das Übergewicht.

Vgl. a) *Quam thô uuîb von Samariu sceffen uuaʒʒar.*

b) *Thô quam boto fona gote.*

a) *Quad thô zi imo thië engil.*

b) *Thô quâdun zi imo sine bruoder.*

Von entscheidender Bedeutung für den Sieg der Zweitstellung des Prädikats im Aussagesatz ist im Althochdeutschen die bereits sehr deutliche Tendenz zur Differenzierung der Stellung des Prädikats in verschiedenen Satztypen. In der deutschen Gegenwartssprache wurde zur Hauptfunktion der

festen Stelle des Prädikats die Kennzeichnung verschiedener Satztypen nach der Aussageweise.

Diese Tendenz kommt deutlich beim Vergleich von Aussage- und Aufforderungssätzen zum Ausdruck. Während die Zweitstellung des Prädikats im Aussagesatz die bei weitem häufigste Wörtstellung ist, haben Aufforderungssätze regelmäßig die Anfangsstellung des Verbs:

Gib mir trinkan 'Gib mir zu trinken'.

Fater, gib mir teil thero hehti thi u mir gibure 'Vater, gib mir den Teil des Vermögens, der mir gebührt'.

Faret ir in minan uuîngarten 'Geht in meinen Weingarten'.

Auch Fragesätze ohne Fragewort sind durch die Anfangsstellung des Prädikats gekennzeichnet (die Partikel *eno* 'etwa' in solchen Sätzen ist kein Satzglied):

Eno nist (< ni ist) these uuercmeistares sun? 'Ist das etwa nicht des Handwerkers Sohn?'.

Eno bin ih iz, meister? 'Bin das ich etwa, Meister?'.

Trotz der Tendenz zur Zweitstellung des verbalen Prädikats sind die Fälle nicht selten, wo das Prädikat an der dritten Stelle oder noch weiter am Satzende steht (vgl. S. 124).

§ 56. Ansätze zur Entwicklung der verbalen Klammer

Eine ausgebildete verbale Klammer fehlt im Althochdeutschen, aber gewisse Ansätze zu ihrer Entwicklung sind bereits vorhanden.

Die Teile des biverbalen Prädikats können folgende Stellung zueinander einnehmen:

a) unmittelbare Kontaktstellung:

Her frâgên gistuont fôhêm uuortum 'Er begann mit wenigen Worten zu fragen'.

Bigunnun rouffen diu ahar enti eẏzan '(Sie) begannen die Ähren zu pflücken und zu essen'.

b) unvollständige Klammer:

Vuoltun thô thie liuti fâhan nan bi noti 'Die Leute wollten ihn dann gewaltsam festhalten'.

c) Klammer:

Fon danân bigonda ther heilant predigôn 'Von dort begann der Heiland zu predigen'.

Nioman ni mag zuuein herrôn thionôn 'Keiner kann zwei Herren dienen'.

Ebenso vielfältig ist die Stellung der Teile des nominalen Prädikats und der biverbalen prädikativen Wortgruppe, aus denen in der Folgezeit die analytischen Zeitformen hervorgehen, sowie die Stellung der im Werden begriffenen trennbaren Präfixe.

a) Kontaktstellung:

Her uuas cund themo bisgoffe 'Er war dem Priester bekannt'.

Thaʒ giscrib iʒ êristen uuard gitan in Syriu fon themo grâuen Cyrine
'Die Volkszählung wurde zuerst in Syrien von dem Statthalter Quirin durchgeführt'.

Inti gieng ûʒ fon themo hûse 'Und (er) ging aus dem Haus'.

b) Klammer:

Uuârun siu bethiu gote filu drûdu 'Sie waren beide Gott sehr wohlgefällig'.

Denne uuirdit untar in uuic arhapan 'Dann wird unter ihnen ein Kampf ausgefochten'.

Huob her gundfanon ûf 'Er hob die Kriegsfahne auf'.

§ 57. Infinitiv- und Partizipialgruppen im einfachen Satz

Der Infinitiv und die Infinitivgruppe. Unflektierte Formen des Infinitivs erscheinen häufig als Bestandteil biverbaler Wortgruppen im Prädikat:

Her frâgên gistuont 'Er begann zu fragen'.

Infinitive und Infinitivgruppen werden häufig als finale Umstandsergänzungen gebraucht:

Quam tho uuîb fon Samariu sceffen uuaʒʒar 'Es kam ein Weib aus Samaria Wasser schöpfen'.

Her uuas iu gerônti inan gisehan 'Er wollte ihn schon immer sehen'.

Sehr häufig sind auch die Gerundive, d. h. die Genitiv- und Dativformen des Infinitivs. So finden wir in althochdeutschen Sprachdenkmälern die Genitive: *nemannes, weinônnnes, rouhhennes*:

In thero zîti thes rouhhennes 'In der Zeit, als der Weihrauch dargebracht wurde' (im ahd. Text Gen.).

Die Dativform des Infinitivs *nemanne, weinônnne, rouhhenne* wird mit der Präposition *zi* 'zu' gebraucht und hat meistens finale Bedeutung:

Zilâʒʒet iuuuaru, nezziu zi fâhanne 'Werft eure Netze aus, um (Fische) zu fangen'.

Giengut ir mit zwerton inti mit stangon mih zi fâhanne 'Ihr ginget mit Schwertern und Stangen mich zu fangen'.

Häufig erscheinen *zi* + Infinitiv im Dativ resp. Infinitivgruppe auch als Objekt:

Zi hîu mih suohhet zi arslahanne? 'Wozu wollt (ihr) mich erschlagen?'

Gibôt her thô zi gebanne iru eʒʒan '(Er) befahl, ihr essen zu geben'.

Auch die unflektierte Form des Infinitivs ohne *zi* und die entsprechende Infinitivgruppe dienen als Objekt:

Her uuas iu gerônti inan gisehan. 'Er wollte ihn schon immer sehen'.

Eine besondere Art von Infinitivgruppen ist der Akkusativ mit dem Infinitiv:

Uuer zuīvelôt Romanos iu uuessen allera rīcho hēren unde iro geuualt kân¹ ze ende dero uuerlte? 'Wer zweifelt, dass die Römer immer Herrscher aller Länder waren und dass ihre Gewalt bis zum Weltende dauern würde?'.

Daʒ hōrtih rahhōn die uueroltrehtuuison 'Ich hörte das die Weisen erzählen'.

Die Partizipien und die Partizipialgruppen. Das 1. und das 2. Partizip werden im Althochdeutschen sowohl in biverbalen Wortgruppen im Prädikat als auch als abhängige Satzglieder gebraucht

a) in biverbalen Wortgruppen:

Uuārun thō hirta in thero lantskefī uuahhante inti bihaltande nahtuuahtha ubar iro euuit 'Waren in jener Landschaft Hirten wachend und ihr Herde hütend'.

Argangana uuārun ahtu daga 'Es waren acht Tage vergangen'.

b) als abhängige Satzglieder:

Bist also gīaltēt man '(Du) bist so ein alter (buchstäbl. gealterter Mensch'.

Zaharias uuard gītruobit thaʒ sehenti 'Zacharias war verwirrt, als er das sah'. (Adverbiale, im ahd. Text 1. Part.).

Als Adverbiale bezeichnen die Partizipialgruppen meist ein begleitendes oder vorausgehendes Geschehen:

a) begleitendes Geschehen (1. Part.):

In morgan uuerbenti in burg hungirita 'Als sie am Morgen in die Stadt gingen, hatten sie Hunger'.

Sie āʒun thaʒ brot thanka tuonti truhtīne 'Sie aßen das Brot, dem Herrn dankend'.

b) vorausgehendes Geschehen (2. Part., seltener 1. Part.):

Inti gīmanōt in troume fuor in teil Galileʒ 'Und nachdem er im Traume eine Mahnung erhalten hatte, ging er nach Galiläa'.

Thaʒ thō gihōrente ein after andaremo ūʒgieng 'Als (sie) das gehört hatten, gingen sie einer nach dem anderen hinaus.

Die Partizipialgruppen dienen auch als kausale, modale und konzessive Abverbiale:

Hērodēs uuollenti inan arslahan, forhta imo uuīʒʒenti inan rehtan man inti heilagan 'Herodes, der ihn erschlagen wollte, fürchtete ihn, da er ihn als einen weisen und gerechten Menschen kannte'.

Ziuuurf sina heht lebento firnlustigo '(Er) brachte sein Vermögen durch, indem er in sündlicher Lust lebte'.

Die Partizipialgruppen mit freiem Dativ („Dativus absolutus“). „Dativus absolutus“ ist eine besondere Art von Adverbiale mit temporaler Bedeutung:

Morgane giuuortanemo quāmun alle thie hērōston thero bisgoffo 'Als der Morgen anbrach, kam die gesamte höchste Priesterschaft'.

¹ kân = gân

Tho ziganganemo themo uuine quad thes heilantes muoter zi imo 'Als der Wein ausging, sagte die Mutter des Heilandes zu ihm'.

Imo duo ūzganganemo durah dhea turi gisah inan ander diu 'Als er durch das Tor hinausging, sah ihn eine andere Dienerin'.

Wie aus den Beispielen hervorgeht, sind solche Partizipialgruppen durch einen freien (absoluten) Dativ gekennzeichnet. Das Substantiv im Dativ bezeichnet das Agens der vom Partizip bezeichneten Handlung. Die ganze Partizipialgruppe dient als ein temporales Adverbiale. Partizipialgruppen mit dem freien Dativ sind auch den anderen altgermanischen Sprachen eigen, z. B. dem Gotischen und Altenglischen. Ihre Herkunft ist umstritten. Einige Sprachforscher halten sie für eine urwüchsige Wortfügung altgermanischer und anderer alter indoeuropäischer Sprachen; andere betrachten sie als „gelehrte Nachahmung“, die in der Übersetzungsliteratur Verbreitung fand.

§ 58. Der komplexe Satz. Allgemeines

Schon die ersten althochdeutschen Sprachdenkmäler enthalten verschiedene Typen komplexer Sätze. Daraus kann man schließen, dass der komplexe Satz in den germanischen Sprachen bereits in der vorliterarischen Zeit existierte. Der Beginn der schriftlichen Tradition sowie die althochdeutsche Originaldichtung und die Übersetzung der lateinischen gelehrten und klerikalischen Prosa müssen zur weiteren Entwicklung der komplexen Sätze beigetragen haben.

Die Anzahl der Modelle von Satzverbindungen und Satzgefügen ist im Althochdeutschen natürlich viel geringer als in der deutschen Gegenwartssprache; ihre Struktur ist weniger beständig. Gerade dieses Teilgebiet der Syntax ist in der Folgezeit durch rasche Entwicklung und ständige Vervollkommnung gekennzeichnet.

§ 59. Die Satzverbindung

Die Satzverbindung hat im Althochdeutschen ebenso wie in der Gegenwartssprache zwei Hauptmodelle:

1) Die konjunktionslose Satzverbindung, deren Teilsätze nur durch Intonation miteinander verbunden sind:

*Sang uuas gisungan, Uuig uuas bigunnan,
Bluot skein in uuangon: Spilôdun ther Vrankon.*

'Der Hymnus war gesungen, die Schlacht war begonnen, das Blut stieg in die Wangen: die Franken kamen in Schwung'.

2) Die Satzverbindung mit konjunkionaler Verbindung der Teilsätze:

*Thanân thô Zacharias uuard gitruobit thaꝥ seheti, inti forhta anafiel
ubar inan* 'Zacharias war verwirrt, das sehend, und Furcht überfiel ihn'.

Die gebräuchlichsten Konjunktionen, die die Einzelmodelle der konjunkionalen Satzverbindung im Althochdeutschen kennzeichnen, sind *inti* 'und', *ioh* 'und', *ouh* 'auch', *doh* 'doch', *abur* 'aber', *odo* 'oder'.

Die Zahl der koordinierenden Konjunktionen ist im Althochdeutschen noch ziemlich gering. Die Konjunktionen dienen hauptsächlich zur Herstellung der anreihenden (kopulativen) und der entgegensetzenden (adversativen) Verbindung zwischen den Teilsätzen. Der Ausdruck kausaler und finaler Verbindungen zwischen den Teilsätzen der Satzverbindung (vgl. in der deutschen Gegenwartssprache: *denn, folglich, daher, darum, infolgedessen* u. a.) ist dem Althochdeutschen nicht eigen.

§ 60. Das Satzgefüge

Das Althochdeutsche besitzt Gliedsätze für alle Satzglieder, d. i. Subjekt-, Objekt-, Prädikativ-, Adverbial- und Attributsätze.

Subjektsätze

a) Der Gliedsatz umschreibt eine Person und wird durch das Relativpronomen *ther, thiū, tha₃* oder das unflektierte *thie* eingeleitet (im Hauptsatz stehen oft die Korrelate; *ther, thie, er* u. a.):

Arstorbana sint thie thâr suohtun thes knehtes sêla 'Gestorben sind (diejenigen), die dem Knaben nach dem Leben trachteten'.

b) Der Gliedsatz hat generelle Bedeutung und wird durch das Relativpronomen *sô hwer sô* 'wer' eingeleitet:

Sô hwer sô sūganti farah forstilit inti thes giwunnan wirdit, gelte sol III 'Wer ein saugendes Ferkel stiehlt und dessen überführt wird, soll drei Solidi bezahlen'.

c) Der Gliedsatz beschreibt ein Geschehen und wird durch die Konjunktion *tha₃* 'dass' eingeleitet:

Uuas thô is giuuortan in anderemo sambaztage, tha₃ her gieng in thie samanunga inti lêrta 'Es geschah am nächsten Sonnabend, dass er in eine Versammlung ging und dort lehrte'.

Prädikativsätze

Prädikativsätze sind im Althochdeutschen nicht häufig; sie werden durch das Relativpronomen *ther, thiū, tha₃* oder das unflektierte *thiu* eingeleitet:

Thi₃ ist, then sie zellent 'Das ist (derjenige), den sie nennen'.

Objektsätze

a) Berichtende Objektsätze werden durch die Konjunktion *tha₃* 'dass' eingeleitet:

Thu weist, tha₃ ih thih minnôn 'Du weißt, dass ich dich liebe'.

b) Fragende Objektsätze ohne Fragewort werden durch die Konjunktion *oba* 'ob' eingeleitet:

Oba her suntîg ist nî uueiz 'Ob er sündig ist, weiß ich nicht'.

c) Fragende Objektsätze werden auch durch Relativpronomen *hwer* 'wer', *hwa₃* 'was', *huuelih* 'welcher' oder durch Relativadverbien eingeleitet:

Her frâgên gistuont fôhêm uuortum, hwer sîn fater wâri

‘Er begann mit wenigen Worten zu fragen, wer sein Vater gewesen sei’.
Quâmun sie thô inti gisâhun uuâr her uuonêta ‘Da kamen sie und sahen wo er lebte’.

Attributsätze

a) Die meisten Attributsätze werden durch das Relativpronomen *ther*, *thiu*, *thaz* oder das unflektierte *thie* eingeleitet:

Inti sie ni forstuontun thaz uuort, thaz her sprah zi in ‘Sie verstanden nicht die Worte, die er zu ihnen sagte’.

b) Wenn das Bezugswort einen Gedanken, ein Gefühl, eine Äußerung bezeichnet, wird der Attributsatz durch die Konjunktion *thaz* eingeleitet:

Framquam gibot fon themo aluualten keisure, thaz gibrieuit vvurdi al these umbiuuerft ‘Es wurde von dem allmächtigen Herrscher der Befehl erlassen, dass in der gesamten Gegend die Volkszählung vorgenommen werden sollte’.

Adverbialsätze

1. Temporalsätze; sie werden durch temporale Konjunktionen *thô*, *thar*, *sô*, ‘da’, *also* ‘als’, *mit thiu*, ‘als’, ‘während’, *after thiu*, ‘nachdem’ u. a. eingeleitet:

Thô Hêrôdes gisah uuanta her bitrogan uas, balg sih harto ‘Als Herodes sah, dass er betrogen war, wurde er sehr zornig’.

Sô thaz uuard al gendiôt, korôn uuolda sîn god ‘Als das alles beendet war, wollte Gott ihn prüfen’.

Inti after thiu her iz al farlôs, uuard hungar strengi in thero lantsceft ‘Und nachdem er alles durchgebracht hatte, begann in dieser Landschaft großer Hunger’.

2. Lokalsätze; sie werden durch das Relativadverb *thâr* ‘da’ eingeleitet:

Faramês thoh thâr er si ‘Gehen wir (dorthin), wo er ist’.

3. Kausalsätze; sie werden durch die Konjunktionen *uuanta* ‘weil’, *bithiu* ‘weil’ oder durch die Verbindung beider Konjunktionen – *bithiu uanta*, *uuanta bithiu* sowie durch die Konjunktionen mit *thiu* u. a. eingeleitet:

Bithiu sie ni habêtun vvurzalun furthorrêtun ‘Da sie (die Samen) keine Wurzeln hatten, verdorrten sie’.

4. Finalsätze; sie werden durch die Konjunktionen *thaz* ‘dass’ und *so thaz* ‘so dass’ eingeleitet:

Mit hanton sînen ruorta thes betelâres ougon, thaz er sîd mohti scouuôn ‘Er berührte mit seinen Händen die Augen des Bettlers, damit dieser seit dieser Zeit sehen konnte’.

5. Bedingungssätze; sie werden durch die Konjunktionen *ibu*, *oba* ‘wenn’ eingeleitet:

Oba thû uas mugis, hilf uns ‘Wenn du etwas (tun) kannst, hilf uns’.

6. Vergleichssätze

a) Vergleichssätze der Gleichheit werden durch die Konjunktionen *sôsô*, *sô sama sô*, *sô selp sô* 'wie' eingeleitet:

Thiu ih sprihu, sôsô mîr ther fater quad, sô sprichu 'Ich sage es so, wie mir der Vater es sagte';

b) Vergleichssätze der Ungleichheit werden durch die Konjunktion *thane* 'als' eingeleitet:

Minnôst thû mih filu mêr, thanne thîn ginoz ander? 'Liebst du mich um vieles mehr als deine anderen Genossen?'

7. Konzessivsätze; sie werden durch die Konjunktionen *doh* 'doch', *ob ouh* 'wenn auch' u. a. eingeleitet:

Ni mag ih, thoh ih wolle 'Ich kann nicht, obwohl ich will'.

Ob ih ouh irsturbi, ni uuas, ther mih bidulbi 'Wenn ich auch sterben würde, gibt es niemanden, mich zu begraben'.

Entwicklung der subordinierenden Konjunktionen. Der Entwicklungsstand des komplexen Satzes und die Tendenzen seiner Entwicklung können am System der althochdeutschen subordinierenden Konjunktionen beurteilt werden. Dieses System vereinigt in sich:

1) beständige Elemente – eine Anzahl wohlentwickelter, sehr gebräuchlicher Konjunktionen, die scharf umrissene Satzmodelle prägen, und 2) bewegliche Elemente – neugebildete oder im Werden begriffene Konjunktionen, die miteinander konkurrieren, einander manchmal verdrängen und erst allmählich modellprägend werden.

Als Beispiele beständiger Elemente im System der subordinierenden Konjunktionen seien hier genannt:

1. Die Konjunktion *tha* 'dass'; es ist eine erläuternde Konjunktion, die zahlreiche Objekt-, Subjekt- und Attributsätze prägt. Sie bleibt in dieser Funktion auch in der deutschen Gegenwartssprache erhalten.

2. Die Konjunktion der Bedingungssätze *ibu*, *obe* 'wenn' (wohl vom ahd. *iba* 'Zweifel', 'Bedingung'); obwohl sie in der neuhochdeutschen Zeit durch die Konjunktionen *wenn*, *falls* verdrängt wurde, besitzt sie im Althochdeutschen alle Eigenschaften einer wohlentwickelten stabilen Konjunktion; sie hat eine scharf umrissene Bedeutung, ist sehr gebräuchlich, prägt ein bestimmtes Modell – das Modell der Bedingungssätze.

3. Die fragende Konjunktion *oba* 'ob'. Sie stammt wahrscheinlich auch vom ahd. *iba* 'Zweifel', 'Bedingung', ist aber in althochdeutscher Zeit schon streng von der Konjunktion *ibu*, *oba* 'wenn' geschieden und prägt einen bestimmten Modellkreis: Objekt-, Subjekt- und Attributsätze, die eine indirekte Frage enthalten.

4. Die temporalen Konjunktionen; im Althochdeutschen wie in der deutschen Gegenwartssprache bilden sie ein System für sich, in dem verschiedene Typen zeitlicher Verhältnisse einander gegenüberstehen. Nur ein Teil dieser Konjunktionen bleibt in der Gegenwartssprache erhalten: *thô* 'da', *also* 'als', *êr* 'ehe', *sô oftô sô* 'sooft'.

Viele althochdeutsche temporale Konjunktionen wurden in der Folgezeit durch neue Konjunktionen verdrängt; doch liegen den neuen, sie ablösenden Konjunktionen dieselben zeitlichen Korrelationen zugrunde. Vgl. ahd. *mit thiū* – nhd. *während*; ahd. *unzan* – nhd. *bis*; ahd. *after thiū* – nhd. *nachdem*.

Wenden wir uns aber den beweglichen Elementen im System der althochdeutschen subordinierenden Konjunktionen zu, so zeugen ihre Unbeständigkeit im Gebrauch sowie ihre Vieldeutigkeit davon, dass viele Gliedsatztypen noch im Werden begriffen sind.

In verschiedenen althochdeutschen Sprachdenkmälern werden häufig in derselben Bedeutung verschiedene Konjunktionen gebraucht. Es ist anzunehmen, dass es Neubildungen einzelner Territorialdialekte sind, von denen keine einzige Neubildung allgemeinere Verbreitung gefunden hat. So ist die Konjunktion *mit thiū* 'als', 'während' sehr häufig in der Übersetzung des Evangeliums von Tatian. Sie wird in diesem Sprachdenkmal sowohl in ihrer Grundbedeutung, d. h. als temporale Konjunktion, als auch in anderen Bedeutungen (kausal, konzessiv) gebraucht. In den Sprachdenkmälern anderer Territorialdialekte kommt diese Konjunktion dagegen überhaupt nicht vor; an ihrer Stelle finden wir die temporalen Konjunktionen *sō*, *sar*, *thō*, *thâr*, *thanne*.

Noch bezeichnender ist, dass in ein und demselben Sprachdenkmal oft verschiedene Konjunktionen ohne jeglichen Bedeutungsunterschied gebraucht werden. Das ist dadurch zu erklären, dass der Entstehung eines Gliedsatzmodells Versuche vorausgingen, das betreffende Subordinationsverhältnis auszudrücken, und dass diese Versuche noch nicht zu einem definitiven Ergebnis geführt hatten.

Es konkurrieren zum Beispiel die temporalen Konjunktionen der Gleichzeitigkeit miteinander: *sō*, *alsō*, *sâr*, *thō*, *thâr*, *thanne* 'als', 'während', die häufig nebeneinander in einem Sprachdenkmal gebraucht werden.

In den Kausalsätzen konkurrieren die gleichbedeutenden Konjunktionen *bī thiū* und *uanta* 'weil'. Außerdem konnten kausale Bedeutung die temporalen Konjunktionen *sō*, *alsō*, *nû*, *sîr* annehmen. In der Übersetzung des Evangeliums von Tatian wurde zum Beispiel die temporale Konjunktion *mit thiū* in kausaler Bedeutung gebraucht.

Das Schwanken im Gebrauch der Konjunktionen und die Konkurrenz der Konjunktionen führte manchmal zur Verbindung beider Konjunktionen, die einander ergänzten und präzisierten. Es kam zum Beispiel oft die Verbindung zweier Konjunktionen *bī thiū uanta* oder *uanta bī thiū* vor. Auch die gleichbedeutenden Temporalkonjunktionen *sō* und *sâr* 'als', 'sobald' wurden bald einzeln, bald in der Verbindung *sâr sō* gebraucht.

An den althochdeutschen Sprachdenkmälern kann man auch den Wegdegang neuer subordinierender Konjunktionen und somit neuer Satzmodelle verfolgen.

Universalisierung von Konjunktionen. Ein typischer Vorgang ist die Universalisierung einzelner Konjunktionen mit abstrakter Bedeutung und die Verbreitung dieser Konjunktionen auf mehrere Gliedsatztypen. Es entwickelt sich zu einer universellen Konjunktion *thaz* 'dass'. Dank ihrer abstrakten Bedeutung wird diese Konjunktion nicht nur als erläuternde Kon-

junktion in Subjekt-, Objekt- und Attributsätzen, sondern auch in Final-, Kausal-, Konzessiv- und Bedingungssätzen gebraucht. Selbstverständlich ist die universelle Konjunktion *thas* 'dass' nicht imstande, den Typ der Subordination in jedem dieser Satztypen auszudrücken; sie dient bloß zur Angabe der Subordination als solcher. Daher werden der Konjunktion *thaz* 'dass' in verschiedenen Satztypen mit der Zeit verschiedene Ergänzungen angefügt: a) in den Finalsätzen wird neben dem einfachen *thaz* die Konjunktion *zi thiū thaz* gebraucht, die die finale Bedeutung eindeutig zum Ausdruck brachte; b) in den Konsekutivsätzen wird neben dem einfachen *thaz* die Konjunktion *sō thaz* gebraucht, die bis heute erhalten geblieben ist.

Bedeutungswandel im System der Konjunktionen. Ein anderer Vorgang ist die Entwicklung neuer Konjunktionen durch Bedeutungswandel. Auf diese Weise entwickeln sich bei den alten temporalen und lokalen Konjunktionen neue abstraktere kausale, konditionale und konzessive Bedeutungen. Es entstehen auf diese Weise auf der Grundlage der temporalen Konjunktionen eine Reihe kausalkonsekutiver Konjunktionen. Die gebräuchlichste kausale Konjunktion *bi thiū* war zum Beispiel ursprünglich eine temporale Konjunktion. Wörtlich bedeutete *bi thiū* 'dabei', 'gleichzeitig (mit etwas)', in den Kausalsätzen aber bekam sie die Bedeutung 'weil'. Zwei Geschehen wurden also als Ursache und Folge gekennzeichnet, indem man darauf verwies, dass sie gleichzeitig stattfanden.

Auf ähnliche Weise werden auch die temporalen Konjunktionen *mit thiū* 'während', *sō, alsō*, 'als', das Adverb *nū* 'in dieser Zeit', 'jetzt' zum Ausdruck kausaler Verbindung gebraucht:

a) *Mit thiū thanne noh ferro uuas, gisah inan sîn fater* 'Als er noch fern war, sah ihn sein Vater' (Temporalsatz).

b) *Mit thiū her ni habêta uuannân gultî, gibôt inan ther hêrro zi forkoufanne* 'Da er nicht bezahlen konnte, befahl der Herr, ihn zu verkaufen. (Kausalsatz).

Dieselben Temporalkonjunktionen werden auch mit konzessiver Bedeutung gebraucht:

Uuo thesêr buohstabê uueiz, mit thiū er sie ni lernêta? 'Woher kennt er die Buchstaben, obwohl er sie nicht lernte?'

Sō suachet ir mih heizo ioh harto agaleizo, ni hilfî iuih thiū îla 'Obwohl ihr mich so eifrig sucht, wird euch eure Eile nicht helfen'.

Die temporalen Konjunktionen *sō, alsō* 'als', *in thiū* 'als', 'während' werden auch parallel zu *oba*, wenn' (vgl. S. 137) zum Ausdruck der Bedingung gebraucht. Auch hier dient als Ausgangspunkt der Hinweis darauf, dass zwei Geschehen gleichzeitig stattgefunden haben, so dass ein Geschehen als Bedingung für das zweite Geschehen aufgefasst werden konnte:

Sō thu thaz thanne giduas sō uuehsit thir thaz muas in munde ioh in muate 'Wenn du das machen wirst, wirst du Nahrung für deinen Mund und deine Seele bekommen'.

Es ist kennzeichnend, dass auch die neue temporale Konjunktion *wenn*, die seit der mittelhochdeutschen Zeit gebraucht wird, denselben Entwicklungsweg durchgemacht hat und auch in der Gegenwartssprache beide Bedeutungen in sich vereinigt. Auch das Korrelat *so*, das den Hauptsatz mit dem Bedingungssatz in der Gegenwartssprache häufig verbindet, geht auf die temporale Konjunktion ahd. *sô* zurück.

Als produktiv erwies sich im Deutschen auch der Ausdruck der kausalen Verbindung durch Angabe der Gleichzeitigkeit der Geschehen. Die heutige Konjunktion *weil* entwickelte sich auch aus der temporalen Konjunktion *die-weil* 'während', 'solange' (< die Weile, ahd. *hwîla*), die in dieser Bedeutung bis zum 18. Jh. gebraucht wurde.

Auf die alten lokalen Konjunktionen geht das kausale *da*, ahd. *thâr* zurück, das sich seinerseits aus dem Adverb *thâr* entwickelte. Dieses Adverb hatte lokale und temporale Bedeutungen, also 'dort' und 'da'.

a) *thâr* als lokale Konjunktion:

...in *dhea chicheizzenun lantscaf dhâr honec endi miluh springant*... 'in das gelobte Land, wo Honig und Milch fließen';

b) *thâr* als temporale Konjunktion:

Bithiu ninduat sih iuer muat, thâr ih iu zellu das guat 'Warum öffnen sich nicht ihre Herzen, da ich zu euch vom Guten spreche?'

Auch in der Gegenwartssprache vereinigen die Konjunktion und das Adverb *da* lokale und temporale Bedeutung. Die kausale Bedeutung von *da* konnte sich sowohl aus der temporalen Bedeutung (vgl. S. 140 f.) als auch aus der lokalen Bedeutung 'dort', 'unter diesen Umständen' entwickeln. Der kausale Gebrauch von *thâr* 'da' kommt schon im Althochdeutschen vor und verbreitet sich im Mittel- und Frühneuhochdeutschen weiter.

§ 61. Die Wortstellung im Gliedsatz

Die Endstellung des Prädikats, die in der Gegenwartssprache eines der prägenden Merkmale des Gliedsatzes ist, gilt im Althochdeutschen noch durchaus nicht als Regel. Doch kam sie in den Gliedsätzen schon häufig vor:

Thu weist, thaꝛ ih thih minnôn 'Du weißt, dass ich dich liebe'.

Die Stellung des Prädikats im Gliedsatz ist jedoch noch ziemlich frei. Sie ist von der Stellung der anderen Satzglieder abhängig, die ebenso wie im einfachen Satz vor allem von der kommunikativen Satzperspektive bestimmt wird. Daher können verschiedene Satzglieder des Gliedsatzes die Schlussstellung im Satz einnehmen, während das Prädikat ihnen vorangeht:

Ik gihôrta dat seggen, dat sih urhettun ænon muotin Hiltibrant enti Hadubrant untar heriun tuēm 'Ich habe sagen hören, dass sich Hildebrand und Hadubrand einmütig angesichts beider Heere zum Kampf erhoben'.

Inti mit thiu her uuard giuuortan zuelif iâro, gifultên tagun mit thiu sie heim vvurbun 'Und als er zwölf wurde, kam für sie die Zeit, in die Heimat zurückzukehren'.

Da die Endstellung des Prädikats nur in Gliedsätzen vorkommt, wird sie allmählich zum Pragemittel des Gliedsatzes.

Auch die Teile des zusammengesetzten Prädikats haben noch keine feste Stellung.

Das finite Verb kann wie in der deutschen Gegenwartssprache in absoluter Schlussstellung nach dem infiniten Verb stehen oder dem infiniten Verb vorangehen:

a) *Thô Hêrôdes gisah uuanta her bitrogan uuas, balg sih harto* 'Als Herodes sah, dass er betrogen war, wurde er sehr zornig'.

b) *So tha3 uuard al gendiôt, korôn uuolda sîn god* 'Als das beendet war, wollte ihn Gott prüfen'.

Dass es im Althochdeutschen trotz der verhältnismäßig freien Stellung des Prädikats bereits die Tendenz gibt, den Gliedsatz durch die Wortstellung zu prägen, ist auch daraus zu ersehen, dass es in dieser Zeit bereits das Modell des konjunktionslosen Gliedsatzes mit der Anfangsstellung des Prädikats gibt:

Quimit hê gisund û3, ih gilônôn imo3, bilibit her thar inne, sînemo kunnie 'Kommt er (vom Schlachtfelde) heil, werde ich ihn belohnen, fällt er (auf dem Schlachtfelde), (so belohne ich) sein Geschlecht'.

§ 62. Anomalien im Bau der komplexen Sätze

Neben den komplexen Sätzen von regelmäßiger Struktur kommen in den althochdeutschen Sprachdenkmälern hier und da Sätze mit verschiedenen strukturellen Besonderheiten vor. Das sind Resterscheinungen aus einer älteren Entwicklungsstufe des komplexen Satzes, die einigermaßen ihren Werdegang verfolgen lassen.

Hier seien nur die auffälligsten Anomalien verzeichnet.

1. Rückfälle aus der berichteten Rede in die direkte Rede:

In mehrfachzusammengesetzten komplexen Sätzen wird die Form der berichteten Rede nur im ersten Gliedsatz streng eingehalten, dann erfolgt ein Rückfall in die direkte Rede:

Inti gisuuor iru, tha3 sô uuas sô thu bitis sô gibu ih thir 'Und er schwor ihr, dass ich (er) dir (ihr) alles, worum du (sie) bittest (bittet), geben werde'.

Her frâgên gistuont fôhem uuortum hwer sîn fater wâri fireo in folche, ...eddo hwellihes cnuosles du sîs 'Er begann mit wenigen Worten zu fragen, wer sein Vater unter den Menschen gewesen sei...oder aus welchem Geschlechts du (er) seist (sei)'.

2. Konjunktionslose Angliederung des Attributsatzes:

Ih scal iu sagên imbot, gibôt ther himilisco got 'Ich soll euch das Gebot überbringen, (das) Gott abgab'.

Da im Gliedsatz kein Relativpronomen das Bezugswort des Hauptsatzes vertritt, ist das Bezugswort (*imbot* 'Gebot') Satzglied des Haupt- und des Gliedsatzes. Solche Strukturen darf man wohl als Urbilder der werdenden komplexen Sätze mit attributiver Verbindung betrachten.

3. Gebrauch der Personalpronomen der 1. und 2. Person in der Funktion der Relativpronomen:

lat. *Pater noster qui es in celis*.

ahd. *Fater unser dû in himile bist* 'Vater unser, (der) du im Himmel bist'.

lat. *Ego sum, qui loquor tecum.*
 ahd. *Thaz bin ih, giloubi mir, ih hiar sprichu mit dir* 'Glaube mir, das bin ich, (der) ich hier mit dir spreche'.

4. Ausdehnung der Rektion aus dem Hauptsatze auf das Relativpronomen des Attributsatzes:

Bigan thô redinôn then selben zwelif theganôn, then thar umbi inan sâzun 'Beggann er mit den zwölf Jüngern, (denen) die um ihn saßen, zu sprechen'.

Das Relativpronomen *then* vereinigt in sich die Funktion des Korrelats des Hauptsatzes ('denen') und die des Relativpronomens des Gliedsatzes ('die'). Es hat die Dativform, da es vom Prädikat des Hauptsatzes regiert wird. Diese Erscheinung nennt man Attraktion (Anziehung). Es ist eine Relikterscheinung, die darin wurzelt, dass dem Relativpronomen ein Demonstrativpronomen zugrundelag, das zuerst zum Hauptsatz gehörte, dementsprechend von dessen Prädikat regiert wurde und eine vermittelnde Stellung zwischen Haupt- und Gliedsatz einnahm. Erst allmählich wurde dieses Pronomen in den Gliedsatz einbezogen.

DAS ALTSÄCHSISCHE

§ 63. Das Altsächsische

Das Altsächsische war die Sprache des Herzogtums Sachsen im Norden des Deutschen Reiches.

In den ersten Jahrhunderten der schriftlichen Überlieferung bewahrte das Altsächsische noch die Stellung einer selbständigen altgermanischen Sprache gegenüber dem Althochdeutschen, da Sachsen erst nach den Sachsenkriegen Karls des Großen (772–804) dem Frankenreich angegliedert wurde.

Das Altsächsische gehörte zusammen mit dem Angelsächsischen (Altenglischen) und Friesischen zum ingwäonischen Zweig der westgermanischen Sprachen, während die althochdeutschen Territorialdialekte auf istwäonischer Grundlage und herminonischer Grundlage erwachsen waren (s. S. 50). Doch weisen das Altsächsische und das Althochdeutsche als nächstverwandte westgermanische Sprachen viel Gemeinsames im Wortschatz und im gesamten Sprachkörper auf; sie weisen auch gemeinsame Entwicklungstendenzen auf, z. B. die Mo-



Das Altsächsische im 9. Jh.

nophthongierung der altgermanischen Diphthonge *ai* und *au* (s. S. 68), den Umlaut (s. S. 68), die westgermanische Konsonantendehnung (s. S. 67) u. a. Daneben bestehen auch beträchtliche Eigenheiten (s. u.).

Bereits im 9. Jh. beginnt auch die Annäherung des Altsächsischen an das Althochdeutsche unter dem Einfluss der fränkischen Mundarten, der schon im „Heliand“, dem bedeutendsten Werk des altsächsischen Schrifttums, bemerkbar ist. Im 10. Jh., als die sächsischen Herzöge deutsche Könige und römische Kaiser werden (919–1024), nimmt der Einfluss des Althochdeutschen zu. „Die sächsischen Heinriche und Ottonen lernten zweifellos, mit ihren süddeutschen Vasallen hochdeutsch zu sprechen“, schreibt V. M. Shirmunski¹. Der hochdeutsche Einfluss dauert auch im ganzen Spätmittelalter an.

Das bedeutendste Denkmal des Altsächsischen ist das Poem „Heliand“ („Der Heiland“), das um 830 im Auftrag Ludwigs des Frommen, des Sohnes Karls des Großen, geschrieben wurde und der christlichen Missionierung unter den Sachsen dienen sollte. Es schildert in dichterischer Form das Leben und Wirken von Jesus Christus.

Infolge der Konsolidierung der deutschen Nationalität entwickelte sich das Altsächsische in den nachfolgenden Jahrhunderten zu einer Dialektgruppe der deutschen Sprache, die uns heute als das Niederdeutsche (Plattdeutsche) entgegentritt.

§ 64. Die Hauptcharakterzüge des altsächsischen phonologischen Systems

1. Das Inventar der Vokalphoneme weist im Altsächsischen viel Ähnlichkeit mit dem des Althochdeutschen auf.

Kurze Vokale: *a, ē, e, i, o, u*

Lange Vokale: *ā, ē, ī, ō, ū*

Diphthonge: *ei, au, io, iu, eu*.

Kennzeichnend für das Altsächsische im Vergleich zum Althochdeutschen sind: a) die Monophthongierung der germ. *ai* und *au* zu *ē, ō* in allen Positionen (vgl. S. 68), b) die Bewahrung der germ. *e₂* und *ō*, die im Althochdeutschen zu *ia* und *uo* diphthongiert wurden (vgl. S. 68f).

Daher erscheint im Altsächsischen *ē* für ahd. *ē, ei, ia* (*ie*): as. *lêrian* – ahd. *lêren* ‘lehren’; as. *dêlian* – ahd. *teilen* ‘teilen’; as. *ên* – ahd. *ein* ‘ein’; as. *lêt* – ahd. *liaz, liez* ‘ließ’.

Auf ähnliche Weise erscheint im Altsächsischen *ō* für ahd. *o, ou, uo*: as. *ôra* – ahd. *ôra* ‘Ohr’; as. *lôf* – ahd. *loub* ‘Laub’; as. *gôd* – ahd. *guot* ‘gut’.

2. Im Bereich des Konsonantismus kennzeichnen das Altsächsische:

a) das Ausbleiben der zweiten („hochdeutschen“) Lautverschiebung und die Bewahrung des gemeingermanischen Konsonantismus (vgl. S. 72 f): as. *opan* – ahd. *offan* ‘offen’, as. *watar* – ahd. *wazzar* ‘Wasser’; as. *ik* – ahd. *ih* ‘ich’, as. *tîd* – ahd. *zît* ‘Zeit’; as. *appul* – ahd. *apful* ‘Apfel’; as. *dêl* – ahd. *teil* ‘Teil’;

¹ Shirmunski V. M. Deutsche Mundartkunde – B., 1962. – S. 611.

b) die Bewahrung der germ. *þ* und *g* (vgl. S. 67), letzteres intervokalisch: as. *geþan* – ahd. *geban* ‘geben’; as. *wif* – ahd. *wīb* ‘Weib’;

c) die Bewahrung des germ. stimmlosen interdentalen Engelautes *ð* (vgl. S. 67), geschrieben *th* oder *đ* (intervokalisch stimmhaft gesprochen): as. *that*, *dat* – ahd. *thaz*, *dhaʒ*, *daʒ* ‘das’, as. *liðan* – ahd. *lidan* ‘gehen’, ‘fahren’.

3. Charakteristisch für das Altsächsische sind auch:

a) der Ausfall von Nasalen vor Engelaute: as. *āðar* (vgl. e. *other*) – ahd. *andar* ‘ander’; as. *ūs* – ahd. *uns* ‘uns’;

b) die Bewahrung des anlautenden *w* vor *r*: as. *wrāka* – ahd. *rāhha* ‘Rache’; as. *hreini* – ahd. *reini* ‘rein’; as. *wringan* – ahd. *ringen* ‘ringen’, ‘kämpfen’.

§ 65. Der grammatische Bau des Altsächsischen

Der grammatische Bau des Altsächsischen und der des Althochdeutschen waren einander sehr ähnlich.

Es sei hier auf folgende wesentliche Charakterzüge im morphologischen System des Altsächsischen hingewiesen, die es vom Althochdeutschen unterscheiden:

1. Die in beiden Sprachen weitverbreitete *a*-Deklination der Substantive hat im N. Pl. m. die Flexion *-os*; *dagos* (gegenüber ahd. *tagā*, *-a*, vgl. S. 91).

2. Die Personalpronomen der 1. und 2. Person haben D. A. Sg. *mī*, *thī* (gegenüber ahd. D. Sg. *mīr*, *dir*, A. Sg. *mih*, *dih*); 3. Person m. *ist hē*, *hī* (gegenüber ahd. *er*, *her*).

Der bestimmte Artikel N. Sg. m. ist *thē* (gegenüber ahd. *ther*, *dher*, *der*).

3. Das Verb hat in der 1., 2., 3. Person Pl. eine Einheitsflexion: Präs. Ind. *-d* (Präs. Sg. 1. *skrību*, 2. *skrībīs*, 3. *skrīben*, Pl. 1., 2., 3. *skrībad*); Prät. Ind. *-un* (Prät. Sg. 1., 3. *skrēf*, 2. *skrībi*, Pl. 1., 2., 3. *skrībun*); Präs. und Prät. Konj. *-n* (Präs. Sg. 1., 3. *skrībe*, 2. *skrībes*, Pl. 1., 2., 3. *skrīben*; Prät. Sg. 1., 3. *skrībi*, 2. *skrībīs*, Pl. 1., 2., 3. *skrībin*).

IV. Kapitel

MITTELHOCHDEUTSCH

§ 66. Die zeitlichen Grenzen der mittelhochdeutschen Periode

Kriterien der Periodenabgrenzung. Den Beginn einer neuen Sprachperiode kennzeichnen 1) beträchtliche Wandlungen im Sprachkörper, die die vorausgehenden Jahrhunderte vorbereitet haben, und 2) Wandlungen im Geltungsbereich und in den Existenzformen der deutschen Sprache.

Die mittelhochdeutsche Periode umfasst den Zeitraum von 1050 bis um 1350. Sie fällt zusammen mit der Epoche des vollentwickelten Feudalismus in Deutschland. Diese Epoche ist durch einen bedeutenden wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung, durch die Entwicklung von Geldwirtschaft, Handel und Gewerbe, durch das beginnende Wachstum der Städte gekennzeichnet. Es ist die Blütezeit des deutschen Rittertums, die Epoche der italienischen Feldzüge deutscher Kaiser, die Epoche der Kreuzzüge nach Palästina. Es entwickelt sich in dieser Zeit eine neue weltliche ritterliche Kultur, die ihren Ausdruck auch in der reichen Entfaltung der ritterlichen Dichtung findet.

Neuerungen im Sprachkörper. Die wichtigsten Neuerungen im Sprachkörper betreffen das phonologische System und den grammatischen Bau der deutschen Sprache.

Das hervorstechende lautliche Kennzeichen des Mittelhochdeutschen ist die Abschwächung langer und kurzer Vokalphoneme in unbetonten Silben zu [ə]. Außerdem weist das Mittelhochdeutsche mehrere neue Phoneme auf. Die Abschwächung der Vokale in unbetonten Silben und die Entwicklung neuer Phoneme gaben dem Lautbild mittelhochdeutscher Wörter und Wortformen ein ganz neues Gepräge. Vgl. ahd. *taga* 'Tage', *gesti* 'Gäste', *dionôn* 'dienen', *skoni* 'schön', *kuoni* 'kühn' – mhd. *tage*, *geste*, *dienen*, *schæne*, *küene*.

Auch der mittelhochdeutsche Formenbau weist viele Neuerungen auf. Das Mittelhochdeutsche streift viele altgermanische Charakterzüge ab und nimmt die wesentlichen Kennzeichen des Formenbaues der deutschen Gegenwartssprache vorweg. Überall sind Reste alter stammbildender Suffixe sowie anderer altüberkommener formaler Morpheme im Stamm des Wortes getilgt. Die Flexion aller flektierbaren Wortarten vereinfacht sich infolge der Abschwächung der unbetonten Endsilbenvokale und wird im wesentlichen auf den gegenwärtigen Stand reduziert. Vgl. ahd. *tagum* 'Tagen', *gestim* 'Gästen' – mhd. *tagen*, *gesten*; ahd. *nemamês* '(wir) nehmen' – mhd. *nemen*; ahd. *wâri* '(ich, er) wäre' – mhd. *wære* u. a. m. Das Verb verfügt gleich beim Beginn

der mittelhochdeutschen Überlieferung über mehrere analytische Formen (s. S. 181 ff.). Es entwickelt sich auch der regelmäßige Gebrauch des Artikels, dem bereits in dieser Sprachperiode ebenso wie in der deutschen Gegenwartssprache eine bedeutende strukturelle Rolle zukommt.

Die Anzeichen dieser Umwälzungen im Sprachkörper machen sich schon in der althochdeutschen Zeit, seit dem Ende des 10. Jh. und besonders stark im 11. Jh. bemerkbar, so dass das gesamte 11. Jh. einigermaßen als Übergangszeit betrachtet werden kann. So tritt die Abschwächung der Vokalphoneme in unbetonter Stellung, die zum wichtigsten phonologischen Merkmal des Mittelhochdeutschen wird, schon seit Ende des 10. Jh. auf. Hand in Hand mit ihr geht die Vereinfachung der Wortstruktur und der Flexion. Auch die Entwicklung der analytischen Formen des Verbs und des Artikels intensivieren sich bereits seit dem Ende des 10. Jh. (vgl. o.).

Wandlungen im Geltungsbereich und in den Existenzformen der deutschen Sprache. Entscheidende Bedeutung für die zeitliche Abgrenzung des Mittelhochdeutschen haben die Wandlungen in den Existenzformen der deutschen Sprache. Es geht in dieser Zeit eine ununterbrochene Erweiterung des Geltungsbereiches der deutschen Sprache als Schriftsprache und die Vermehrung ihrer funktionalen Gattungen vor sich. Obwohl die Territorialdialekte die beherrschende Existenzform der deutschen Sprache bleiben, machen sich die Integrationsprozesse bemerkbar, d. h. die Prozesse der sprachlichen Vereinheitlichung, der gegenseitigen Beeinflussung und Annäherung der Großdialekte; neben den Territorialdialekten als alleinige Sprachform des Althochdeutschen entwickelt sich um 1250 zum ersten Mal eine übermundartliche Literatursprache, die die primären Merkmale der Territorialdialekte abstreift und sich somit über die engen Rahmen der Territorialdialekte hinwegsetzt (das sog. klassische Mittelhochdeutsch, s. S. 148 ff.).

§ 67. Die Erweiterung des Geltungsbereiches des geschriebenen Deutsch. Die ritterliche Dichtung

Zunehmende Verwendung der deutschen Sprache als Schriftsprache. Das Latein spielte auch in der mittelhochdeutschen Zeit eine große Rolle im schriftlichen Verkehr. Doch beginnt ihm seit dem 12. Jh. die deutsche Sprache immer mehr den Vorrang abzurufen.

Zum Unterschied von der geistlich-klösterlichen Kultur der althochdeutschen Zeit entsteht in der hochmittelalterlichen Feudalgesellschaft eine weltliche ritterlich-höfische Kultur, die sich bewusst der deutschen Sprache bedient. In der Übergangszeit vom Althochdeutschen und am Anfang der mittelhochdeutschen Periode sind literarische Sprachdenkmäler noch nicht sehr zahlreich. Es sind die gelehrte Prosa und das geistliche Gedicht. Die geistliche Prosa ist durch Psalter und durch die Übersetzung und Auslegung des „Hohen Liedes Salomonis“ vertreten, das vom Abt Williram von Ebersberg um 1060–1070 angefertigt wurde und eine Art Mischprosa darstellte, wo viele lateinische Ausdrücke im deutschen Text unübersetzt blieben. Von der gelehrten Prosa sind zu nennen: der „Physiologus“ (Über-

setzung eines mittelalterlichen noch sehr hilflosen und fantastischen Handbuches für Zoologie), „Merigarto“ (eine Beschreibung der Erde) und einige Arznei- und Kräuterbücher. Die beträchtlichsten Werke geistlicher Dichtung sind der Hymnus „Ezzos Gesang von den Wunden Christi“ (um 1064), die um dieselbe Zeit entstandene „Genesis“ (eine Nachdichtung der biblischen Schöpfungsgeschichte), das „Anno lied“, ein episches Gedicht vom Leben des Kölner Erzbischofs Anno. Die Blütezeit der ritterlichen Dichtung sind das 12. und das 13. Jh.

Die wichtigsten Kulturzentren der mittelhochdeutschen Zeit. Ein reiches kulturelles Leben erblüht zuerst um die Mitte des 12. Jh. am mittleren und unteren Rhein. Hauptwerke der mittelhochdeutschen Literatur sind die Spielmannsepen „König Rother“ und „Herzog Ernst“, die die Traditionen der alten epischen Volksdichtung fortsetzen und von fahrenden Spielleuten vorgetragen wurden, die Übersetzungsromane in Versen: das „Rolandslied“ des Regensburger Geistlichen Konrad (Pfaffe Konrad), dem altfranzösischen Epos des 11. Jh. nachgedichtet, das „Alexanderlied“ des Pfaffen Lamprecht, gedichtet nach dem provenzalischen Epos über Alexander den Großen (beliebter Sagenstoff im Mittelalter), Reimchroniken: die „Kaiserchronik“, vermutlich auch von Konrad von Regensburg gedichtet und das Leben und Wirken römischer und deutscher Kaiser von Cäsar bis Konrad III. nach lateinischen Quellen und verschiedenen Sagen behandelnd; die ersten höfischen Epen (Ritterromane in Versen): „Eneit“, das Epos vom Trojaner Helden Äneas (nach der französischen Bearbeitung von Vergils „Äneis“), geschaffen vom hervorragenden flämischen Dichter Heinrich von Veldeke (um 1140–1200), dem Begründer des höfischen Epos in Deutschland und Schöpfer zahlreicher lyrischer Gedichte.

Am Ende des 12. Jh. verlagert sich das Zentrum des kulturellen Lebens nach Südwesten, wo im Verlaufe des 13. Jh. die ritterliche Dichtung aufblüht und sich eine hochmittelalterliche Dichtersprache, das sog. „klassische“ Mittelhochdeutsch, herausbildet. Diese Sprache entwickelt sich auf der Grundlage des Nordalemannischen und Ostfränkischen, ist also mit dem südwestdeutschen Sprachraum verbunden. Das Ansehen dieser Sprache wächst zusammen mit dem Einfluss Schwabens und Frankens. Unter der schwäbischen Dynastie der Staufer (1138–1254) blühen hier reiche Städte auf: Augsburg, Straßburg, Basel, Worms, Mainz. Der Rhein wird zur wichtigsten Arterie des deutschen und ausländischen Handels. Der Hof der Staufer wird zum Mittelpunkt des politischen und kulturellen Lebens des Landes.

Die literarischen Gattungen der mittelhochdeutschen Dichtung. Die Hauptgattungen hochmittelalterlicher Dichtung sind a) Versepen (Heldenepen und höfische Epen) und b) Lyrik (Minnesang). Hier schaffen die größten Dichter dieser Zeit: der schwäbische Ritter Hartmann von Aue (um 1165–1210), der Verfasser der höfischen Epen „Erek“ und „Iwein“, der Verslegende „Der arme Heinrich“ und zahlreicher Kreuzzugs- und Minnelieder; Gottfried von Straßburg (ein Bürgerlicher, gest. um 1210), der Verfasser des höfischen Epos „Tristan“, der Ritter Wolfram von Eschenbach aus Nordbayern (um 1170–1220), der Verfasser des Versromans „Parzival“ sowie mehrerer

Liebeslieder (der sog. Taglieder – Abschiedsgesang zwischen den Liebenden bei Tagesanbruch) und Kreuzzugslieder; seiner Feder gehören auch die unvollendeten Epen „Titurel“ und „Willehalm“.

Auch diesen Versepen dienen als Vorbild die französischen Ritterromane. So sind die Epen Hartmanns von Aue „Erek“ und „Iwein“ freie Nachdichtungen französischer Ritterromane des Dichters Chrétien de Troyes¹; der Roman, desselben französischen Dichters „Perceval“ wurde zum Ausgangspunkt für Wolfram von Eschenbachs „Parzifal“; dem Epos „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg diene als Grundlage der französische Ritterroman des normannischen Troubadours² Thomas de Bretagne³ „Tristan und Isolde“. Besonders beliebte Helden- und Sagenkreise kehren im Schaffen mehrerer mittelalterlicher Dichter wieder (z. B. die Sage von Tristan und Isolde).

Reich vertreten ist im Süden auch die ritterliche Lyrik. Außer den lyrischen Dichtungen Hartmanns von Aue und Wolframs von Eschenbach (s. oben) sind vor allem Rheinmar der Alte oder Rheinmar von Hagenau (bei Straßburg) und sein Schüler, der größte Lyriker der mittelhochdeutschen Zeit Walther von der Vogelweide (um 1160–1227) zu nennen. Walther von der Vogelweide stammte vermutlich aus Tirol. Er lebte am herzoglichen Hofe in Wien, am kaiserlichen Hofe und am Hofe des Landgrafen Thüringens in Wartburg. Seine letzten Jahre verlebte er in Würzburg. In seinen lyrischen Gedichten verherrlicht er die Schönheit der Natur, die Liebe. Die künstlerische Form seiner Lieder vereint die Traditionen der höfischen Lyrik und die des Volksliedes. Walther von der Vogelweide ist auch der Verfasser zahlreicher politischer Gedichte (der sog. Sprüche), in denen er für den einheitlichen deutschen Staat gegen den Papst und die Willkür der Großfeudalherren auftritt.

Aus dem bairisch-österreichischen Sprachraum stammen die Heldenepen, die an die altgermanischen mythischen und historischen Sagen anknüpfen.



Walther von der Vogelweide. Nach der Manessischen Liederhandschrift. Anfang 14. Jh.

¹ Chrétien de Troyes (fr.) – [kre' tjeðə' trua]

² Troubadour (fr.) – [tru'ba'du:r]

³ de Bretagne (fr.) – [dəbre-'tanjə]

Ihre Verfasser sind unbekannt; möglicherweise sind sie das Produkt kollektiver Überlieferung alter Sagen. Es sind das „Nibelungenlied“, eines der hervorragendsten mittelalterlichen deutschen Epen, das die altgermanische mythische Sage von Siegfried und die historische Sage vom Untergang des Burgundenreiches vereinigt, „Gudrun“ (nach der Hauptheldin benannt), ein Epos aus dem Kreis der Wikingersagen; die Epen über Dietrich von Bern (dem ostgotischen König Theodorich) aus dem gotischen Sagenkreis.

§ 68. Die Anfänge der bürgerlichen Literatur

Die ritterliche Dichtung, die das Aufblühen der ritterlichen Kultur im 12.–13. Jh. ins Leben gerufen hatte, war bereits seit der zweiten Hälfte des 13. Jh. im Niedergang begriffen und starb bis zum 14. Jh. fast gänzlich aus. An ihre Stelle tritt allmählich die städtische oder bürgerliche Literatur, die die wachsende Aktivität des werdenden Bürgertums verkündet.

Die bürgerliche Literatur des 13. Jh. ist durch folgende Gattungen vertreten: a) Schwänke, d. h. derb komische Kurzgeschichten, z. B. der „Pfaffe Amis“ des fahrenden Dichters Stricker, eine Sammlung von Schwänken über den listigen Pfaffen Amis, b) didaktische Dichtung – gereimte Sprüche mit belehrendem Inhalt, z. B. das Lehrgedicht des fahrenden Dichters Freidank „Bescheidenheit“, c) Versnovellen, z. B. die Verserzählung des österreichischen Dichters Wernher der Gartner „Meier Helmbrecht“ (um 1275).

Besonders zu erwähnen ist für das 13.–14. Jh. die mittelniederländische Literatur, die um diese Zeit einen lebhaften Aufschwung erlebt. Nach Heinrich von Veldeke, der hier im 12. Jh. mit seiner „Eneit“ als Begründer des deutschen höfischen Epos auftrat (vgl. S. 148), schafften hier der Dichter J. van Maerlant, der Verfasser mehrerer Ritterromane, die Dichter Melis Stoke, Heiri van Aken, Diederich van Assenede. Gleichzeitig entwickelt sich hier auch die bürgerliche Dichtung – die didaktische und satirische gesellschaftskritische Dichtung, z. B. das Tierepos „Van den vos Reinaerde“, die niederländische Fassung des französischen Tierepos über Reineke den Fuchs (fr. „Roman de Renart“). Hier entsteht im 13.–14. Jh. auf der Basis der sudniederländischen (niederfränkischen) Mundarten von Flandern und Brabant eine eigene regionale Literatursprache, die mittelniederländische Dichtersprache (das Dietsch), die sich weiter im Zusammenhang mit der wachsenden wirtschaftlichen und politischen Selbständigkeit dieser Gebiete gegenüber Deutschland selbständig entwickelt und später zur Grundlage der nationalen niederländischen Sprache wird (vgl. S. 199).

§ 69. Die Entwicklung der mittelhochdeutschen Prosa

Im Laufe des mittelhochdeutschen Zeitalters wird auch der Bereich der deutschen Prosa immer mehr erweitert. War für das althochdeutsche Zeitalter fast ausschließlich geistliche Prosa und vor allem geistliche Übersetzungsprosa charakteristisch, so entwickeln sich in der behandelten Epoche verschiedene Gattungen von Prosa. Es überwiegt immer mehr die Originalprosa.

In der mittelhochdeutschen Zeit bestehen folgende Prosagattungen: 1. geistliche Prosa, 2. historische Prosa, 3. Rechts-, Geschäfts-, und Kanzleiprosa, 4. Anfänge der wissenschaftlichen Prosa.

Geistliche Prosa. Die geistliche Prosa ist durch Predigtsammlungen, Bibelübertragungen und Psalter vertreten. Unter den Predigtsammlungen sind die Predigten des fahrenden Volkspredigers Berthold von Regensburg (1220–1272) von besonderer sprachhistorischer Bedeutung. In ihnen entwickelt sich eine neue Stilgattung der deutschen Originalprosa – die rednerische Prosa, die sich unmittelbar an den Hörer wendet, rhetorische Fragen, sprichwörtliche Redewendungen gebraucht und die volkstümliche Sprache des Alltags verwendet.

Von großer Bedeutung sind auch die theologischen Schriften der Mystiker, des religiösen Denkers und Predigers Meister Eckhart (1260–1327), seines Schülers Heinrich Seuse (1295–1366), des Predigers Johannes Tauler (1300–1361), der Mystikerin Mechthild von Magdeburg (1210–1280). Die Mystiker suchen durch Abkehr von der Wirklichkeit, durch Ekstase, Versenkung in das innere Ich, durch asketische Übungen unmittelbare Verbindung des Menschen mit der Gottheit zu erreichen („das seelische Ringen um den persönlichen Besitz Gottes“). Die Bedeutung der Traktate, Predigten und Briefe der Mystiker für die Entwicklung der deutschen Prosa bestand darin, dass die Verfasser dieser Schriften in ihrem Streben, das religiöse Erlebnis auszusprechen, nach starker, bildhafter Ausdrucksweise suchten, zahlreiche abstrakte Wörter und philosophische Termini bildeten und ganze Wortbildungsmodelle neu prägten. Die Schriften der Mystiker sind der erste Ansatz zur deutschen philosophischen Fachsprache.

Historische Prosa. Das erste historische Werk in deutscher Sprache ist die „Sächsische Weltchronik“, niederdeutsch um 1225 vom Patrizier aus Obersachsen Eike von Repgow verfasst. Auf diese erste Prosachronik folgen seit dem Ende des 13. Jh. und im 14. Jh. mehrere Chroniken der Städte: die „Chronik der Stadt Köln“ von Gottfried Hagen (Ende des 13. Jh., kölnische Mundart), die „Chronik von St. Gallen“ Christian Kuchimeisters, die „Limburger Chronik“ Tileman Ehlens, die „Straßburger Chronik“ Closners,



Predigt des Berthold von Regensburg vor einer Kirche (aus einer Handschrift des 15. Jh.)

die „Chronik von München“ von Jorg Ratzmeyer, die niederdeutsche „Magdeburger Schöppenchronik“ u. a.

Rechtsprosa. Der Aufschwung der Städte und die Entwicklung der städtischen Selbstverwaltung erforderten auch die Aufzeichnung des Stadtrechts. Die ersten Sammlungen des Stadtrechts werden im 12. Jh. noch lateinisch verfasst, doch schon im 13. Jh. entstehen die ersten deutschen Aufzeichnungen. Das erste und bedeutendste Werk deutscher Rechtsprosa ist der „Sachsenspiegel“, eine Aufzeichnung des sächsischen Rechts. Der Patrizier Eike von Repgow, der schon erwähnte Verfasser der „Sächsischen Weltchronik“, der sich als Schöffe und Richter betätigte, fasste diese Sammlung zuerst lateinisch ab und übertrug sie dann ins Niederdeutsche. Auf diese Sammlung des Stadtrechts folgten dann in der zweiten Hälfte des 13. Jh. der „Schwabenspiegel“ und der „Spiegel deutscher Leute“ (Verfasser sind unbekannt) sowie die Stadtrechte mehrerer deutscher Städte aus dem 14. Jh.

Geschäfts- und Kanzlei- und Geschäftsprosa. Dieselben historischen Voraussetzungen führten zur Entwicklung der deutschen Kanzlei- und Geschäftsprosa. Bis zum 13. Jh. bedienten sich alle deutschen Kanzleien (städtische, fürstliche und kaiserliche Kanzleien, Schreibstuben der Bischofssitze u. a.) sowie die Notare und die Gerichtshöfe ausschließlich des Lateins. Doch Ende des 12. Jh. beginnt auch in diesem Bereich das Vordringen der deutschen Sprache. Den schwäbischen und rheinischen Städten, wo die Zünfte und der Handel schon um diese Zeit aufblühten, gehört in dieser Hinsicht der Vorrang. Die meisten deutschen Urkunden des 13. Jh. stammen aus den städtischen Kanzleien von Basel, Zürich, Konstanz, Luzern, Freiburg, Straßburg, Augsburg, Mainz, Wien und Regensburg. Am Mittelrhein gehört zu den ersten die Kölner städtische Kanzlei. Zu ihnen gesellen sich dann die mittelhheinischen Städte Worms, Speier und Frankfurt. Die fürstlichen und bischöflichen Kanzleien bedienen sich der deutschen Sprache zuerst nur im Verkehr mit der Städteverwaltung und in privatrechtlichen Urkunden. Im eigenen Verkehr beharrten sie jedoch noch das ganze 13. Jh. über auf dem Latein. Seit dem Ende des 13. Jh. dringt die deutsche Sprache auch in die kaiserliche Kanzlei und in die größten fürstlichen Kanzleien ein. So werden bereits unter Rudolf von Habsburg (1273–1291) in der kaiserlichen Kanzlei Urkunden teilweise deutsch verfasst.

In den darauffolgenden Jahrhunderten wird der Gebrauch der deutschen Sprache in den kaiserlichen Kanzleien zur Regel. Auf diese Art bildet sich noch eine funktionale Stilart der deutschen Prosa – der Kanzleistil mit seiner eigenen Terminologie, seinen Redewendungen und Formeln heraus.

Anfänge der wissenschaftlichen Prosa. Die ersten Schriften, die zur wissenschaftlichen Prosa gerechnet werden können, stammen bereits aus dem 11. Jh. (s. S. 147 f.). In der darauffolgenden Zeit erscheinen mehrere Arzneibücher sowie naturkundliche Schriften, vor allem der deutsche „Lucidarius“ (um 1190), der neben theologischen Belehrungen Geographie, Kosmographie, Astronomie und Physiologie behandelte und bis zum 16. Jh. das beliebteste Volkslesebuch blieb. Diese Prosagattung steht aber natürlich noch in den Anfängen. Vorherrschend auf dem Gebiet des Wissens bleibt das Latein.

§ 70. Die Erweiterung des deutschen Sprachraums durch die feudale Ostexpansion. Die mittelhochdeutschen Territorialdialekte

Die gewaltsame Eroberung der elb- und ostseeslawischen Gebiete. Im 12. und 13. Jh. hat sich der deutsche Sprachraum infolge der Expansion nach Osten und der Eroberung slawischer und baltischer Gebiete stark erweitert.

Die Aggression deutscher Feudalherren gegen die westslawischen Stämme, die zwischen Oder, Havel, Spree, Elbe, Saale und dem Erzgebirge lebten, begann noch im 10. Jh., stieß aber auf hartnäckigen Widerstand der Slawen und erlitt einen Rückschlag, so dass die Deutschen nur einen Teil des eroberten Territoriums, die Lausitz (das Gebiet der Sorben beiderseits der oberen Spree), halten konnten. Hier wurden die Mark Lausitz und die Mark Meißen gegründet (späteres Obersachsen).

Im 12. Jh. wurde die Aggression gegen die westslawischen Völker erneuert. Trotz dem hartnäckigen Widerstand der Slawen wurden um die Mitte des 12. Jh. die slawischen Territorien zwischen Oder und Elbe sowie an der Ostsee durch Gewalt, Mord und List erobert. Hier wurden die Markgrafschaften Brandenburg (1150), das Herzogtum Mecklenburg (1170) und das Herzogtum Pommern (1180) gegründet. Infolge der deutschen Eroberung wurden viele slawische Ortsnamen eingedeutscht, so d. *Brandenburg* (← Бранный бор), *Leipzig* (← Липецк), *Lübeck* (← Любеч), *Danzig* (← Гданьск), *Breslau* (← Вроцлав), *Pommern* (← Поморье), *Lausitz* (← Лужицы), die *Spree* (← Шпроба), die *Havel* (← Гавела) u. a. m.

Die slawische Bevölkerung wurde massenweise vernichtet; die Überlebenden wurden unterjocht und bedrängt. Den Slawen war verboten, sich in Städten niederzulassen, Handel und Gewerbe zu treiben und in Zünfte aufgenommen zu werden. Sie wurden mit Gewalt christianisiert und eingedeutscht. Die slawische Kultur wurde ausgerottet. Auf slawischem Boden entstanden reiche deutsche Klöster, Großgrundbesitze geistlicher und weltlicher Feudalherren. Aus Sachsen, Hessen, aus den Niederlanden und aus Burgunden strömten deutsche Ansiedler herbei, angelockt vom fruchtbaren Boden und Privilegien. So folgte auf die Ritterkolonisation die Bauernkolonisation, was die Eindeutschung dieser Territorien vollendete.

Die Ausbeuteherrschaft des Deutschen Ordens in den baltischen Ländern. Im ausgehenden 12. Jh. begann die Aggression der deutschen Feudalherren gegen die baltischen Völker. Obwohl sich das Christentum unter diesen Völkern schon viel früher unter dem Einfluss des benachbarten und befreundeten Rußland (Nowgorod, Pskow, Smolensk) verbreitet hatte, unterstützte der Papst unter Vorwand christlicher Missionierung die deutsche Aggression gegen die Balten. Die geistlichen Ritterorden (Deutscher Orden, Orden der Schwertbrüder) drangen in Livland und Estland ein, verwüsteten sie, betrieben die grausamste Eroberungs- und Germanisierungspolitik und begründeten hier die Ordensstaaten, die sie an das Heilige Römi-

sche Reich angliederten. Da die große Entfernung von den deutschen Stammgebieten die Bauernkolonisation erschwerte, wurde die heimische Bevölkerung verschont und zu Leibeigenen gemacht (das Leibeigentum wurde hier schon seit dem 14. Jh. eine allgemeine Erscheinung). Die Deutschen selbst bildeten hier nur eine dünne Oberschicht der Bevölkerung – die Gutsbesitzer und das städtische Bürgertum.

1230 drangen die Ritter des Deutschen Ordens in das Stammland des baltischen Volkes der Preußen (litauischer Stamm der *Pruzen*) ein. Sie vernichteten grausam die heimische Bevölkerung und christianisierten und unterjochten die Überlebenden. Die Eroberer eigneten sich den Namen des besiegt und vernichteten Volkes an und gründeten auf seinem Territorium den Staat des deutschen Ordens (später Herzogtum Preußen). Weitere Aggressionen der Deutschritter nach dem slawischen Nordosten, die sie 1241 im Bunde mit Dänemark und Schweden gegen Pskow und Nowgorod unternahmen, wurden von dem russischen Heer unter Führung Alexander Newskis vereitelt. Hier wurden sie auch von Alexander Newski entscheidend geschlagen. Der Orden erlebte im 14. Jh. seine größte Machtausdehnung, 1380 riss er den polnischen Hafen Gdansk (d. Danzig) an sich, unterlag aber 1410 dem Heer der Polen, Litauer und Tschechen, die ihm, unterstützt von den Russen, in der Schlacht bei Grunwald eine vernichtende Niederlage beibrachten. Der Orden kam unter polnische Lehnhoheit.

Das Vordringen der deutschen Sprache nach Böhmen und Mähren. Die deutsche Sprache fand auch in Böhmen und Mähren Verbreitung, da sie seit Ausgang des 10. Jh. dem Römischen Reich angehörten. Besonders günstige Voraussetzungen für das Vordringen der deutschen Sprache auf tschechischem Boden entstanden im 14. Jh., als der tschechische König Karl Luxemburg 1346 zum deutschen Kaiser gewählt wurde (die tschechische Dynastie der Luxemburger entspross der Ehe eines Luxemburgs mit der Erbin der Přemysliden). Prag wurde nun für fast anderthalb Jahrhunderte (1308–1437) der Sitz deutscher Kaiser. Die Bauernkolonisation aus Deutschland beschränkte sich hier auf die Randgebiete. Dagegen ging die Eindeutschung des geistlichen und weltlichen Feudaladels schnell vor sich. Deutsche Kaufleute ließen sich in den tschechischen Städten nieder. Besonders intensiv wurde die Eindeutschung der städtischen Bevölkerung und des Feudaladels unter den Luxemburgern. In den Städten, besonders in Prag, konkurrierte die deutsche Sprache erfolgreich mit dem Tschechischen. Die Reaktion auf die Germanisierungspolitik waren die Hussitenkriege (1419–1434), ein nationaler tschechischer Religionskrieg der Bauern gegen den deutschen Adel und die Obermacht des deutschen Kaisers. Trotz der Niederlage der Hussitenbewegung erfolgte 1452 der Austritt Böhmens aus dem Römischen Reich. Unter Gefahr des Türkeneinfalls wurde Böhmen 1526 dem österreichischen Staat der Habsburger angegliedert, wusste aber seine Kultur und Sprache zu erhalten und weiter zu entwickeln.

Das Vordringen der deutschen Sprache nach Polen und Ungarn. Auch im Königreich Polen verbreitete sich die deutsche Sprache, vor allem in den Städten. Die polnischen Fürsten und Könige sahen es gern, wenn sich deutsche Kaufleute und Handwerker in großer Zahl in den polnischen Städten

niederließen. Sie gewährten ihnen Privilegien und das Recht auf Selbstverwaltung. Der polnische Adel war keineswegs geneigt, die polnische Zunftproduktion vor ausländischer Konkurrenz zu schützen. Er dachte nur daran, seine Bedürfnisse an ausländischen Erzeugnissen, besonders an Luxusartikeln, mit möglichst geringem Kostenaufwand zu befriedigen. In den Randgebieten (Pommern und Schlesien) erfolgte eine intensive Ritter- und dann auch Bauernkolonisation, die zur Germanisierung und zur Abtrennung dieser Gebiete von Polen führte.

Die deutschen Kolonisten drangen auch bis nach Ungarn vor, wo zahlreiche deutsche Siedlungen entstanden.

Die Entstehung von Kolonialdialekten. In den besetzten und kolonisierten östlichen Gebieten entwickelten sich neue Dialekte der deutschen Sprache. Diese neuen Dialekte unterscheiden sich von den altererbten deutschen Dialekten nicht nur durch ihren Ursprung, sondern auch durch ihre Beschaffenheit und werden daher als Kolonial- oder Siedlungsdialekte bezeichnet. Ihre Eigenart ist dadurch bedingt, dass die eroberten östlichen Gebiete aus verschiedenen Gegenden des deutschsprachigen Stammlandes besiedelt wurden, was zur Integration der Dialekte (d. h. Mischung und Verschmelzung der Dialekte) führte. Der Norden und Nordosten des besetzten Territoriums wurden vorwiegend aus dem Nordwesten, aus dem niederdeutschen Sprachraum besiedelt. Hier entwickelten sich entsprechend neue niederdeutsche Dialekte, und zwar ostniederdeutsche Dialekte: Mecklenburgisch, Brandenburgisch, Pommersch. Dem Niedersächsischen am nächsten steht das Mecklenburgische. Dagegen weisen die anderen ostniederdeutschen Dialekte einen gemischten Charakter auf. So beteiligten sich an der Besiedlung der Markgrafschaft Brandenburg nicht nur Sachsen, sondern auch Niederländer (d. h. Träger der niederfränkischen Mundart) und Franken aus dem mitteldeutschen Westen. Daher verbinden sich im Brandenburgischen Charakterzüge verschiedener Dialekte, darunter auch hochdeutscher (mitteleutscher). Auch das Pommersche und Preußische weisen trotz niederdeutscher Grundlage einige hochdeutsche Charakterzüge auf.

Das Pommersche, das Preußische und das Schlesische (s. weiter unten), die sich im behandelten Zeitalter östlich der Linie Oder-Neiße auf polnischem und baltischem Territorium entwickelt hatten, haben in der neuen Zeit ihre Selbständigkeit verloren, nachdem diese Territorien entsprechend den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz an ihre eigentlichen Besitzer zurückgegeben wurden.

Im Osten des neugewonnenen slawischen Territoriums (die Marken Meißen, Lausitz und Schlesien) entwickelten sich die ostmitteldeutschen Dialekte, denen sich auch das benachbarte Thüringen anschloss. Die Kernlandschaft des Ostmitteldeutschen war die Mark Meißen (späteres Obersachsen). Es wäre ein Irrtum, die ostmitteldeutschen Dialekte lediglich als Fortsetzung des Westmitteldeutschen zu betrachten. Die Besiedlung des ostmitteldeutschen Sprachraums erfolgte, wie die Forschungen von Theodor Frings und seiner Mitarbeiter gezeigt haben, aus verschiedenen Teilen Deutschlands. Über Magdeburg strömten die Ansiedler aus dem niederdeutschen Nordwesten, über Erfurt aus



Mitteleuropa um 1200

dem mitteldeutschen Westen, über Würzburg und Bamberg aus Mainfranken, d. h. aus dem Südwesten. Obwohl die Grundlage des Ostmitteldeutschen die mitteldeutschen Dialekte bildeten, vereinigt es in sich auch mehrere niederdeutsche und oberdeutsche Charakterzüge. So vereinigten sich im meißnischen Dialekt die wichtigsten lautlichen Neuerungen, die sich um diese Zeit in verschiedenen deutschen Dialekten entwickelten: a) die aus dem mitteldeutschen Sprachraum stammende Monophthongierung alter Diphthonge (*guot* > *gut*, *müede* > *müde*; diese Erscheinung fehlt in den oberdeutschen Mundarten, vgl. obd. *guəd* 'gut', *miəd* 'müde'); b) die Diphthongierung alter langer Vokale, die dem Bairisch-Österreichischen entstammte (*zît* > *Zeit*, *hûs* > *Haus*; das Niederdeutsche bewahrte die alten langen Vokale, vgl. *tîd* 'Zeit', *hûs* 'Haus').

Gliederung der mittelhochdeutschen Territorialdialekte. Für das 13.–14. Jh. und die folgenden Jahrhunderte ergibt sich nachstehende Gliederung der deutschen Dialekte:

- I. Niederdeutsche Dialekte
 - 1. Niederfränkisch
 - 2. Niedersächsisch
 - 3. Ostniederdeutsch:
 - Mecklenburgisch
 - Brandenburgisch (Märkisch)
 - Pommersch
 - Preußisch
- II. Mitteldeutsche Dialekte
 - 1. Rheinfränkisch
 - 2. Mittelfränkisch:
 - Moselfränkisch
 - Ripuarisch
 - 3. Hessisch
 - 4. Ostmitteldeutsch:
 - Meißnisch oder Obersächsisch
 - Thüringisch
 - Schlesisch
- III. Oberdeutsche Dialekte
 - 1. Schwäbisch-Alemannisch
 - 2. Bairisch-Österreichisch
 - 3. Südfränkisch
 - 4. Ostfränkisch

§ 71. Die Entwicklungstendenzen der mittelhochdeutschen Territorialdialekte

Zwei Tendenzen in der Entwicklung der Territorialdialekte. Während die Entwicklung der Kolonialdialekte durch die Tendenz zur Integration gekennzeichnet ist (s. S. 155), sind in der Entwicklung der altererbten deutschen Dialekte zwei entgegengesetzte Tendenzen zu verfolgen: 1. die Ten-

denz zur Integration der Dialekte und 2. die Tendenz zur weiteren Differenzierung der Dialekte, zur Vertiefung der Unterschiede zwischen ihnen.

Beide Tendenzen sind aufs engste mit den Besonderheiten der gesellschaftlichen Entwicklung des hoch- und spätmittelalterlichen Deutschland verbunden. Obwohl in Deutschland in der behandelten Zeit eine verhältnismäßig rasche Entwicklung der Produktivkräfte vor sich ging, zahlreiche Städte entstanden, Handel und Gewerbe aufblühten, blieb Deutschland wirtschaftlich und politisch zersplittert und uneinig. Die meisten Städte, wo sich Handel und Gewerbe konzentrierten, befanden sich in den Randgebieten des Landes: am Rhein und an der Donau (Köln, Mainz, Trier, Worms, Straßburg, Basel, Regensburg, Augsburg), im Norden (Braunschweig, Bremen, Hamburg) und im Osten (Magdeburg, Halle, Erfurt). Sie waren in erster Linie an den Außenmärkten interessiert, hatten Handelsbeziehungen mit verschiedenen Ländern und waren miteinander sehr wenig verbunden. Das Wirtschaftsleben Deutschlands hatte deswegen einen ausgesprochen regionalen Charakter, es war in einigen wirtschaftlich voneinander unabhängigen Gebieten konzentriert. Neben den wirtschaftlich fortgeschrittenen gab es eine Reihe rückständiger Gebiete, deren Anteil am wirtschaftlichen Leben des Landes unbedeutend war. Deshalb überwiegen auch im politischen Leben, besonders seit der Mitte des 13. Jh. zentrifugale Kräfte. Nach dem Niedergang der Stauferdynastie war die Macht der deutschen Kaiser stark gesunken. Die kaiserlichen Dynastien lösten einander ab. Den deutschen Kaisern, die die Fürsten aus ihrer Mitte wählten, gehörte noch immer der prunkhafte Titel der Römischen Kaiser, doch waren sie nicht imstande, dem wachsenden nationalen Eigenbewusstsein der einzelnen Staaten und Völker entgegenzutreten. Auch innerhalb des eigentlichen Deutschland wurde die Macht deutscher Kaiser geschwächt durch den ständigen Hader zwischen den Feudalherren sowie zwischen den Städten und den Feudalherren, durch ständige Auseinandersetzungen zwischen dem Kaiser und den oppositionell gestimmten Landesfürsten sowie dem Papst, der sich oft mit ihnen gegen den Kaiser verbündete. Die alten Herzogtümer waren im 13. Jh. in mehrere kleine feudale Territorien zersplittert. Es bestanden unzählige Herzogtümer, Grafschaften, Markgrafschaften, Pfalzgrafschaften, Erzbistümer, Bistümer und Reichsstädte. Die politische Zersplitterung des Landes, die politische, wirtschaftliche und kulturelle Sonderentwicklung der Territorien wirkte nicht nur bei dem Ausgleich der Territorialdialekte hemmend, sondern führte zur weiteren Zersplitterung der Dialekte. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Dialekten vertieften sich gegenüber dem althochdeutschen Zeitalter.

Die Integration der Dialekte und der sprachliche Ausgleich in den Städten. Gleichzeitig mit der Vertiefung der mundartlichen Zersplitterung der altdeutschen Dialekte, die hauptsächlich für die ländlichen Verhältnisse kennzeichnend ist, vollzieht sich in den aufblühenden deutschen Städten des Westens dieselbe Integration der Dialekte, die wir oben für die östlichen Kolonialgebiete verzeichneten. Der Ausgleich der Dialekte und ihre Integration in den Städten war durch ihre gemischte Bevölkerung sowie durch

den Verkehr zwischen den Städten bedingt. Die Integration der Dialekte in den Städten vollzog sich im Osten wie im Westen. Sie war eines der wesentlichen Kennzeichen der Wandlungen in den Existenzformen der deutschen Sprache im mittelhochdeutschen Zeitalter.

§ 72. Die Existenzformen der Sprache in der mittelhochdeutschen Zeit

Die vorherrschende Existenzform der deutschen Sprache bleiben auch in der mittelhochdeutschen Zeit die Territorialdialekte. Sie sind die alleinige Sprachform, der sich Bauern, Handwerker, Händler und auch ein großer Teil der in der Hauptmasse noch ungebildeten, schriftunkundigen Adeligen bedienen.

Die Grenzen der einzelnen Territorialdialekte werden durch die politischen Grenzen der Territorien bestimmt, die die Herzogtümer der althochdeutschen Zeit abgelöst hatten, und, wo diese mit den Grenzen der alten Herzogtümer nicht zusammenfallen, allmählich verschoben.

Das Kennzeichen der mittelhochdeutschen Sprachperiode ist aber, dass sich neben den Territorialdialekten neue Existenzformen der deutschen Sprache zu entwickeln beginnen. Einen mächtigen Anstoß dazu gibt das Aufblühen der weltlichen Dichtung und die Entwicklung verschiedener Gattungen der Prosa.

Die höfische Dichtung erreicht im 13. Jh. auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung große Formvollendung. Das Schaffen der mittelhochdeutschen Dichter kennzeichnet das Streben nach strengem Maß und einwandfreiem Reim. Es entsteht ein besonderer literarischer Stil – der Stil der höfischen Dichtung mit einigen Abarten je nach den einzelnen Gattungen der Dichtung. Sehr beliebt werden in der Dichtung Epitheta ornantia, wie z. B. *ein kuning edel unde rich* 'ein edler und mächtiger König', *ein schæne3 magedin* 'eine schöne Jungfrau' u. a. Es entwickeln sich besondere, nur der Dichtung eigene Phraseologismen, z. B. Akkusative des Inhalts: *einen slac slagen*, *einen schu3 schie3zen* u. ä. Die Gedankenwelt der ritterlichen Versdichtung bringt in die Sprache der Dichtungen neue Lexik mit sich. Im Heldenepos sind beliebt: *degen* 'Held', *recke* 'Krieger', *wine* 'Freund', 'Geliebter', *balt* 'kühn', *snel* 'kühn', *mære* 'berühmt'; in den höfischen Epen und in der Lyrik: *minne* 'Liebe', *triuwe* 'Treue', *tugent* 'Tugend', *dîu mâ3e* 'die Mäßigkeit', 'das ritterliche Benehmen', *hövesch* 'höfisch', 'mit guten Manieren'; die Wörter, die das ritterliche Standesleben und die ritterliche Kultur widerspiegeln (darunter viele französische Entlehnungen: *turnei* 'Turnier', *castel* 'Schloss', *harnasch* 'Harnisch', *pasturele* 'Pastorale' u. a.).

Die Sprache der höfischen Dichtung ist das Produkt bewusster literarischer Formung der Sprache. Die literarische Formung ist aber zunächst hauptsächlich auf die Herausbildung eines bestimmten Kunststils und noch nicht auf die Normung und Vereinheitlichung der Sprache gerichtet. Die Dichter sind bestrebt, die auffälligsten Dialektismen, d. h. die primären Merkmale einzelner Territorialdialekte, die vor einem größeren Hörerkreis einen komischen Effekt hervorrufen und in zu krassem Widerspruch zur gebotenen

Vornehmheit der künstlerischen Form stehen konnten, zu vermeiden. Doch weisen die Literaturdenkmäler jener Zeit noch einen großen Einfluss der heimatlichen Mundart des Verfassers auf. Ihre Sprache ist also eine Übergangsform vom Territorialdialekt zur einheitlichen Literatursprache. Sie erhebt sich über den einzelnen Territorialdialekten und hat in diesem Sinne bereits übermundartlichen Charakter. Die landschaftlich bedingten Unterschiede in Lautform, Schreibung, Wortwahl und zum Teil auch in der Formenbildung der Dichtungen dieser Zeit kennzeichnen aber die Sprache dieser Dichtungen als landschaftliche (regionale) Literatursprachen.

Auch die Sprache der religiösen, rechtlichen, historischen, wissenschaftlichen und Geschäftsprosa streift die primären Merkmale von Territorialdialekten ab und strebt immer mehr dem sprachlichen Ausgleich zu.

Um die Mitte der behandelten Sprachperiode kommt auch ein erster Ansatz zu einer gemeindeutschen Literatursprache auf. Es ist das sog. klassische Mittelhochdeutsch, das sich Ende des 12. Jh. in Verbindung mit der höfischen Literatur Süd- und Mitteldeutschlands herausbildet und bis ins 14. Jh. hinein fortlebt.

Das klassische Mittelhochdeutsch der höfischen Dichtung lässt sich keiner bestimmten Sprachlandschaft zuordnen. Es weist starke überlandschaftliche Tendenzen auf, die ihren Ausdruck darin finden, dass die Dichter einerseits in der Lautform, Wortform und Wortwahl mundartliche Eigenheiten vermeiden und andererseits gern Parallelformen gebrauchen, die mit verschiedenen Sprachlandschaften verbunden sind. So stehen oft in derselben Dichtung die alemannischen *gân* 'gehen', *stân* 'stehen' und das bairische *gên*, *stên*, das süddeutsche *nach* 'nah' und das fränkische *nâ*, das bairische *het*, *hete* 'hatte' und das alemannische *hatte*, das alemannische *mahte* 'mochte' und das fränkische *mohte* nebeneinander. Beliebte sind auch paarweise verbundene territoriale lexikalische Dubletten wie *blide unde frô*, 'froh', *lützel und wenec* 'wenig', *perd inde ross* 'Pferd' u. a. Die überlandschaftlichen Tendenzen in der klassischen mittelhochdeutschen Dichtersprache wurden durch lebhaften Verkehr der Ritter über die landschaftlichen Grenzen hinweg bei Turnieren, Hoffesten, Reichstagen und auf Kriegszügen begünstigt. Sie sicherten auch den Erfolg der mündlich vorgetragenen Dichtungen an den Höfen verschiedener Fürsten, da die Dichter sich oft fern von ihrer Heimat an verschiedenen Fürstenhöfen aufhielten. So haben am Hofe des Thüringer Landgrafen in Wartburg der niederfränkische Dichter Heinrich von Veldeke und die süddeutschen Dichter Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide gelebt.

Das klassische Mittelhochdeutsch entwickelte sich auf hochdeutscher Grundlage. Die Sprache der süddeutschen Dichter Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg wurde zum Vorbild für alle Dichter dieser Epoche. Dass auch viele niederdeutsche Dichter die klassische mittelhochdeutsche Literatursprache nachahmten, verlieh ihr den Charakter einer überlandschaftlichen gemeindeutschen Literatursprache. Eine „verhochdeutsche“ Sprachform kennzeichnet zum Beispiel das Epos „Eneit“ des flämischen Dichters Heinrich von Veldeke (seine Heimatmundart ist das

niederfränkische Limburgisch). Eine „verhochdeutsche Mischsprache“, die auf den Einfluss der süddeutschen höfischen Dichtung zurückgeht, weisen auch die Dichtungen niederdeutscher und mitteldeutscher Dichter, wie Werners von Elmendorf, Albrechts von Halberstadt, Heinrichs von Morungen sowie die Prosaschriften niederdeutscher Verfasser auf.

Das klassische Mittelhochdeutsch büßte jedoch gegen Mitte des 13. Jh. seine führende Rolle ein, da die vorherrschende politische und kulturelle Stellung des schwäbisch-fränkischen Südwestens in der Geschichte Deutschlands nur von kurzer Dauer war und bald an die anderen Gebiete Deutschlands überging. Auch die ritterliche Dichtung, die die klassische mittelhochdeutsche Dichtersprache ins Leben gerufen hatte, war bereits seit der zweiten Hälfte des 13. Jh. im Niedergang begriffen und starb bis zum 14. Jh. fast gänzlich aus. An ihre Stelle trat allmählich die städtische oder bürgerliche Literatur (s. S. 150 f.), die sich durch eine volkstümlich derbe, stark mundartlich gefärbte Sprache auszeichnete.

Das klassische Mittelhochdeutsch als eine erste gemeindeutsche Sprachform hatte keine Aussichten auf dauerhaftes Fortbestehen, da es als ritterliche Dichtersprache eine Sondersprache mit sehr enger sozialer Basis und nicht weniger engem Bereich des Funktionierens war. Auch waren in jener Zeit die Kommunikationsverhältnisse für die Herausbildung einer einheitlichen gemeindeutschen Sprachform noch nicht gereift (vgl. S. 157 f). Dagegen erwiesen sich jene übermundartlichen regionalen Ausgleichsformen der Sprache, die nicht nur durch die Dichtung des 12.–13. Jh., sondern auch durch die Entwicklung verschiedener Prosagattungen gefördert waren und somit einen weiteren Bereich des Funktionierens und eine breitere soziale Basis hatten, als höchst lebensfähig. Sie mussten auch in mündlicher Form im öffentlichen Leben Anwendung gefunden haben, und nämlich als Vertragssprache der Predigt, als Verkehrssprache bei überregionalen Unternehmen wie Reichstage, Kriegszüge, Turniere, Hoffeste u. ä.

Ausgleichstendenzen ergriffen nicht nur die geschriebene Form der Sprache, sondern auch die gesprochene Sprache. Berücksichtigt man die Integrationstendenzen in den kolonialen Territorialdialekten und den Verkehrssprachen der Städte (s. S. 158), so kann man sagen, dass die Integration sich nicht nur in der geschriebenen Sprache, sondern zum Teil auch in ihrer mündlichen Gebrauchsform ankündet.

Hand in Hand mit der Entwicklung neuer Existenzformen der Sprache und mit der Erweiterung ihres Geltungsbereiches musste die Vertiefung der sozialen und funktionalen Schichtung der Sprache gehen sowie die Entfaltung ihrer Stilarten.

Die soziale Schichtung der Sprache, die bereits auch in althochdeutscher Zeit bestanden hatte, vertieft sich mit der Entwicklung neuer Existenzformen der Sprache, da Angehörige verschiedener Klassen an den einzelnen Existenzformen der Sprache verschiedenen Anteil hatten. Die Bauern beherrschten nur ihre heimische Mundart und bekamen die übermundartlichen Ausgleichsformen der Sprache nur vom Prediger, Richter und Amtsmann zu hören. Alle anderen Existenzformen der deutschen Sprache sowie das La-

tein, das noch immer internationale Sprache von Bildung, Wissenschaft und Recht war, sowie die Kenntnis lebender Fremdsprachen (vor allem des Französischen) waren ein Monopol der herrschenden Klasse, des geistlichen und weltlichen Feudaladels, und einer dünnen Oberschicht des aufkommen- den Bürgertums, wenn auch die Beherrschung verschiedener Sprachformen bzw. Sprachen je nach Bildung und gesellschaftlichem Rang auch innerhalb des Adels sehr stark variierten.

Die funktionale Schichtung der Sprache und die Entfaltung ihres Stilsystems hingen aufs engste mit der Entwicklung der Dichtung und verschiedener Prosagattungen zusammen. Im mittelhochdeutschen Schrifttum spiegeln sich der dichterische Stil, die höfische Kunstsprache (s. S. 159), der aufkommende rednerische Stil sowie die Funktionalstile der Amts- und Wissenschaftssprache ab. Es entwickeln sich die entsprechende Terminologie, beliebte Redewendungen und Formeln.

Die wachsende Arbeitsteilung und das Aufblühen des städtischen Handwerks mussten die Entwicklung der Berufslexik und der Berufssprachen fördern, doch gibt die schriftliche Überlieferung der mittelhochdeutschen Zeit leider noch keinen genügenden Aufschluss darüber.

DER WORTSCHATZ

§ 73. Die Bereicherung des Wortschatzes in der mittelhochdeutschen Zeit

Die Erweiterung der Gebrauchssphäre der deutschen Sprache in der mittelhochdeutschen Zeit, das Aufblühen der höfischen Dichtung und der sie später ablösenden bürgerlichen Literatur sowie die zahlreichen Denkmäler der nichtdichterischen Prosa geben einen Einblick in die Entwicklung verschiedener Schichten des Wortschatzes in der mittelhochdeutschen Zeit.

Selbstverständlich spiegeln die schöngeistige Literatur und die nichtliterarische Prosa die Entwicklung des Wortschatzes der mittelhochdeutschen Zeit nur unvollständig wider. Jedoch sind auch an diesen Zeugnissen die intensive Bereicherung des Wortschatzes im engen Zusammenhang mit der Entwicklung der Kultur, Literatur, Geldwirtschaft, Handel, Gewerbe, den politischen und Kulturströmungen im Lande und nicht zuletzt dem Wandel der Sitten und Anschauungen deutlich zu erkennen.

Wandel im Bestand des Wortschatzes. Wie zu allen Zeiten schwindet ein Teil des alten Wortgutes aus dem Gebrauch. Die veraltenden Wörter werden durch jüngere Wörter verdrängt. So zum Beispiel wird das ahd. *aro* 'Adler' bereits seit dem 12. Jh. durch das mhd. *adel-are* (> *Adler*) verdrängt (es bleibt nur in den Zusammensetzungen *Fischaar*, *Hühneraar* erhalten); das ahd. *tult* 'Kirchenfest' wird durch das ahd. *fīra*, mhd. *vīre* 'Feier' und durch das mhd. *vest* 'Fest' (aus dem lat. Adj. *festus*) verdrängt, das ahd. *kuningstuol* 'Königsthron', 'Thron' weicht im 13. Jh. dem aus dem Franzö-

sischen entlehnten mhd. *thrôn**, das unbestimmte Pronomen *sum* 'irgendein' weicht dem Pronomen *ein*.

Im Laufe des mittelhochdeutschen Zeitalters veralten nach und nach und werden bis zum Ausgang dieser Periode oder zum Teil schon in der frühneuhochdeutschen Zeit durch andere Wörter ersetzt: ahd. *gomo*, mhd. *gome* durch mhd. *man*, nhd. *Mann*; ahd. *diot*, mhd. *diet* durch ahd. *folk*, mhd. *volc*, nhd. *Volk*; ahd., mhd. *barn* durch ahd. *kind*, mhd. *kint*, nhd. *Kind*; ahd., mhd. *wuoft* durch ahd. *claga*, mhd. *klage*, nhd. *Klage* 'Wehklage'.

Bedeutungsentwicklung. Viele Wörter ändern ihre Bedeutung. So bedeutete zum Beispiel ahd. *hel*, mhd. *hell* zuerst nur 'tönend', 'hallend', im Mittelhochdeutschen entwickelt sich auch die Bedeutung 'licht', 'glänzend'; ahd. *edili*, mhd. *edele* bedeutete zuerst 'von adliger Abstammung', seit dem 13. Jh. bei den bürgerlichen Dichtern (zuerst bei Gottfried von Straßburg) wird es zur Bezeichnung einer geistigen Eigenschaft; ahd. *lih* bedeutete zuerst 'Leib', 'Fleisch', im Mittelhochdeutschen entwickelt sich als zweite Bedeutung 'Leichnam', die nach und nach allein herrschend wird; ahd., mhd. *hōchgezît* 'Fest', 'Hochzeit' wird seit dem 13. Jh. nur in der zweiten Bedeutung gebraucht, während das ahd. *brútlouft* 'Hochzeit' gänzlich aus dem Gebrauch kommt. Das Adverb ahd. *sêro* mhd. *sêre* (nhd. *sehr*) bedeutete zuerst 'schmerzlich', 'mit Schmerzen', aber im Mittelhochdeutschen wurde es zur Bezeichnung der Intensität (vgl. nhd. *sehr*). Bedeutungswandel erfahren im Laufe der mittelhochdeutschen Zeit auch die Wörter ahd. *wîb*, mhd. *wîp*; ahd. *frouwa*, mhd. *vrouwe*; ahd. *jungfrouwa*, mhd. *juncfrouwe*; ahd. *magad*, mhd. *maget*. Ahd. *wîb* 'Weib' war eine Geschlechtsbezeichnung, dagegen ahd. *frouwa*, mhd. *vrouwe* 'Edelfrau', 'Edeldame' eine Standesbezeichnung. Das Wort mhd. *wîp* erfährt im 13. Jh. eine starke soziale und ethische Abwertung. Das Wort mhd. *frouwe* bewahrt die Bedeutung 'Edeldame' etwa bis zum 14. Jh., wird aber dann unter dem Einfluss der Sprache der Bürgerlichen zur Geschlechtsbezeichnung 'Frau'; in den Vordergrund tritt auch die Bedeutung 'Ehefrau' im Gegensatz zu mhd. *juncfrouwe*, deren Bedeutung sich um diese Zeit auch gewandelt hatte. Mhd. *juncvrouwe* war gleich dem mhd. *vrouwe* zuerst Standesbezeichnung, also 'junge Edeldame', und Synonym zu ahd. *magad*, mhd. *maget* 'junges Mädchen'. Seit dem 14. Jh. tritt beim Wort *juncvrouwe* die Bedeutung der Jungfräulichkeit, der Ehelosigkeit in den Vordergrund (vermutlich wegen der Anwendung dieses Wortes auf die Mutter Gottes); dagegen sinkt mhd. *maget* allmählich zu 'Dienstmagd' herab.

Landschaftliche Unterschiede im Wortschatz. Da die Territorialdialekte auch in dieser Epoche die wichtigste Existenzform der deutschen Sprache bleiben, spiegelt sich die mundartliche und landschaftliche Scheidung der Lexik auch in den Schriftdenkmälern wider. Kennzeichnend für den Süden sind zum Beispiel die Wörter *samstag* 'Sonntag', *zistag* 'Donnerstag', *losen* 'zuhören', *lügen* 'schauen'. In den Schriftdenkmälern, die verschiedene landschaftliche Varianten der Literatursprache vertreten, konkurrieren solche territoriale Dubletten wie obd. *zwagen* – nd., md. *waschen*; obd. *bidmen* – nd., md. *beben*; obd. *zähre* – nd. *trane*, *trene* 'Träne', obd. *haff* – nd.,

md. *pot* – ostmd. *topf* Topf. Durch Ausstrahlung aus den einzelnen Sprachlandschaften verbreitet sich eine Reihe von Wörtern aus dem Norden nach dem Süden und umgekehrt. Aus dem hochdeutschen Sprachraum verbreiten sich in das niederdeutsche Gebiet die Wörter *kacheloven* 'Kachelofen', *wāgen* 'Wagen', *weigeren* 'weigern', *kerze* 'Kerze'. Aus dem Mittelniederländischen verbreiteten sich rheinaufwärts in das hochdeutsche Sprachgebiet mhd. *wāpen* für *wāfen* 'Waffe', *blide* 'froh', *glük* 'Glück', *ûre* 'Uhr' (aus dem afr. *øre*, lat. *hōra*). Aus dem niederdeutschen Sprachraum kamen ins Hochdeutsche im 12. Jh. *helt* 'held' (ahd. *helid*), *clêt* 'Kleid', *gris* 'Greis', *hager* 'hager' u. a. m.

Entwicklung der abstrakten Lexik. Verschiedene Gattungen des Schrifttums leisten ihren Beitrag zur Entwicklung und Bereicherung des mittelhochdeutschen Wortschatzes.

Große Bedeutung für die Entwicklung der abstrakten Lexik durch Ableitung, Zusammensetzung und durch Bedeutungswandel hatten die philosophischen Schriften der Mystiker im 12.–14. Jh. (vgl. S. 151). Im Mittelpunkt ihres Schrifttums stand die Schilderung seelischer Erlebnisse, des unmittelbaren persönlichen Verkehrs des inneren Ich mit der Gottheit. Aus dem Bestreben heraus, jenen Erlebnissen Ausdruck zu geben, erwuchs eine reiche Wortschöpfung. Ihnen verdankt die deutsche Sprache die Wörter *begreifen*, *Eigenschaft*, *Verständnis*, *Eindruck*, *Einfluss*, *Einkehr*, *Zufall*, *einleuchten*, *einsehen*, *eigentlich*, *gelassen*, *bildlich*, *Einbildung*, *unaussprechlich*, *grundlos* u. a. m.

In ihrer wortschöpferischen Tätigkeit bedienten sich die Mystiker ausgiebig der neuen Suffixe, die bereits im Althochdeutschen bei der Bildung der Abstrakta Verbreitung gefunden hatten (vgl. S. 81 f.). Sehr zahlreich sind in ihren Schriften Bildungen auf *-heit*, *-nis*, *-unge*. Die Verbreitung der durch Ableitung gebildeten Abstrakta in den Schriften der Mystiker veranschaulichen folgende Zahlen: Auf dem gleichen Textraum finden sich bei der Mystikerin Mechthild von Magdeburg (s. S. 149) 156 Bildungen auf *-heit*-, *-(lich)keit* gegenüber nur 38 bei dem Verfasser der Ritterromane Hartmann von Aue; 74 auf *-unge*, bei Hartmann nur 4; 19 auf *-nisse*, bei Hartmann keine. Durch zahlreiche Ableitungen mit Hilfe der genannten Suffixe wurden die neuen Wortbildungsmodelle sehr stark aktiviert. Sie wurden zu den produktivsten Wortbildungsmitteln.

In den Schriften der Mystiker entwickeln sich auch neue Wortbildungsmittel, die im Althochdeutschen noch keine Rolle spielen. Sehr häufig werden Substantivierungen von Adjektiven und Infinitiven, z. B. *da3 al*, *da3 hœhste*; *ein minnen*, *da3 queln* u. a.

Die Tendenz zur Bereicherung des deutschen Wortschatzes durch Neuschöpfungen zahlreicher philosophischer Termini und abstrakter Wörter, die bereits für das Althochdeutsche kennzeichnend war (vgl. S. 80 f.), wird also im Mittelhochdeutschen noch stärker.

Wortschatz der höfischen Dichtung und des Heldenepos. Eine andere Wortwahl und andere Entwicklungstendenzen kennzeichnen die höfische Dichtung und das Heldenepos des 12.–13. Jh.

Vor allem leben im Heldenepos viele bereits veraltende Wörter aus dem Bereich der altgermanischen epischen Dichtung wieder auf. Vgl. *degen* 'junger Krieger', 'Held', *recke* 'Recke', *wigant* 'Kämpfer', 'Held', *wine* 'Freund', 'Geliebter', *vriedel* 'Geliebte', *bouc* 'Ring', *brünne* 'Brustharnisch', *gêr* 'Wurfspeer', *wîc* 'Kampf', *elen* 'Kraft', *urliuge* 'Krieg', *schaft* 'Speer', *wal* 'Schlachtfeld', *künne* 'Geschlecht', *balt* 'kühn', *gemeit* 'fröhlich', *küene* 'kühn', *mære* 'berühmt', *snel* 'tapfer' u. a.

Die höfische Dichtung, die sich unter dem Einfluss der französischen ritterlichen Kultur und Literatur entwickelte, vermied diese Wörter, dafür aber ist sie durch eine starke Einwirkung der französischen Sprache gekennzeichnet. Während die religiös-philosophischen Schriften fast völlig frei von entlehntem Wortgut sind und ihr Wortschatz sich aus heimischem Stoff entwickelt, enthalten die höfischen Epen eine Fülle von Wörtern, die in das Deutsche aus dem Französischen entlehnt werden und verschiedene Seiten des ritterlichen Lebens widerspiegeln.

1) Turniere und ritterliche Bewaffnung: *turnei* 'Turnier' (< afr. *tornei*), *âventiure* 'Abenteuer', *tjoste* 'Zweikampf zu Pferde', *lanze* 'Lanze', *panzier* 'Panzer', *banier* 'Banner'; *turnieren* 'am Turnier teilnehmen';

2) das höfische Leben: *kastel* 'Schloss', *palas* 'Saalbau', *schevalier* 'Ritter', *kumpânîe* 'Gesellschaft', *massenîe* 'ritterliche Gesellschaft', *garzûn* 'Knappe', *koppel*, *kuppel* 'Hundeschar'; *parlieren* 'sprechen', *fetieren* 'feiern'; *kurteis* 'höflich', 'mit guten Manieren', *prislich* 'lobenswert', *fin* 'fein';

3) Musik, Dichtung, Tanz: *rîm* 'Verszelle', *vloite* 'Flöte', *reige* 'Tanz im Freien', 'Reigen', *schanzûn* 'Lied', *note* 'Note', *melodie* 'Melodie', *pasturele* 'Pastorale';

4) Kleidung: *stival* 'Stiefel' (< afr. *estival*), *schapel* 'weiblicher Kopfschmuck' (< afr. *chapel*);

5) höfische Sitten: *amûr* 'Liebe', *amie* 'Geliebte' *amîs* 'Geliebter';

6) Höflichkeitsformeln: *adé* 'adieu', 'lebe wohl' (< afr. *adieu*), *merzi* 'danke' (< afr. *mercî*), *granmerzi* 'vielen Dank' (< afr. *grand merci*).

Auf französischen Einfluss geht auch die Verbreitung des Ihrzens neben dem Duzen (zuerst in den Ritterkreisen, dann aber immer allgemeiner) zurück.

Zahlreich sind auch Lehnübersetzungen: *ritter* 'Ritter' nach dem afr. *chevalier*, *dörper* 'Dörfler' nach dem afr. *vilain*, *hövesch* 'höfisch', 'von höfischem Benehmen', *hövescheit* 'höfliches Benehmen'.

Die ritterlichen Entlehnungen wurden natürlich außer der höfischen Dichtung nur in der Sprache der Adeligen gebraucht. Viele von ihnen verschwinden später mit dem Rückgang der ritterlichen Kultur. Doch ein Teil davon bleibt bis heute erhalten und bildet einen organischen Teil des deutschen Wortschatzes, vgl. *Reim*, *Note*, *Melodie*, *Pastorale*, *Banner*, *Lanze*, *Panzer*, *Palast*, *Preis*, *preisen*, *Stiefel*, *fein*, *falsch* u. a.

Viele Wörter waren schon in der mittelhochdeutschen Zeit eingedeutscht, z. B. mhd. *prîsen* 'preisen' (< afr. *priser*), mhd. *prîeven* 'prüfen', Prät. *pruofia* (< afr. *prover*), mhd. *franzoisisch* 'französisch' (< afr. *franzois*), *tanzen* 'tanzen' (< afr. *danser*).

Zusammen mit den Lehnwörtern sind in die deutsche Sprache einige Wortbildungsmittel eingegangen. Das sind: das Verbalsuffix *-ier* (aus der altfranzösischen Infinitivendung *-ier*), z. B. mhd. *loschieren* 'wohnen' (< afr. *logier*), *parlieren* 'sprechen', *fetieren* 'feiern'; später auch in deutschen Wörtern, z. B. *buchstabieren*, *halbieren*, *hausieren* u. a.; das Suffix *-ie*, z. B. mhd. *melodie* 'Melodie', *vilanie* 'unhöfisches Benehmen', auch in deutschen Wörtern, z. B. *zouberie* 'Zauberei', *jegerie* 'Jägerei'.

Die Einwirkung des Französischen ging am Oberrhein von Lothringen über Elsass, am Mittelrhein von Metz, Toul, Verdun über Trier, am Niederrhein von der Pikardie über das flämische (niederfränkische) Gebiet aus; über Flandern und Brabant, wo die höfische Dichtung und höfische Sitten aufgeblüht waren.

Entwicklung der terminologischen Schicht im Wortschatz. Mit der Entwicklung der Geschäftssprache, vor allem der Rechts- und Kanzleisprache sowie der Anfänge der wissenschaftlichen Prosa beginnt die Herausbildung einer terminologischen Schicht im deutschen Wortschatz, die zu einem der Kennzeichen entsprechender funktionaler Stile wird. Die Entwicklung der Rechts- und Kanzleisprache ruft zum Beispiel folgende Wörter ins Leben: die Substantive *urkunde*, *brief* 'Dokument', *ingesiegel* 'Siegel', *juriste* 'Rechtsgelehrter' (< mlat. *jurista*), *kanzellarie*, *kanzelie*, *kanzeley* 'Kanzlei', *advocat*, *advocatus* 'Rechtsanwalt', *notar* 'Notar', *rat* 'Rat', *ratliute* 'Ratsherren', *scheffe* 'Schöffe', *heimlihare* 'Sekretär' (< mlat. *secretarius*), *burger* 'Bürger', *erbe* 'das Erbe', *farende guot* 'fahrende Habe', *bekennnisse* 'Bekennnis', *gerüefte* 'Anklageschrei'; die Verben: *rihten*, *urteilen* 'richten', *beschirmen* 'verteidigen', *aufschieben* 'an eine höhere Instanz appellieren', *überzeugen* 'durch Zeugen überführen', *kunt tun* 'kund machen', *übereinkomen* 'übereinkommen'; die Adjektive: *echt* 'gesetzlich', *fähig* 'zum Empfang (eines Erbes u. ähnl.) berechtigt'; die neuen Präpositionen: *kraft*, *in maßen*, *mittels*, *von...wegen*, *wegen*.

Die gelehrte Prosa verwendet solche Bezeichnungen der Wissenschaften und Künste wie *grammatica* 'Grammatik', *dialectica* 'Dialektik', *rhetorica* 'Rhetorik', *arimetica* 'Arithmetik', *geometrie* 'Geometrie', *musica* 'Musik', *astronomie* 'Astronomie', *physica* 'Physik', viele Termini aus dem Bereich der Medizin: *hospitäl* 'Spital' (< mlat. *hospitale*), *puls* 'Puls' (< mlat. *pulsus*), *klistër*, *klistier* 'Klistier' (< mlat. *clysterium*), *korper*, *körper* 'Körper' (< mlat. *corpus*, *corporis*), *apotêke* 'Apotheke', *baldriân* 'Baldrian'.

Entwicklung der Berufslexik. In den Schriftdenkmälern verschiedener Gattungen ist auch die Berufslexik, wenn auch unvollständig, vertreten. Mit der Entwicklung des Handels sind zum Beispiel solche Wörter entstanden: obd. *koufmanschaz* 'Ware', das seit dem 13. Jh. durch das mnl. *ware*, md. *ware* 'Gewahrsam', 'was man in Gewahrsam hat', 'Ware' verdrängt wird, mnl. *hantêren* 'Handel treiben' (vgl. nhd. *hantieren*); dem hanseischen Handel entstammen die Wörter *stapel* 'Stapel', *fracht* 'Fracht', *kôpfarer* 'Kaufahrteischiff'; aus dem Italienischen kommen über das Oberdeutsche: *netto* 'netto', *gant* 'Versteigerung', *bank* 'Bank', *konto* 'Konto' u. a.

Mit der Entwicklung der Gewerbe kommen die Wörter auf: *tagewürke* 'Tagelöhner', *schuosuter* 'Schuster', *arzat* 'Arzt', *antwerker* 'Handwerker', *beker* 'Bäcker', *bakster* 'Bäckerin', *obster* 'Obstmann', *gartner* 'Gärtner', *goldschmiede* 'Goldschmied'.

Zur Seemannssprache gehören die Wörter: *mazgenōse* 'Matrose' (buchstäbl. 'Speisegenosse'), mnl. *būse* 'Boot zum Heringsfang', mnl. *bôt*. 'Boot' u. a.

DAS PHONOLOGISCHE SYSTEM DES MITTELHOCHDEUTSCHEN

§ 74. Die Abschwächung der unbetonten Vokale

Die langen und kurzen Vokalphoneme *ā, ō, ū, ē, ī; a, o, u, e, i* sind im Mittelhochdeutschen in unbetonter Stellung zu *e* [ə] abgeschwächt oder gänzlich geschwunden.

a) Abschwächung der Vokale

ahd. *tagā*, -*a* > mhd. *tage* 'Tage'

ahd. *gesti* > mhd. *geste* 'Gäste'

ahd. *nāmum* > mhd. *nāmen* '(wir) nahmen'

ahd. *gibirgi* > mhd. *gebirge* 'Gebirge'

b) Schwund der Vokale am Wortende (Apokope) oder in der Wortmitte (Synkope)

ahd. *grōzīro* > mhd. *græzer* 'größer'

ahd. *hērisōn* > mhd. *hersen* 'herrschen'

ahd. *gināda* > mhd. *g(e)nāde* 'Gnade'

Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Abschwächung der Vokale und dem Charakter der Wortbetonung. In den Sprachen mit beweglicher Wortbetonung verlagert sich die Betonung in verschiedenen Wortformen von einer Silbe auf die andere, was alle Vokale im Wort vor Abschwächung und Wandel schützt. Die germanische Akzentverlagerung auf die Stammsilbe (vgl. S. 48), deren Folge der beständige starke Atemdruck auf einer Silbe und die beständige unbetonte Stellung anderer Silben im Wort sind, begünstigte eine verschiedenartige Entwicklung der Vokale in betonten und in unbetonten Silben und bildete die Voraussetzung für die Abschwächung der Vokale in unbetonten Silben.

Die Abschwächung der Vokale in unbetonter Stellung vollzog sich in allen Epochen deutscher Sprachgeschichte. Die unbetonte Stellung im Wort war eine der Voraussetzungen für den Schwund der meisten stammbildenden Suffixe der Substantive in der vorliterarischen Zeit, z. B. germ. **dagaz* – ahd. *tag* (vgl. S. 87 f.). Die Abschwächung der unbetonten Vokale ist auch in der althochdeutschen Zeit zu beobachten, z. B. die Kürzung der Vokaldauer: ahd. N. Pl. *tagā* und auch schon *taga*, woraus mhd. *tage*; es beginnt auch der Wandel unbetonter kurzer Vokale zu [ə]: ahd. *wintar* und auch schon

winter, ahd. G. Sg. *hanin* und auch schon *hanen*; sehr häufig sind im Althochdeutschen die Zwischenstufen der Abschwächung: *u – o – e* [ə] zu treffen: ahd. *tagum* und *tagom*, *tagon*, woraus mhd. *tagen*.

Die Abschwächung der Vokale vollzieht sich auch in der neuhochdeutschen Zeit. So haben im Mittelhochdeutschen die Substantive der starken Deklination im D. Sg. noch regelmäßig ein *-e*: *tage*, *worte*. In der deutschen Gegenwartssprache wird diese Endung fakultativ: *dem Tag(e)*, *dem Wort(e)*. Dasselbe Schicksal hat die Flexion des G. Sg. *-(e)s*.

Ein Wendepunkt in der Geschichte der Abschwächung der Vokale ist der Ausgang des althochdeutschen Zeitalters. Bis zum 10.–11. Jh. gibt es im Deutschen trotz der Wirkung der Abschwächung keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem phonologischen Bestand der betonten und der unbetonten Phoneme im Wort. Sowohl in dem betonten Morphem, als auch in den unbetonten Morphemen konnte ein beliebiger kurzer oder langer Vokal erscheinen, z. B. ahd. *sunu*, *tagā*, *-a*, *gesti*, *snéo*, *zunga*, *zungūn*, *nemamēs*, *habēn*, u. a. Die Anhäufung der Abschwächungsakte gegen das Ende der althochdeutschen Sprachperiode bewirkte es aber, dass in den ersten mittelhochdeutschen Sprachdenkmälern alle Vokale in unbetonten Morphemen zu [ə] gewandelt oder gänzlich geschwunden waren.

Den alten phonologischen Bestand bewahren die betonten, den Hauptton oder den Nebenton tragenden Morpheme, das heißt: a) Wurzelmorpheme, z. B. *jār* 'Jahr', *bluome* 'Blume'; b) betonte Ableitungspräfixe, z. B. *antlaȝ* 'Sündenvergebung', *imbiȝ* 'Imbiss', *urteil* 'Urteil'; c) zweite Komponenten zusammengesetzter Wörter, z. B. *buochstab* 'Buchstabe', *juncvrouwe* 'Jungfrau', 'Jungfer'; d) Ableitungssuffixe, z. B. *armuot* 'Armut', *kūnegin* 'Königin', *lobelih* 'lobenswert', 'ruhmreich'.

Infolge der Abschwächung der Vokale in unbetonten Silben entstand im Mittelhochdeutschen der Gegensatz zwischen dem phonologischen Bestand betonter und unbetonter Morpheme, der auch die deutsche Gegenwartssprache kennzeichnet, z. B. ahd. *tagā*, *-a* > mhd. *tage* 'Tage'; ahd. *gesti* > mhd. *geste* 'Gäste'; ahd. *zunga* > mhd. *zunge* 'Zunge'; ahd. D. Pl. *zungūn* > mhd. *zungen*; ahd. *habēn* > mhd. *haben* 'haben'; ahd. *nemamēs* > mhd. *nemen* '(wir) nehmen'; ahd. *snéo* > mhd. *snē* 'Schnee'; ahd. *sunu*, *sun* > mhd. *sun* 'Sohn'.

§ 75. Die weitere Entwicklung des Umlauts. Neue Vokalphoneme

Die Phonologisierung des Umlauts. Neue Vokalphoneme. Die Varianten der Vokalphoneme, die im Althochdeutschen unter dem Einfluss des *-i-* (*-j-*)-Umlauts entstanden waren (s. S. 70), übernahmen in der mittelhochdeutschen Zeit in Verbindung mit der Abschwächung des *i* zu *e* [ə] in den Endsilben, d. h. in der Flexion, eine sinnunterscheidende Funktion und wurden deswegen phonologisiert.

Als Beispiel soll die Pluralbildung bei den Substantiven der *i*-Deklination dienen: ahd. *gast* – *gesti* > mhd. *geste*; ahd. *korb* – *korbi* > mhd. *körbe*. Während im Althochdeutschen die Hauptrolle bei der Bildung dieser For-

men dem -i- zukam, gehört sie im Mittelhochdeutschen schon dem Umlaut. Sie verhütet auch die Homonymie von N. A. Pl. und D. Sg.:

ahd. N. Sg. *korb* – D. Sg. *korbe* – N. A. Pl. *korbi*

mhd. N. Sg. *korb* – D. Sg. *korbe* – N. A. Pl. *körbe*

Die neuen Vokalphoneme des Mittelhochdeutschen sind folgende:

1) Kurze Vokale

ä – der Sekundärumlaut des kurzen *a* (offener als das *e*, vgl. S. 71): *mähtec* 'mächtig' (ahd. *mahtig*), *ärze* 'Erz' (ahd. *aruzi*, *arizi*, *ariz*);

ö – Umlaut des kurzen *o*: *öl* 'Öl' (ahd. *olei*, *oli*), *möchte* (ahd. *mohti*);

ü – Umlaut des kurzen *u*: *küene* 'König' (ahd. *kuning*, *kunig*), *gürtel* 'Gürtel' (ahd. *gurtil*);

2) Lange Vokale

æ – Umlaut des *â*: *mære* 'Erzählung', 'Sage' (ahd. *mari*, nhd. *Mär*, *Märchen*), *kæse* 'Käse' (ahd. *chasi*, *case*);

œ – Umlaut des *ô*: *schæne* 'schön' (ahd. *skôni*), *hæhe* 'Höhe' (ahd. *hôhi*);

3) Diphthonge

ou, eu – Umlaut des Diphthongs *ou*: *troumen* 'träumen' (ahd. *troumen* < **troumjan* zu *troum* 'Traum'), *vröude* 'Freude' (ahd. *frawida*, *frewida*, *frowida*);

üe – Umlaut des Diphthongs *uo*: *güete* 'Güte' (ahd. *guoti*), *süeze* 'süß' (ahd. *suozî*).

Die Entwicklung des Umlauts zur inneren Flexion. Auf Grund des Umlauts entwickelte sich in den Wortformen vieler Wörter ein Wechsel der Vokalphoneme, der zu einem verbreiteten Mittel der Formenbildung, d. i. zur inneren Flexion wurde:

1) als Kennzeichen des Plurals

ahd. *gast* – Pl. *gesti* 'Gäste'; *kraft* – Pl. – *krefti* 'Kräfte'; *lamb* – Pl. *lambir* 'Lämmer', entsprechend mhd. *gast* – *geste*, *kraft* – *krefte*, *lamb* – *lember*;

2) als Kennzeichen der Steigerungsformen des Adjektivs

ahd. *alt* 'alt' – Komp. *eltiro* – Superl. *eltisto*

mhd. *alt* – *elter* – *eltest*;

3) als Kennzeichen des Präteritums Konjunktiv

ahd. *helfan* 'helfen' – 1. P. Sg. Prät. Konj. *hulfi* '(ich) helfe, hülfe'

mhd. *helfen* – *hülfe*;

4) als Kennzeichen der 2. und 3. P. Sg. Präs. der starken Verben

ahd. *faran* 'fahren' – 2. P. Sg. Präs. *feris(t)* '(du) fährst' – 3. P. Sg. Präs. *ferit* '(er) fährt'

mhd. *faren* – 2. P. Sg. Präs. *ferest* – 3. P. Sg. Präs. *feret*.

Der Umlaut bekam auch große Verbreitung in der Wortbildung:
mhd. *kraft* 'Kraft' – *kreftic* 'kräftig'

mhd. *adel* 'Adel' – *edele* 'edel' (ahd. *adili*)
 mhd. *hoch* 'hoch' – *hæhe* 'Höhe' (ahd. *hōhi*)
 mhd. *jâmer* 'Jammer' – *jæmerliche* 'jämmerlich'
 mhd. *hof* 'Hof' – *hövesch* 'höfisch' 'wohlerzogen'
 mhd. *jagen* 'jagen' – *jeger(e)* 'Jäger'
 mhd. *gruoȝ* 'Gruß' – *begrüezen* 'begrüßen'
 mhd. *fallen* 'fallen' – *fellen* 'fällen'.

§ 76. Die Entwicklung des Phonems [ʃ]

Das Althochdeutsche besaß kein [ʃ]. Die Entwicklung dieses Phonems beginnt im 11. Jh. aus der Konsonantenverbindung *sk*. Seit dieser Zeit erscheint die Schreibung *sch*, die im 12. Jh. allgemeine Verbreitung bekommt:

ahd. *skīnan* 'scheinen' > mhd. *schīnen*
 ahd. *skōni* 'schön' > mhd. *schæne*
 ahd. *skuld*, *sculd* 'Schuld' > mhd. *schuld*

Die Schreibung *sch* legt die Annahme nahe, dass der Laut *k* zuerst dem vorausgehenden *s* assimiliert wurde, um dann später mit ihm zu verschmelzen: *sk*: > *sch* > [ʃ].

Ein ähnlicher Lautwandel fand auch im Englischen statt. Vgl.:

ahd. *skif* > nhd. *Schiff*; ae. *scip* > e. *ship*;
 ahd. *fisk* > nhd. *Fisch*; ae. *fisc* > e. *fish*.

Seit dem 13. Jh. wird [s] zu [ʃ] im Wortanlaut vor *l*, *m*, *n*, *w*. Für die Bezeichnung des [ʃ] wurde die bereits vorhandene Schreibung *sch* benutzt:

ahd. *slāfan*, mhd. *slāfen* > nhd. *schlafen*
 ahd. *smerzo*, mhd. *smerze* > nhd. *Schmerz*
 ahd. *snêo*, mhd. *snê* > nhd. *Schnee*
 ahd. *swarz*, mhd. *swarz* > nhd. *schwarz*.

In einigen Wörtern wird auch *rs* zu *rsch*:

ahd. *kirsa*, mhd. *kirse* > nhd. *Kirsche*
 ahd. *hêrisôn*, mhd. *hêrsen* > nhd. *herrschen*.

Etwas später entwickelt sich das [ʃ] auch vor *p* und *t*, obwohl es in der Schreibung unbezeichnet blieb:

ahd. *spâti*, mhd. *spæte* > nhd. *spät* [ʃ]
 ahd. *starc*, mhd. *starc* > nhd. *stark* [ʃ]

§ 77. Die weitere Ausdehnung der zweiten Lautverschiebung

Das Vordringen der zweiten Lautverschiebung in den mitteldeutschen Sprachraum dauerte im mittelhochdeutschen Zeitalter an. Am Rhein, d. h. im Fränkischen, bildeten sich in dieser Zeit die heutigen Grenzlinien für die einzelnen Erscheinungen der zweiten Lautverschiebung heraus.

Die Grenzen der zweiten Lautverschiebung erweiterten sich auch in den ostmitteldeutschen Sprachraum (vgl. S. 216). Das Ostmitteldeutsche hatte *machen, ich, dorf, helfen, daȝ, dohter, pfundlfund, appel*.

Das niederdeutsche Gebiet ist nach wie vor von der zweiten Lautverschiebung ausgeschlossen. Es heißt hier *maken, ik, dorp, helpen, dat, dohter, pund, appel*.

Das Vordringen der zweiten Lautverschiebung dauert auch in der frühneuhochdeutschen Periode an (s. S. 216).

§ 78. Sonstige Wandlungen der konsonantischen Phoneme

1. Entwicklung des Phonems [z]. Um die Mitte des 13. Jh. wird *s* im Wortanlaut und im Inlaut vor Vokalen stimmhaft: [s] > [z], ohne dass diese Wandlung besonderen Ausdruck in der Schreibung findet:

ahd. [s] *sîn*, mhd. *sîn* > nhd. *sein* [z]

ahd. [s] *lesan*, mhd. *lesen* > nhd. *lesen* [z]

2. Wandel des Halbvokals w [u]. Im Althochdeutschen und zu Beginn des Mittelhochdeutschen war *w* ein bilabialer Halbvokal, was die Formen ahd. *sêo* 'See', G. *sêwes*, mhd. *sê*, G. *sêwes* bezeugen (der Halbvokal *w* wird im Wortaustlaut vokalisiert). Im 13. Jh. entwickelt er sich zum labiodentalen stimmhaften Geräuschlaut.

§ 79. Querschnitt durch das phonologische System des Mittelhochdeutschen

Vokalphoneme

Kurze Vokale: a, ě, e, ä, i, o, ö, u, ü;

Lange Vokale: ā, ē, æ, î, ô, œ, û, iu [y:];

Diphthonge: ei, ou, ie, öu (eu), üe.

Die neuen Vokalphoneme sind durch Fettdruck bezeichnet. Neue Vokalphoneme sind:

a) durch Phonologisierung des Umlauts entstandene neue Phoneme *ä, ö, ü, æ, œ, iu* [y:], *öu* (eu), *üe*;

b) der Diphthong *ie*, der sich im ausgehenden 10. Jh. aus den Diphthongen *ia* und *io* infolge der Abschwächung der zweiten unbetonten Komponente dieser Diphthonge entwickelte; vgl. ahd. *hiar* > *hier* 'hier', *hiaȝ* > *hieȝ* 'hieȝ', *spiagal* > *spiegel* 'Spiegel'; ahd. *tiof* > *tief* 'tief', *tior* > *tier* 'Tier', *biogan* > *biegen* 'biegen';

c) im Vokalphonem *iu* [y:] sind zwei ursprünglich verschiedene Laute zusammengefallen: ahd. *iu*, die positionsbedingte Variante des Diphthongs *io*, die im ausgehenden 10. Jh. monophthongiert wurde, z. B. ahd. *hiutu* > *hiutu* [y:] 'heute', ahd. *friunt* > *friunt* [y:] 'Freund' und das umgelautete lange *û* (auch seit dem Ende des 10. Jh. durch *iu* bezeichnet, vgl. S. 69).

Einige althochdeutsche Wörter mit positionsbedingtem Wechsel *io* – *iu* entwickelten sowohl *io* > *ie* (vgl. oben) als auch *iu* > *ie*, z. B. ahd. *tiof* > *tief* 'tief' und ahd. *tiufi* > *tiefe* 'Tiefe', ahd. *biogan* > *biegen* 'biegen' und ahd. *biugu* > *biege* '(ich) biege'.

Konsonantenphoneme				
stimmlose Explosivlaute	<i>p</i>	<i>t</i>	<i>k</i>	[k ^w]
stimmhafte Explosivlaute	<i>b</i>	<i>d</i>	<i>g</i>	
stimmlose Frikativlaute	<i>f</i>	<i>s</i>	<i>h</i>	
		[ʃ]		
stimmhafte Frikativlaute	<i>w</i>	[z]		
Affrikaten	<i>pf</i>	<i>z</i> [ʦ]		
Faringale			<i>h</i>	
Liquiden		<i>l</i>	<i>r</i>	
Nasale		<i>m</i>	<i>n</i>	

Die neuen Konsonantenphoneme sind [ʃ], [z] und labiodentales *w* [v].

DIE MORPHOLOGISCHE STRUKTUR DES MITTELHOCHDEUTSCHEN

§ 80. Die Deklination der Substantive

Infolge der Abschwächung der unbetonten Vokale vereinfacht sich die Kasusflexion der Substantive. Sie wird zu Beginn der mittelhochdeutschen Sprachperiode auf vier Endungen reduziert, die in allen Kasusformen und in allen Deklinationstypen in verschiedenen Kombinationen vorkommen. Das sind: *-e*, *-es*, *-en*, *-er* (vgl. ahd. *tagâ*, *-a* > mhd. *tage*, ahd. *gesti* > mhd. *geste*). Zweisilbige Flexionsmorpheme werden einsilbig (vgl. ahd. *zungôno* > mhd. *zungen*, ahd. *lombiro* > mhd. *lember*).

Die Vereinfachung der Flexion fördert die Angleichung der einzelnen Deklinationstypen. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Umgruppierung der Deklinationstypen nach dem Genus der Substantive.

Das Werden der starken und schwachen Deklination der Substantive.

Bei den Maskulina und Neutra entwickelt sich bereits zu Beginn der mittelhochdeutschen Sprachperiode eine im wesentlichen einheitliche Deklination aller ehemaligen vokalischen Stämme (vgl. S. 91). In ihr treten bereits deutlich die Kennzeichen der heutigen starken Deklination hervor.

Den Gegensatz zur werdenden starken Deklination bildet die Deklination der ehemaligen *n*-Stämme – die schwache Deklination, die im Mittelhochdeutschen ebenso wie im Althochdeutschen Maskulina, Feminina und Neutra umfasst.

		Maskulina				
		<i>a</i> -Stämme	<i>ja</i> -Stämme	<i>wa</i> -Stämme	<i>i</i> -Stämme	<i>n</i> -Stämme
Sg.	N.	<i>tag</i>	<i>hirse</i>	<i>snê</i>	<i>gast</i>	<i>name</i>
	G.	<i>tages</i>	<i>hirses</i>	<i>snêwes</i>	<i>gastes</i>	<i>namen</i>
	D.	<i>tage</i>	<i>hirse</i>	<i>snêwe</i>	<i>gaste</i>	<i>namen</i>
	A.	<i>tag</i>	<i>hirse</i>	<i>snê</i>	<i>gast</i>	<i>namen</i>
Pl.	N.	<i>tage</i>	<i>hirse</i>	<i>snêwe</i>	<i>geste</i>	<i>namen</i>
	G.	<i>tage</i>	<i>hirse</i>	<i>snêwe</i>	<i>geste</i>	<i>namen</i>
	D.	<i>tagen</i>	<i>hirsen</i>	<i>snêwen</i>	<i>gesten</i>	<i>namen</i>
	A.	<i>tage</i>	<i>hirse</i>	<i>snêwe</i>	<i>geste</i>	<i>namen</i>

Die Unterschiede zwischen den ehemaligen vokalischen Stämmen sind auf wenige Resterscheinungen reduziert. Die ehemaligen *i*-Stämme unterscheiden sich von den *a*-Stämmen nur durch den Umlaut im Plural. Doch nicht alle ehemaligen *i*-Stämme können den Umlaut bekommen (vgl. mhd. *gast* – *geste* < ahd. *gesti*, doch mhd. *schrît* – *schrîte* < ahd. *scriti*, mhd. *brief* – *brieve* < ahd. *brievi*).

Die ehemaligen *ja*-Stämme unterscheiden sich von den *a*-Stämmen nur durch die Endung *-e* (<*-i*) im N. A. Sg. (*hirse*); die ehemaligen *wa*-Stämme bewahren noch ein eigentümliches Gepräge: *snê* – *snêwes*.

Bei den Neutra stehen einander ebenso die werdende starke Deklination und die *n*-Deklination, d. h. die schwache Deklination, gegenüber. Doch gehören zum zweiten Typ nur vier Wörter: *herze*, 'Herz', *ôre* 'Ohr', *ouge* 'Auge', *wange* 'Wange', so dass die starke Deklination durchaus die vorherrschende ist.

		Neutra				
		<i>a</i> -Stämme	<i>ja</i> -Stämme	<i>wa</i> -Stämme	<i>ir</i> -Stämme	<i>n</i> -Stämme
Sg.	N.	<i>wort</i>	<i>künne</i>	<i>knîe</i>	<i>lamp</i>	<i>herze</i>
	Q.	<i>wortes</i>	<i>künnes</i>	<i>kniewes</i>	<i>lambes</i>	<i>herzen</i>
	D.	<i>worte</i>	<i>künne</i>	<i>kniewe</i>	<i>lambe</i>	<i>herzen</i>
	A.	<i>wort</i>	<i>künne</i>	<i>knîe</i>	<i>lamp</i>	<i>herze</i>
Pl.	N.	<i>wort</i>	<i>künne</i>	<i>knîe</i>	<i>lember</i>	<i>herzen</i>
	G.	<i>worte</i>	<i>künne</i>	<i>kniewe</i>	<i>lember(e)</i>	<i>herzen</i>
	D.	<i>worten</i>	<i>künnen</i>	<i>kniewen</i>	<i>lember(e)n</i>	<i>herzen</i>
	A.	<i>wort</i>	<i>künne</i>	<i>knîe</i>	<i>lember</i>	<i>herzen</i>

Die Eigentümlichkeiten der ehemaligen *ja*- und *wa*-Stämme kommen auch bei den Neutra noch zum Vorschein. Die ehemaligen *ir*-Stämme bewahren in den Pluralformen noch das Suffix *-ir*. Doch sind das jetzt nur noch Unterarten einer Deklination.

Die Deklination der Feminina. Die Unifizierung der Deklination der Feminina geht langsamer als die der Maskulina und Neutra vor sich. Die Herausbildung einer einheitlichen femininen Deklination geschieht erst im 16.–17. Jh., d. h. erst in der frühneuhochdeutschen und neuhochdeutschen Zeit (s. S. 217).

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Deklinationstypen der Feminina sind noch sehr beträchtlich, obwohl die ersten Anzeichen der zukünftigen Einheitsdeklination der Feminina bereits vorhanden sind.

		Feminina		
		<i>i</i> -Stämme	<i>ô</i> -Stämme	<i>n</i> -Stämme
Sg.	N.	<i>kraft</i>	<i>zal</i> <i>gebe</i>	<i>zunge</i>
	G.	<i>krefte, kraft</i>	<i>zal</i> <i>gebe</i>	<i>zungen</i>
	D.	<i>krefte, kraft</i>	<i>zal</i> <i>gebe</i>	<i>zungen</i>
	A.	<i>kraft</i>	<i>zal</i> <i>gebe</i>	<i>zungen</i>
Pl.	N.	<i>krefte</i>	<i>zal</i> <i>gebe</i>	<i>zungen</i>
	G.	<i>krefte</i>	<i>zaln</i> <i>geben</i>	<i>zungen</i>
	D.	<i>kreften</i>	<i>zaln</i> <i>geben</i>	<i>zungen</i>
	A.	<i>krefte</i>	<i>zal</i> <i>gebe</i>	<i>zungen</i>

Das Kennzeichen der *i*-Stämme ist der Umlaut im Plural und im G. D. Sg. (mhd. *krefte* < ahd. *krefti*).

Im Singular erfolgt jedoch bereits der Ausgleich mit den anderen Feminina (vgl. N. G. D. A. Sg. *gebe*, *zal*, *kraft*), weswegen im G. D. Sg. der *i*-Stämme Parallelförmigkeiten *krefte* und *kraft*, *nächte* und *nacht* bestehen.

Bei einigen *ō*-Stämmen schwindet infolge der Abschwächung unbetonter Vokale der Endvokal. Vgl. ahd. *geba* 'Gabe', *slahta*, 'Schlacht', *zala* 'Zahl', *nadala* 'Nadel' > mhd. *gebe*, *slahte*, aber *zal*, *nadel*.

Die *n*-Stämme bewahren das Kennzeichen *-n* (ehemaliges stammbildendes Suffix).

Trotz dieser Unterschiede sind die Anzeichen der werdenden Einheitsdeklinations der Feminina schon erkennbar. Zum Kennzeichen des gesamten Singulars wird allmählich die Nullflexion; die *ō*-Stämme haben sie schon; auch die *i*-Stämme bekommen sie, da die Form *kraft* die ältere Form *krefte* aus dem G. D. Sg. immer mehr verdrängt.

§ 81. Der Gebrauch der Kasus

Der Gebrauch der Kasus im Mittelhochdeutschen stimmt im wesentlichen mit dem des Althochdeutschen überein.

Nach wie vor ist der Genitivus partitivus nach Substantiven und Verben häufig, z. B. *ein stücke brôtes* 'ein Stück Brot', *wînes ein becher* 'ein Becher Wein', *sie hete noch des geldes* 'sie hatte noch Geld', *er a3 daz brôt und tranc da zuo eines wazzers* 'er aß das Brot auf und trank Wasser dazu'.

Der Genitiv ist auch bei der Negation gebräuchlich, z. B. *hâstu niht gotelicher kraft* 'du besitzt keine göttliche Kraft'.

Sehr gebräuchlich ist der Genitiv als Objekt in Verbindung mit Verben, z. B. *er vorhte sîner manne* 'er fürchtete sich vor seinen Leuten'; *der bischof wartete der drier kunige* 'der Bischof wartete auf die drei Könige' u. a. m.

Kennzeichnend für das Mittelhochdeutsche ist auch der Genitiv als Prädikativ, z. B. *du muost des tôdes wesen* 'du mußt des Todes sein'; *ir sît hôher mære* 'ihr seid von hohem Ruf'.

Sehr ähnlich dem Althochdeutschen ist der präpositionslose adverbiale Gebrauch von Genitiv und Akkusativ, z. B. *brôtes leben* 'von Brot leben', *des nâchsten morgens* 'am nächsten Morgen', *der selben wîle* 'in dieser Weile'; *swelchen ende ich kêre* 'nach welcher Richtung ich gehe', *nu dâhte ouch alle zîte daz Guntheres wip* 'nun dachte die ganze Zeit die Frau Günthers', *nune loufet e3 die lenge niht* 'nun geht es auf die Länge (auf die Dauer) nicht' u. a.

Gänzlich verschwunden ist der Instrumentalis. Er wurde noch um die Mitte der althochdeutschen Sprachperiode durch den Dativ mit der Präposition *mit* verdrängt. Das bedeutete den endgültigen Übergang zum heutigen deutschen Vierkasus-System.

Auch der präpositionslose adverbiale Gebrauch des Dativs kam aus dem Gebrauch (vgl. den instrumentalischen Dativ ahd. *fôhem uuortum frâgên*, S. 96,

die lokalen und temporalen Dative ahd. *heime* 'in der Heimat', 'zu Hause', *unseren zîtim* 'zu unseren Zeiten' u. ä.).

§ 82. Die weitere Entwicklung des Artikels. Die Kategorie der Bestimmtheit und Unbestimmtheit

Der Anwendungsbereich des bestimmten Artikels erweiterte sich erheblich bereits im ausgehenden althochdeutschen Zeitalter. Seit Beginn der mittelhochdeutschen Zeit wird auch der unbestimmte Artikel regelmäßig gebraucht. Vgl. im „Nibelungenlied“:

Ez wuohs in Burgonden ein viel edel magedîn...si wart ein schæne wip
'Es wuchs in Burgunden eine edle Jungfrau auf...sie wurde zu einer schönen Frau'.

In disen hôhen êren troumte Kriemhilde wie si zûge einen valken 'Kriemhild sah im Traum, dass sie einen Falken aufgezogen hatte'.

Auf diese Weise entsteht seit Beginn der mittelhochdeutschen Zeit die Opposition zwischen dem Substantiv mit dem bestimmten Artikel und dem Substantiv mit dem unbestimmten Artikel, die die grammatische Kategorie der Bestimmtheit und Unbestimmtheit zu einer vollentwickelten Kategorie der Substantive prägt.

§ 83. Flexion der Adjektive

Durch Abschwächung der Endsilbenvokale nimmt das Paradigma der Adjektive bereits im Mittelhochdeutschen ihre heutige Gestalt an. Alle Endsilbenvokale werden zu *-e* [ə] abgeschwächt:

N. Sg. n. ahd. *blintaꝝ* > mhd. *blindeꝝ*, nhd. *blindes*

A. Sg. m. ahd. *blintan* > mhd., nhd. *blinden*

A. Sg. f. ahd. *blinta* > mhd., nhd. *blinde*.

Die Endungen des N. Sg. der ehemaligen *ja*-Stämme werden allmählich apokopiert:

N. Sg. m. ahd. *skôni* > mhd. *schæne* > nhd. *schön*

N. Sg. m. ahd. *snelli* 'tapfer', 'schnell' > mhd. *snelle* > nhd. *schnell*

Von zwei unbetonten Vokalen bleibt in der Flexion nur einer erhalten:

D. Sg. m., n. ahd. *blintemu* > mhd., nhd. *blindem*

G. Sg. f. ahd. *blintera* > mhd., nhd. *blinder*

G. Pl. m., n., f., ahd. *blintero* > mhd., nhd. *blinder*.

Die Suffixe des Komparativs und des Superlativs bekommen die Klangform *-er*, *-est*:

ahd. <i>-ir</i>	} > mhd. <i>-er</i>	ahd. <i>-ist</i>	} > mhd. <i>-est</i>
<i>-ôr</i>		<i>-ôst</i>	

Der Umlaut, den die Suffixe ahd. *-ir*, *-ist* bewirkten, verbreitet sich auf die meisten umlautsfähigen einsilbigen Adjektive und wird zum Kennzeichen der Steigerungsformen:

ahd.	<i>alt – eltiro – eltisto</i>
mhd.	<i>alt – elter – eltest</i>
nhd.	<i>alt – älter – ältest</i>
ahd.	<i>hōh – hōhiro – hōhisto</i>
mhd.	<i>hoch – hæher – hæhest</i>
nhd.	<i>hoch – höher – höchst</i>
ahd.	<i>jung – jungiro – jungisto</i>
mhd.	<i>jung – jünger – jüng(e)st</i>
nhd.	<i>jung – jünger – jüngst</i>

Die umlautlosen Steigerungsformen (*klar – klarer*, *stolz – stolzer*) und die schwankenden Formen (*schmal – schmaler*, *schmäler*; *dumm – dummer*, *dümmer*) gehen auf die Konkurrenz der Suffixe ahd. *-ir* und *-ôr*, *-ist* und *-öst* zurück.

Die heutige Gebrauchsnorm der starken, schwachen und flexionslosen Formen des Adjektivs ist im Mittelhochdeutschen im Werden. Im 12.–13. Jh. wird der Gebrauch der flexionslosen Form des Adjektivs im Prädikat die Regel. Der Gebrauch der schwachen Form des Adjektivs nach dem bestimmten Artikel, der sich bereits im Althochdeutschen gefestigt hatte, breitet sich im Laufe der mittelhochdeutschen Zeit auch auf Demonstrativ- und Possessivpronomen aus, so dass das Prinzip der Einflexion in der attributiven Wortgruppe zur vollen Geltung kommt. Doch schwankt der Gebrauch der starken und schwachen Deklination der Adjektive nicht nur im Mittelhochdeutschen, sondern auch im Frühneuhochdeutschen noch und wird erst im 17.–19. Jh. endgültig normalisiert. Ein eigenartiger Charakterzug des Mittelhochdeutschen ist auch der häufige Gebrauch flexionsloser Formen des Adjektivs als Attribut, z. B. mhd. *grôz jâmer* 'großer Jammer', *ein vil edel magedin* 'ein sehr edles Mädchen' u. a.

§ 84. Die Vereinfachung der Verbalflexion

Die Abschwächung des Themavokals. Die Abschwächung des Themavokals im Präsens der starken Verben und der schwachen Verben der I. Klasse begann bereits im Althochdeutschen (vgl. 2. P. Pl. *nem-et*, S. 108). Aber in den meisten Formen des Präsens erschien der Themavokal noch als selbständiges Morphem.

Im Mittelhochdeutschen wird der Themavokal überall zu *-e* [ə] abgeschwächt, bleibt aber noch ein selbständiges Morphem.

Präsens der starken Verben		
	ahd.	mhd.
Sg.	1. <i>nim-u</i>	<i>nim-e</i>
	2. <i>nim-i-s(t)</i>	<i>nim-e-st</i>
	3. <i>nim-i-t</i>	<i>nim-e-t</i>
Pl.	1. <i>nem-a-mês</i>	<i>nem-e-n</i>
	2. <i>nem-e-t</i>	<i>nem-e-t</i>
	3. <i>nem-a-nt</i>	<i>nem-e-nt</i>

In der 1. P. Sg. wird die Personalendung *-u* zu *-e* abgeschwächt.

Die Abschwächung der Suffixe der schwachen Verben. Zu Beginn der mittelhochdeutschen Zeit werden alle Suffixe der schwachen Verben zu *-e* [ə] abgeschwächt, wodurch die Unterscheidung der schwachen Verben nach den Klassen aufgehoben wird:

	ahd.	mhd.
I. Kl.	<i>teilen</i>	<i>teilen</i>
II. Kl.	<i>dionôn</i>	<i>dienen</i>
III. Kl.	<i>folgên</i>	<i>folgen</i>

Auf diese Weise verlieren die Suffixe der schwachen Verben ihre Bedeutung. Der zu *-e* [ə] abgeschwächte Vokal zwischen dem Wurzelmorphem und der Personalendung bleibt im Mittelhochdeutschen vorerst bestehen, wird aber in der Folgezeit synkopiert oder verschmilzt mit der Personalendung.

	ahd.	mhd.	nhd.
Präsens			
I. Kl. 1. Sg.	<i>teil-u</i>	<i>teil-e</i>	<i>teil-e</i>
2.	<i>teil-i-s(t)</i>	<i>teil-e-st</i>	<i>teil-st</i>
3.	<i>teil-i-t</i>	<i>teil-e-t</i>	<i>teil-t</i>
	usw.	usw.	usw.
II. Kl. Sg. 1.	<i>dion-ô-m</i>	<i>dien-e</i>	<i>dien-e</i>
2.	<i>dion-ô-s(t)</i>	<i>dion-e-st</i>	<i>dien-st</i>
3.	<i>dion-ô-t</i>	<i>dien-e-t</i>	<i>dien-t</i>
	usw.	usw.	usw.
III. Kl. Sg. 1.	<i>folg-ê-m</i>	<i>folg-e</i>	<i>folg-e</i>
2.	<i>folg-ê-s(t)</i>	<i>folg-e-st</i>	<i>folg-st</i>
3.	<i>folg-ê-t</i>	<i>folg-e-t</i>	<i>folg-t</i>
	usw.	usw.	usw.
Präteritum			
I. Kl. Sg. 1.	<i>teil-ta</i>	<i>teil-te</i>	<i>teil-te</i>
II. Kl. Sg. 1.	<i>dion-ô-ta</i>	<i>dien-e-te</i>	<i>dien-te</i>
III. Kl. Sg. 1.	<i>folg-ê-ta</i>	<i>folg-e-te</i>	<i>folg-te</i>
2. Partizip			
I. Kl.	<i>gi-teil-i-t</i>	<i>ge-teil-e-t</i>	<i>ge-teil-t</i>
II. Kl.	<i>gi-dion-ô-t</i>	<i>ge-dien-e-t</i>	<i>ge-dien-t</i>
III. Kl.	<i>gi-folg-ê-t</i>	<i>ge-folg-e-t</i>	<i>gefolg-t</i>

Vereinfachung und Ausgleich der Personalendungen. In der mittelhochdeutschen Zeit vereinfachen sich auch die Personalendungen des Verbs.

Die Vokale der Personalendungen werden zu *-e* [ə] abgeschwächt:

- Präs. 1. P. Sg. ahd. *far-u* > mhd. *far-e*
 Prät. 1. P. Pl. ahd. *fuor-um* > mhd. *fuor-en*
 2. P. Pl. ahd. *fuor-ut* > mhd. *fuor-et*

Zweisilbige Flexionen werden infolge der Abschwächung unbetonter Vokale einsilbig:

Präs. 1. P. Pl. ahd. *far-a-mês* mhd. *far-en*
 ahd. *dion-ô-mês* mhd. *dien-en*

Anomale Personalendungen werden den typischen Endungen angeglichen. Die Endung der 1. P. Sg. Präs. *-m*, die im Althochdeutschen den unregelmäßigen Verben und den schwachen Verben der II. und III. Klasse eigen war, kommt aus dem Gebrauch:

Präs. 1. P. Sg. ahd. *dion-ô-m* > mhd. *dien-e* (auch *dien-e-n*) > nhd. *dien-e*
 ahd. *folg-ê-m* > mhd. *folg-e* (auch *folg-e-n*) > nhd. *folg-e*,
 ahd. *tuo-m* > mhd. *tuo-* (auch *tuo-n*) > nhd. *tu-e*
 ahd. *gâ-m*, *gâ-n*; *gê-m*, *gê-n* > mhd. *gâ-n*, *gê-n* > nhd. *geh-e*
 ahd. *stâ-m*, *stâ-n*; *stê-m*, *stê-n* > mhd. *stâ-n*, *stê-n* > nhd. *steh-e*

Nur die 1. P. Sg. ahd. *bi-m* > mhd., nhd. *bi-n* (zu *sîn* 'sein') bewahrte die alte Endung.

Im Präteritum der starken Verben wird die Endung der 2. P. Sg. *-i* (z. B. ahd. *bund-i* '(du) bandst', *nâm-i* '(du) nahmst') zu Beginn der neuhochdeutschen Zeit analog zum Präsens und zum Präteritum der schwachen Verben durch *-st* verdrängt:

	ahd.	mhd.	nhd.
Präs. 2. Sg.	<i>nim-i-s(t)</i>	<i>nim-e-st</i>	<i>nimm-st</i>
Präs. 2. Sg. (schw. V.)	<i>dion-ô-t-ôs(t)</i>	<i>dien-e-te-st</i>	<i>dien-te-st</i>
Prät. 2. Sg. (st. V.)	<i>nâm-i</i>	<i>næm-e</i>	<i>nahm-st</i>

Auf diese Weise entwickeln sich in der deutschen Gegenwartssprache folgende zwei Typen von Personalendungen:

1) Personalendungen des Präsens Indikativ:

Sg.	Pl.
1. <i>-e</i>	<i>-en</i>
2. <i>-(e)st</i>	<i>-(e)t</i>
3. <i>-(e)t</i>	<i>-en</i>

2) Personalendungen des Präteritums (Indikativ und Konjunktiv sowie Präsens Konjunktiv):

Sg.	Pl.
1. <i>-</i>	<i>-en</i>
2. <i>-(e)st</i>	<i>-(e)t</i>
3. <i>-</i>	<i>-en</i>

§ 85. Die Verbreitung des Umlauts in den Formen der starken Verben. Umlaut und Brechung als innere Flexion

Der Umlaut. Bei den starken Verben kennzeichnet der Umlaut im Mittelhochdeutschen als innere Flexion:

a) die 2. und 3. P. Sg. des Präsens im Indikativ

Präs. Ind. 2. P. Sg. ahd. <i>feris(t)</i>	– mhd. <i>ferest</i> (nhd. <i>fährst</i>)
3. P. Sg. ahd. <i>ferit</i>	– mhd. <i>feret</i> (nhd. <i>fährt</i>)
2. P. Sg. ahd. <i>slâfis(t)</i>	– mhd. <i>slæfest</i> (nhd. <i>schläfst</i>)
3. P. Sg. ahd. <i>slâfit</i>	– mhd. <i>slæfet</i> (nhd. <i>schläft</i>)
2. P. Sg. ahd. <i>stôzîs(t)</i>	– mhd. <i>stæzest</i> (nhd. <i>stößt</i>)
3. P. Sg. ahd. <i>stôzît</i>	– mhd. <i>stæzet</i> (nhd. <i>stößt</i>)

b) Präteritum Konjunktiv der starken Verben

Prät. Konj. 1. P. Sg. ahd. <i>gâbi</i>	– mhd. <i>gæbe</i> (nhd. <i>gäbe</i>)
ahd. <i>nâmi</i>	– mhd. <i>næme</i> (nhd. <i>nähme</i>)
ahd. <i>hulfî</i>	– mhd. <i>hülfe</i> (nhd. <i>hülfe</i> und <i>hälfe</i>)

Die Brechung. Die Brechung *e > i*, *io > iu* bleibt im Mittelhochdeutschen trotz der Abschwächung der Endvokale, die sie bewirkten, erhalten und wird gleich dem Umlaut zu einer Art innerer Flexion. Sie kennzeichnet die 1., 2., 3. P. Sg. Präs. Indik. der starken Verben.

Präsens

	ahd.		mhd.
Sg. 1. <i>nîmu</i>	<i>biugu</i>	<i>nîme</i>	<i>biuge</i> [y:]
2. <i>nîmis(t)</i>	<i>biugis(t)</i>	<i>nîmest</i>	<i>biugest</i> [y:]
3. <i>nîmit</i>	<i>biugit</i>	<i>nîmet</i>	<i>biuget</i> [y:]
Pl. 1. <i>nemamê</i> s	<i>biogamê</i> s	<i>nemen</i>	<i>biegen</i>
2. <i>nemet</i>	<i>bioget</i>	<i>nemet</i>	<i>bieget</i>
3. <i>nemant</i>	<i>biogant</i>	<i>nement</i>	<i>biegent</i>

Im Neuhochdeutschen wird die Brechung nach dem Vorbild des Umlauts auf die 2. und 3. P. Sg. Präs. eingeschränkt.

§ 86. Präsens und Präteritum des Konjunktivs

Infolge der Abschwächung der Endvokale fielen die Suffixe des Präsens Konjunktiv und des Präteritums Konjunktiv zusammen:

ahd. Präs. Konj. *-ê(-e)*

> mhd. *-e*

Prät. Konj. *-î(-i)*

Die Grammatikalisierung des Umlauts und der Brechung im Präsens Indikativ der starken Verben und das Ausbleiben dieser Erscheinungen im Präsens Konjunktiv erzeugen seit der mittelhochdeutschen Zeit noch einen formellen Gegensatz zwischen diesen Verbalformen.

	Präsens		Präsens	
	Indikativ	Konjunktiv	Indikativ	Konjunktiv
mhd. Sg. 1.	<i>far-e</i>	<i>far-e</i>	<i>gib-e</i>	<i>geb-e</i>
2.	<i>fer-est</i>	<i>far-e-st</i>	<i>gib-est</i>	<i>geb-e-st</i>
3.	<i>fer-et</i>	<i>far-e</i>	<i>gib-et</i>	<i>geb-e</i>
Pl. 1.	<i>far-en</i>	<i>far-e-n</i>	<i>geb-en</i>	<i>geb-e-n</i>
2.	<i>far-et</i>	<i>far-e-t</i>	<i>geb-et</i>	<i>geb-e-t</i>
3.	<i>far-ent</i>	<i>far-e-n</i>	<i>geb-ent</i>	<i>geb-e-n</i>

Im Präteritum Konjunktiv der starken Verben entwickelt sich als wichtiges Kennzeichen dieser Form der Umlaut.

	Präteritum	Konjunktiv
	ahd.	mhd.
Sg. 1.	<i>hulf-i-</i>	<i>hülf-e-</i>
2.	<i>hulf-î-st</i>	<i>hülf-e-st</i>
3.	<i>hulf-i-</i>	<i>hülf-e-</i>
Pl. 1.	<i>hulf-î-m</i>	<i>hülf-e-n</i>
	usw.	usw.

Bei den schwachen Verben fallen infolge der Abschwächung der Vokale der Endsilben Präteritum Indikativ und Präteritum Konjunktiv lautlich zusammen.

	Präteritum Indikativ	Präteritum Konjunktiv
ahd.		
Sg. 1.	<i>dion-ô-t-a</i>	<i>dion-ô-t-i</i>
2.	<i>dion-ô-t-ôs(t)</i>	<i>dion-ô-t-î-s(t)</i>
3.	<i>dion-ô-t-a</i>	<i>dion-ô-t-i</i>
Pl. 1.	<i>dion-ô-t-um</i>	<i>dion-ô-t-î-m</i>
	usw.	usw.
mhd.		
Sg. 1.	<i>dien-e-te</i>	<i>dien-e-te</i>
2.	<i>dien-e-te-st</i>	<i>dien-e-t-e-st</i>
3.	<i>dien-e-te</i>	<i>dien-e-t-e-</i>
Pl. 1.	<i>dien-e-te-n</i>	<i>dien-e-t-e-n</i>
	usw.	usw.

§ 87. Der Ablaut in den Formen der starken Verben

Der Ablaut in den Grundformen der starken Verben stimmt im wesentlichen mit dem des Althochdeutschen überein. Die mittelhochdeutschen Formen zeichnen sich hauptsächlich durch Abschwächung unbetonter Vokale aus, z. B. ahd. *scribum* – mhd. *schriben* '(wir) schrieben', ahd. *giscriban* – mhd. *gescriben* 'geschrieben'.

I. Ablautreihe

1.	ahd. <i>scriban</i>	–	<i>screib</i>	–	<i>scribum</i>	–	<i>giscriban</i>
	mhd. <i>schriben</i>	–	<i>schreip</i>	–	<i>schriben</i>	–	<i>gescriben</i>
2.	ahd. <i>lîhan</i>	–	<i>lêh</i>	–	<i>lihum</i>	–	<i>gilihan</i>
	mhd. <i>lîhen</i>	–	<i>lêch</i>	–	<i>lihen</i>	–	<i>gelihen</i>

II. Ablautreihe

1.	ahd. <i>biogan</i>	–	<i>boug</i>	–	<i>bugum</i>	–	<i>gibogan</i>
	mhd. <i>biegen</i>	–	<i>bouc</i>	–	<i>bugen</i>	–	<i>gebogen</i>
2.	ahd. <i>giôzan</i>	–	<i>gôz</i>	–	<i>guzzum</i>	–	<i>gigozzan</i>
	mhd. <i>giezen</i>	–	<i>gôz</i>	–	<i>guzzen</i>	–	<i>gegozzen</i>

III. Ablautreihe

1. ahd.	<i>helfan</i>	–	<i>half</i>	–	<i>hulfum</i>	–	<i>giholfan</i>
mhd.	<i>helfen</i>	–	<i>half</i>	–	<i>hulfen</i>	–	<i>geholfen</i>
2. ahd.	<i>bintan</i>	–	<i>bant</i>	–	<i>buntum</i>	–	<i>gibuntan</i>
mhd.	<i>binden</i>	–	<i>band</i>	–	<i>bunden</i>	–	<i>gebunden</i>

IV. Ablautreihe

1. ahd.	<i>neman</i>	–	<i>nam</i>	–	<i>nânum</i>	–	<i>ginoman</i>
mhd.	<i>nemen</i>	–	<i>nam</i>	–	<i>nâmen</i>	–	<i>genomen</i>

V. Ablautreihe

ahd.	<i>geban</i>	–	<i>gâb</i>	–	<i>gâbum</i>	–	<i>gigeban</i>
mhd.	<i>geben</i>	–	<i>gap</i>	–	<i>gâben</i>	–	<i>gegeben</i>

VI. Ablautreihe

ahd.	<i>faran</i>	–	<i>fuor</i>	–	<i>fuorum</i>	–	<i>gifaran</i>
mhd.	<i>faren</i>	–	<i>fuor</i>	–	<i>fuoren</i>	–	<i>gefaren</i>

VII. Ablautreihe

1. ahd.	<i>heizzan</i>	–	<i>hiaz</i>	–	<i>hiazzum</i>	–	<i>giheizzan</i>
mhd.	<i>heizzen</i>	–	<i>hie3</i>	–	<i>hiezzen</i>	–	<i>geheizzen</i>
2. ahd.	<i>loufan</i>	–	<i>liof</i>	–	<i>liofum</i>	–	<i>giloufan</i>
mhd.	<i>loufen</i>	–	<i>lief</i>	–	<i>liefen</i>	–	<i>gelaufen</i>

Ein sehr beträchtlicher Wandel vollzieht sich im System des Ablauts im Frühneuhochdeutschen (s. S. 221 ff.).

§ 88. Die Entwicklung der grammatischen Kategorien des Verbs. Die Kategorie der Zeit

Gleichzeitig mit der Vereinfachung der Formenbildung des Verbs entwickeln sich im Mittelhochdeutschen und im Frühneuhochdeutschen eine Reihe neuer grammatischer Formen des Verbs. Wie schon gesagt, begann die Entwicklung des Perfekts und des Plusquamperfekts bereits im Althochdeutschen (vgl. S. 121 ff.). Zu Beginn der mittelhochdeutschen Sprachperiode treten uns das Perfekt und das Plusquamperfekt als vollkommen entwickelte Zeitformen entgegen. Nach ihrem Vorbild entwickeln sich auch das Perfekt und das Plusquamperfekt des Passivs und des Konjunktivs.

Die Herausbildung des heutigen Zeitformensystems wird im Mittelhochdeutschen nicht abgeschlossen. Erst im Frühneuhochdeutschen entwickeln sich das 1. und das 2. Futur sowie der 1. Konditionalis und etwas später der 2. Konditionalis.

Hand in Hand mit der Herausbildung neuer Zeitformen geht im Mittel- und Frühneuhochdeutschen die Bereicherung des Sinngehaltes der Kategorie der Zeit vor sich; ihre Ausdrucksmöglichkeiten wachsen. Es entwickelt sich die grammatische Kategorie der Zukunft. Neben der Kategorie der absoluten Zeit entsteht auch die Kategorie der relativen Zeit. Die teilweise Syn-

onymie des Präsens und des Futurs, des Perfekts und des Präteritums schaffen die Voraussetzungen für die Entwicklung einer stilistischen Differenzierung im Gebrauch der Zeitformen.

Von diesen Entwicklungsprozessen fallen die Verbreitung der analytischen Zeitformen der Vergangenheit, die im Althochdeutschen erst im Werden waren, und die damit verbundenen Wandlungen im Sinngehalt der Kategorie der Zeit in die mittelhochdeutsche Sprachperiode.

Die anfängliche perfektive und resultative Bedeutung des Perfekts und des Plusquamperfekts (vgl. S. 119 f.) ist auch im Mittelhochdeutschen noch vorhanden, tritt aber bereits sichtlich in den Hintergrund. Sie lässt sich nur noch bei Verben mit ausgesprochen terminativer Bedeutung verfolgen, wie *kommen, fallen, geschehen* u. ähnl., z. B.:

Ir boten komen wāren in Guntheres lant 'Ihre Boten waren in das Land Gunthers gekommen'.

Der stein der was gevallen wol zwelf klafter dan 'Der Stein war zwölf Fuß weit gefallen'.

Die perfektive Bedeutung des Perfekts tritt uns auch in folgendem auf die Zukunft bezogenen Satz entgegen:

Ich swuor dich eime recken: und wirdet er dīn man, sō hāstu mīnen willen mit grōzen triuwen getān 'Ich habe deine Hand einem Recken versprochen und wird er dein Mann, so hast du meinen größten Wunsch erfüllt'.

Man kann jedoch in den Schriftdenkmälern des 12.–13. Jh. bereits die Hauptcharakterzüge des heutigen Zeitformengebrauchs verfolgen.

Die Haupttendenzen der heutigen Norm lassen sich zum Beispiel in „Nibelungenlied“ beobachten:

1) Das Perfekt und das Präteritum unterscheiden sich hier schon in erster Linie als Gesprächs- und Erzählform.

Das Präteritum wird regelmäßig als Erzählform gebraucht:

<i>Dā der herre Sifrit</i>	<i>ob dem brunnen tranc,</i>
<i>er schoz in durch daz kriuze,</i>	<i>daz von der wunden spranc</i>
<i>daz bluot im von dem herzen</i>	<i>vast an die Hagenen wāt.</i>
<i>Sō grōze missewende</i>	<i>ein helt nimmer mēr begāt.</i>

‘Als der Herr Siegfried von dem Quell trank, durchstach er (Hagen) ihn an der Stelle, wo (auf seinem Gewand) das Kreuz war, so dass das Blut aus der Wunde fast auf Hagens Kleid spritzte. Noch nie hatte ein Recke eine solche Untat vollbracht’.

<i>Dō diu küneginne</i>	<i>sīne rede vernam</i>
<i>der spile bat sī gāhen,</i>	<i>als ir daz gezam.</i>
<i>Sī hiez ir gewinnen</i>	<i>ze strīte guot gewant,</i>
<i>ein prünne rôtes goldes</i>	<i>unt einen guoten schildes rant.</i>

‘Als die Königin seine Rede vernahm, bat sie, das Wettspiel zu beginnen, wie es ihr geziemte. Sie hieß sich ein Kampfgewand bringen, einen Brustharnisch aus rotem Golde und einen guten Schild’.

Das Perfekt wird regelmäßig als Gesprächsform gebraucht:

*Der künec si gruozte schône; er sprach sît willekomen.
Wer iuch habe gesendet, desn hân ich niht vernommen:
daʒ sult ir lâzen hœren, sprach der künec guot.*

‘Der König begrüßte sie, er sagte: „Seid willkommen. Wer euch geschickt hat, habe ich noch nicht gehört. Davon sollt ihr berichten“.

*Der helt zuo sînem friweden lûte ruofen began:
„Geloubet iuch des sturmes, alle mîne man.
Sun des Sigemundes ich hie gesehen hân:
Sîfriden den starken hân ich hie bekant.
In hat der übele tiuvel her zen Saksen gesant“.*

‘Der Recke rief seinen Leuten laut: „Freunde, brecht den Kampf ab. Ich habe hier den Sohn Sigmundes gesehen, ich habe den kühnen Siegfried erkannt. Ihn hat der üble Teufel hierher nach Sachsen geschickt’.

2) Auf der Grundlage der anfänglichen perfektiven Bedeutung des Perfekts und des Plusquamperfekts entwickelt sich der relative Gebrauch dieser Formen für den Ausdruck der Vorzeitigkeit.

Das Plusquamperfekt wird häufig zusammen mit dem Präteritum gebraucht und drückt die Vorzeitigkeit in der Vergangenheit aus:

*Dô enbôt er sîner swester daʒ er si wolde sehen
und auch der degen Sîvrit Ê daʒ was geschehen
dô hete sich diu schône ze wunsche wol gekleit.*

‘Er ließ seiner Schwester sagen, dass er sowie der Recke Siegfried sie zu sehen wünschten. Bevor dies geschehen war, hatte sich die Schöne festlich gekleidet’.

...balde er reit genuoc. Und sagte diu mære, was hie was geschehen ‘Er ritt sehr schnell und berichtete davon, was hier geschehen war’.

Das Perfekt erscheint oft zusammen mit dem Präsens und berichtet von dem vorausgegangenen Geschehen:

*Ir habet ir zorn verdienet. Jâ hörten wir wol daʒ,
daʒ iu die herren beide tragent grôʒen haʒ.*

‘Ihr habt ihren Zorn verdient, und wir haben davon gehört, dass beide Herrscher euch großen Hass entgegentragen’.

*Ich wil iuch lâzen hœren war umbe ich trûrec stân.
Von boten mîner vînde ich daʒ vernomen hân
daʒ si mich wellen suoehen mit herverten hie.*

‘Ich will euch hören lassen, warum ich so traurig bin. Von den Boten meiner Feinde habe ich vernommen, dass sie einen Kriegszug gegen mich beabsichtigen’.

Solcher Gebrauch zeigt, dass sich im Rahmen der Kategorie der Zeit eine neue grammatische Bedeutung entwickelt – die Bedeutung der Vorzeitigkeit

(d. h. der relativen Zeit) und dass das Plusquamperfekt und zum Teil das Perfekt allmählich zu Ausdrucksformen der Vorzeitigkeit werden.

Der Gebrauch des Perfekts zusammen mit dem Präsens trägt auch zur Entwicklung des Perfekts zur Zeitform bei, die das vergangene Geschehen mit der Gegenwart verbindet, seine in der Gegenwart nachhaltende Bedeutung betont (was ein wesentlicher Charakterzug des heutigen Perfekts gegenüber dem Präteritum ist).

§ 89. Die Entwicklung der Kategorie der Modi

In der mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Zeit bereichert sich auch das System der Zeitformen des Konjunktivs. Dadurch werden die Voraussetzungen für den differenzierten Ausdruck verschiedener modalen Bedeutungen und für die weitere Entfaltung des Sinngehaltes der Kategorie der Modi geschaffen.

Die Entwicklung der analytischen Zeitformen des Konjunktivs. Gleichzeitig mit dem Perfekt und dem Plusquamperfekt des Indikativs erscheinen bereits im Althochdeutschen, obwohl vereinzelt, auch die entsprechenden Formen des Konjunktivs. Vgl. bei Otfrid (9. Jh.):

...sprach, oba iro nihein wiht habêti gifangan mit den nezzin 'fragte, ob jemand von ihnen etwas mit den Netzen gefangen hätte'.

Ebenso bei Notker (10.–11. Jh.):

Si newolte sih tes trosten, daz si in funden habêti 'Sie wollte sich nicht damit trösten, dass sie ihn gefunden hätte'.

In den Schriftdenkmälern des 12.–13. Jh. sind das Perfekt und das Plusquamperfekt des Konjunktivs schon häufig; es sind gut entwickelte Verbalformen:

a) das Perfekt

Wer iuch habe her gesant, des enhân ich niht vernomen 'Wer euch hierher geschickt habe, davon habe ich nichts vernommen'.

Man sagete minem hêrren, Kriemhilt sî âne man, her Sîgfrît sî erstorben 'Man hat meinem Herrn gesagt, dass Kriemhild keinen Mann habe, Herr Siegfried sei gestorben'.

b) das Plusquamperfekt

Owê, wan hete ich diû verswigen 'O weh! Wenn ich das verschwiegen hätte!'

Sie wânde daz erz hête mit sîner kraft getan 'Sie dachte, dass er es mit eigener Kraft vollbracht hätte'.

Die fortschreitende Differenzierung im Gebrauch der Zeitformen des Konjunktivs. Die Entwicklung neuer analytischer Zeitformen des Konjunktivs führt zur Herausbildung einer neuen differenzierten Gebrauchsnorm.

Im Althochdeutschen hatte das Präsens des Konjunktivs seinen eigenen Anwendungsbereich, der ihm auch in der deutschen Gegenwartssprache vorbehalten bleibt, – es diente zum Ausdruck der optativischen und der Imperativischen Modalität (vgl. S. 118).

Zum Ausdruck anderer modaler Bedeutungen wurden das Präsens und das Präteritum des Konjunktivs undifferenziert gebraucht. Es gab auch keinen zeitlichen Unterschied zwischen diesen Formen (vgl. S. 117 f.).

Der erste Faktor, der zur Herausbildung einer neuen Gebrauchsnorm beigetragen hat, war die Entwicklung des Perfekts und des Plusquamperfekts des Konjunktivs.

Die Entwicklung des Plusquamperfekts ruft die zeitliche Differenzierung beim Gebrauch verschiedener Formen des Konjunktivs hervor: das Plusquamperfekt des Konjunktivs wurde regelmäßig auf die Vergangenheit bezogen:

*Unde wære im Sifrit nicht ze helfe komen,
so hete si dem künege sînen lîp benomen.*

‘Und wenn ihm Siegfried nicht zu Hilfe gekommen wäre, so hätte sie dem König das Leben genommen’.

Nach und nach verdrängt das Plusquamperfekt aus der Sphäre der Vergangenheit das Präteritum und dadurch entsteht eine regelmäßige Scheidung: das Plusquamperfekt des Konjunktivs wird zur Ausdrucksform der Nichtwirklichkeit in der Vergangenheit, das Präteritum des Konjunktivs dagegen zur Ausdrucksform der Nichtwirklichkeit in der Gegenwart und in der Zukunft. Vgl.:

a) das Präteritum

Owê, wan hete ich iwer kunst ‘O weh, wenn ich eure Kunst besäße’.

Ich swûr unde gehiez, daz ich nimmer mêre deheinen man genæme. ‘Ich habe geschworen, dass ich mir nie mehr jemanden zum Mann nehmen würde’.

Sie ist iu ze edel unde rich, daz ir si kebsen soldet ‘Sie ist zu edel und machtvoll, als dass ihr ihr die Ehre rauben solltet’.

b) das Plusquamperfekt

Daz ich erstorben wære! ‘Wenn ich gestorben wäre!’.

Dô sprach aber Hagene ‘und hæte ich daz erkant,

So wær daz schirmwâfen niht komen in mîne hant.’

‘Dann sagte Hagen: „Hätte ich das gewusst, so hätte meine Hand die Waffe nicht berührt“.’

Doch ist die Scheidung zwischen dem Plusquamperfekt und dem Präteritum des Konjunktivs zu Beginn der mittelhochdeutschen Zeit nicht sehr streng; das Präteritum kann noch ebenso wie das Plusquamperfekt auf die Vergangenheit bezogen werden:

Het er sîn swert in hende, *sô wære ez Hagenen tût.*

‘Wenn er das Schwert in der Hand gehabt hätte, so hätte Hagen seinen Tod gefunden’.

Si jâhen, sine sæhen *nie sô schænen man*

‘Sie sagten, sie hätten noch nie einen so vortrefflichen Recken gesehen’.

Erst im 16. Jh. nimmt die zeitliche Differenzierung zwischen dem Plusquamperfekt und dem Präteritum des Konjunktivs regelmäßigen Charakter an.

Durch die Beschränkung des Präteritums des Konjunktivs auf die Gegenwart und die Zukunft entsteht ein Gegensatz zwischen dieser Form und dem Präsens des Konjunktivs, das dieselbe zeitliche Bedeutung hatte. Es erfolgt nunmehr eine strenge Scheidung zwischen diesen zwei Formen: das Präsens wird zum Ausdrucksmittel eines Wunsches oder einer Aufforderung, deren Erfüllung als möglich betrachtet wird, das Präteritum dagegen zum Ausdrucksmittel der Nichtwirklichkeit. Vgl.:

a) das Präsens

Got grüeze iuch 'Gott segne euch!'

Da3 ir de3 âne zwîvel sît 'Habt diesbezüglich keinen Zweifel!'

Ir heizet Sîfriden zuo mîner swester kumen, da3 er diu maget grüeze 'Sagt Siegfried, er solle sich meiner Schwester nähern und sie begrüßen'.

b) das Präteritum

Gerne sliefe ich iemer dâ 'Gern schlief ich dort ewig'.

Ich wolde, da3 e3 wære alsô! 'Ich wollte, es wäre so!'

Wan wære ich tô! 'Wenn ich tot wäre!'

Owê, wan hete ich iwer kunst 'O weh, wenn ich eure Kunst besäße'.

Die Entwicklung des relativen Gebrauchs des Perfekts und des Plusquamperfekts dehnt sich auch auf das Perfekt und das Plusquamperfekt des Konjunktivs aus. Die Hauptsphäre des relativen Gebrauchs der Zeitformen des Konjunktivs ist im Mittelhochdeutschen ebenso wie in der deutschen Gegenwartssprache die berichtete Rede. Selbstverständlich finden wir im Mittelhochdeutschen zuerst nur die Anfangsstufe dieser Entwicklung.

Die Gleichzeitigkeit des Geschehens mit der Zeit der Aussage wird durch das Präsens oder das Präteritum ausgedrückt:

Sî jehent er lebe noch hiute 'Sie sagen, er lebe auch jetzt noch'.

Man sagete mînem hêrren, Kriemhilt sî âne man 'Man sagte meinem Herrn, Kriemhild habe keinen Mann'

Dô jach des selbe Sîfrit, er wære's kûneges man 'Siegfried sagte selbst, er gehöre zu den Leuten des Königs'.

Die Vorzeitigkeit des Geschehens gegenüber der Aussage wird durch das Perfekt oder das Plusquamperfekt ausgedrückt:

e3 giht mîn neve Gâwein, da3 er den sige verlorn habe 'Mein Neffe Gawein sagt, er habe den Sieg verscherzt'.

Sie vragent mich, wa3 ich habe gesehn 'Sie fragen mich, was ich gesehen habe'.

Do gienc... unde saget ir zehant, da3 er komen wære 'Dann ging sie... und sagte ihr sogleich, dass er gekommen wäre'.

Wandel des Gebrauchs des Konjunktivs in der berichteten Rede. In der deutschen Gegenwartssprache sind zwei Funktionen des Konjunktivs zu unterscheiden:

a) der Ausdruck der potentialen und irrealen Modalität;

b) die Prägung der berichteten Rede als einer besonderen Art der Aussage (unabhängig davon, ob von wirklichen oder nichtwirklichen Geschehnissen die Rede ist).

Die Absonderung der letzteren Funktion vollzieht sich erst nach und nach. Im Althochdeutschen hatte der Konjunktiv in der berichteten Rede noch im wesentlichen dieselbe Bedeutung wie in den anderen Gebrauchsfällen. Er bezeichnete häufig den Zweifel, die Unsicherheit, die Unwirklichkeit u. a., z. B.:

Unkund ist mir drâto, ob er sî ubildâto 'Es ist mir unbekannt, ob er der Übeltäter sei'.

Die poetae sagent, taʒ alliu diu werlt lieht habe fone appollinis facche-lo 'Die Dichter sagen, dass die ganze Welt von dem Fabel Apollos erleuchtet werde'.

In der mittelhochdeutschen Zeit wird der Gebrauch des Konjunktivs in der berichteten Rede häufiger, außerdem ändert sich nach und nach sein Sinngehalt. Während der Gebrauch des Konjunktivs in der berichteten Rede im Althochdeutschen mit der Grundbedeutung der Unwirklichkeit, die den Konjunktiv im allgemeinen kennzeichnet, noch unmittelbar verbunden war, wird der Konjunktiv der berichteten Rede im Mittelhochdeutschen eher zum Ausdrucksmittel des Subjektiven, des Persönlichen, oft auch bloß zum Prägemitte! der berichteten Rede als einer besonderen Art der Aussage. Es handelt sich oft in der durch den Konjunktiv geprägten berichteten Rede um ein wirkliches Geschehen. Das zeigt das oben angeführte Beispiel aus dem *Verspos „Iwein“* (Anfang des 13. Jh.):

Unde saget ir zehant, daʒ er komen wære 'Und sagte ihr sogleich, dass er gekommen wäre'.

Die heutige Gebrauchsnorm bildete sich im 17.–18. Jh. heraus infolge der allmählichen Absonderung des Konjunktivs der berichteten Rede von dem potentialen und irrealen Konjunktiv und der Entwicklung des Konjunktivs der berichteten Rede zum Prägemitte! derselben.

DER SATZBAU DES MITTELHOCHDEUTSCHEN

§ 90. Die Entwicklung des Satzbaus

Im mittelhochdeutschen Schrifttum blieben viele Eigentümlichkeiten des althochdeutschen Satzbaus erhalten, die der deutschen Gegenwartssprache fremd sind. Zugleich verstärkten sich auch viele neue Entwicklungstendenzen, die sich bereits im Althochdeutschen bemerkbar gemacht hatten.

Vom Althochdeutschen erbte das Mittelhochdeutsche folgende Charakterzüge, die heute als archaisch wirken:

1) In der ritterlichen Dichtung herrscht dieselbe Freiheit in der Stellung der Attribute, die das Althochdeutsche kennzeichnete; noch häufiger als im

Althochdeutschen werden dabei auch flexionslose Formen des Adjektivs gebraucht, z. B. *ein vil edel magedin* 'ein sehr edles Mädchen', *ein edel ritter guot* 'ein guter edler Ritter'.

2) Auch der Kasusgebrauch stimmt im wesentlichen mit dem althochdeutschen Kasusgebrauch überein (vgl. S. 174).

3) Die Stellung des Prädikats im einfachen und im komplexen Satz blieb trotz verstärkter Tendenz zur Regelung (vgl. unten) noch immer verhältnismäßig ungebunden, besonders in der ritterlichen Dichtung.

Nur die Anfangsstellung des Prädikats im Aussagesatz war aus dem Gebrauch gekommen (vgl. S. 130 f.). Das Prädikat konnte aber noch immer nicht nur die zweite Stelle, sondern auch die dritte und manchmal auch die Schlussstellung einnehmen.

a) das Prädikat steht an der zweiten Stelle:

Ich weiß hie vil nâhen einen brunnen kalt 'Ich kenne hier ganz nahe einen Brunnen mit kaltem Wasser'.

Sie sprâchen zuo dem recken uzer Nederlandt 'Sie sprachen zu dem Recken aus den Niederlanden'.

b) das Prädikat steht an der dritten Stelle oder noch weiter vom Satz-anfang:

Den troum si dô sagete ir muoter Uoten 'Den Traum erzählte sie ihrer Mutter Ute'.

Vil selten âne huote man rîten lie daz kint 'Sehr selten erlaubte man dem Jüngling ohne Gefolge zu reiten'.

c) das Prädikat steht am Satzende:

An dem vierden morgen ze hove si dô rîten 'Am vierten Morgen ritten sie zum Hof'.

4) Ebenso wie im Althochdeutschen ist die doppelte Negation im Satz häufig:

Si ne gesach in leider dar nâch nimmer mër gesund 'Sie hat ihn leider nimmer mehr gesund gesehen'.

5) Gebräuchlich sind noch biverbale Wortgruppen *sîn* + 1. Partizip (vgl. S. 119):

Mit klage ir helfende manic vrouwe was 'Mit Klagen halfen ihr (waren helfend) viele Frauen'.

Daz wil ich iemer dienende umbe Kriemhilde sîn 'Ich will immer Kriemhild dienen (dienend sein)'.

Zur modernen Satzstruktur leiten jedoch folgende Entwicklungstendenzen hinüber:

1) Es verstärkt sich die Tendenz zum zweigliedrigen Satzbau, die bereits das Althochdeutsche kennzeichnete. Die subjektlose Satzform, die im Althochdeutschen noch vorkam, wurde jetzt Ausnahme. Sie ist nur noch

im Briefstil anzutreffen, dem sie auch in der deutschen Gegenwartssprache nicht fremd ist. Auch die subjektlose Form unpersönlicher und unbestimmt-persönlicher Sätze, die im Althochdeutschen ebenfalls noch vorkam, ist dem Mittelhochdeutschen nicht eigen. Das formale Subjekt *e5* 'es', das schon im Althochdeutschen die meisten unpersönlichen Sätze kennzeichnete, ist im Mittelhochdeutschen zur Regel geworden; es kann nur in Sätzen wie mhd. *mich hungert* 'mich hungert (es)', mir *grüset* 'mir graust (es)' u. ähnl. fehlen.

2) Auch die Tendenz zur unterschiedlichen Entwicklung der Wortstellung im einfachen und im komplexen Satz kommt im Mittelhochdeutschen stärker zur Geltung.

Was die Wortstellung im einfachen Satz anbetrifft, so waren bereits im Althochdeutschen Ansätze zur Differenzierung der Wortstellung im einfachen Aussagesatz einerseits und im Frage- und Aufforderungssatz andererseits, vorhanden. Obwohl die Anfangsstellung des Prädikats im Aussagesatz im Althochdeutschen ziemlich verbreitet war (vgl. *Want her dô ar arme wuntane bauga* 'Er streifte dann von den Händen gewundene Ringe', s. S. 131), bestand noch in jener Zeit die Tendenz zur „gedeckten Anfangsstellung“ mittels der Adverbien *thô* 'da' und *thâr* 'dort' (z. B. *Thô nam her skild indi sper* 'Da nahm er Schild und Lanze', s. S. 130). Auf diese Weise wurde das Prädikat auch bei der Inversion des Subjekts auf die zweite Stelle verschoben, und es wurden die Voraussetzungen geschaffen für die Spezialisierung der Anfangsstellung des Prädikats als Prägemitte von Aufforderungs- und Fragesätzen ohne Fragewort (vgl. ebenda).

In der mittelhochdeutschen Zeit ist die „gedeckte Anfangsstellung“ des Prädikats bei der Inversion des Subjekts bereits Regel. Außer den Adverbien *dô* 'da' und *nu* 'nun' wird sie mit Hilfe von *e5* 'es' geschaffen:

Dô sprach der hêrre Sîfrit 'Da sagte der Herr Siegfried'.

E5 wuohs in Burgonden ein vil edel magedîn 'Es wuchs in Burgunden ein sehr edles Mädchen auf'.

Im komplexen Satz ist die Endstellung des Prädikats im Gliedsatz noch nicht allgemein, obwohl eine solche Tendenz unverkennbar ist. Häufig steht das Prädikat in der Mitte des Gliedsatzes:

Er hôrte sagen mære, wie ein schœniu meit wære in Burgonden 'Er hörte davon erzählen, was für ein schönes Mädchen in Burgund lebte'.

Dô von des trachen wunden vlôz, daz heiße bluot und sich dar inne badete der küene recke guot, dô viel im zwischen herte ein linden blat vil breit 'Als aus der Wunde des Drachen heißes Blut floss und der kühne Recke sich darin badete, fiel ihm zwischen die Schulterblätter ein breites Lindenblatt.'

Auch die verbale Klammer ist noch nicht die Regel. Die Teile des zusammengesetzten Prädikats nehmen folgende Stellungen im Satz ein:

a) Kontaktstellung

Sîfrit was geheizen der selbe degen guot 'Siegfried war dieser gute Recke geheißen'.

b) Vollständige Klammer

Dâ wart von schænen frouwen michel weinen getan 'Da begannen die schönen Frauen bitterlich zu weinen'.

c) Unvollständige Klammer

Ir muget hie wol verliesen die êre und ouch den lip 'Ihr könnt hier leicht Ehre und Leben verlieren'.

3) Die Erweiterung des Geltungsbereiches des Deutschen als Schriftsprache und das Aufkommen verschiedener Gattungen der Prosa förderten auch die Entwicklung umfangreicherer, mehrfach zusammengesetzter Sätze im Mittelhochdeutschen.

V. Kapitel

FRÜHNEUHOCHDEUTSCH

§ 91. Die zeitlichen Grenzen der frühneuhochdeutschen Periode

Kriterien der Periodenabgrenzung. Die frühneuhochdeutsche Sprachperiode ist die Übergangszeit vom mittelalterlichen Deutsch zum eigentlichen neuzeitlichen Deutsch. Sie dauert von etwa 1350 bis um 1650. Der Beginn der neuhochdeutschen Periode ist um die Mitte des 17. Jh. anzusetzen.

Beide Zeitalter werden durch weiteren Wandel des Sprachkörpers gekennzeichnet. Doch ist das Hauptcharakteristikum der Sprachentwicklung in dieser Periode deutscher Sprachgeschichte die stufenweise Herausbildung einer neuen Existenzform der Sprache, der gemeindeutschen nationalen Literatursprache.

Die frühneuhochdeutsche Sprachperiode ist die Anfangsstufe dieses Prozesses. Im Laufe dieser Periode werden die ersten Voraussetzungen für die Entwicklung der gemeindeutschen nationalen Literatursprache, dieser neuen und in der Gegenwart vorherrschenden Existenzform der Sprache, geschaffen.

Die Hauptcharakteristiken der deutschen nationalen Literatursprache. Das Hauptkennzeichen der deutschen nationalen Literatursprache ist seine gemeindeutsche Geltung, d. i. das Vorhandensein einer übermundartlichen, einheitlichen, im Rahmen der Literatursprache für alle Deutschsprechenden verbindlichen phonetischen, grammatischen, orthographischen und lexikalischen Sprachnorm.

Gegenüber den Territorialdialekten ist die nationale Literatursprache eine höhere Sprachform, die der gesamten Nation als Mittel der Verständigung dient. Die Territorialdialekte büßen mit der Herausbildung der gemeindeutschen nationalen Literatursprache ihre ehemalige vorherrschende Stellung im sprachlichen Verkehr ein und sinken zu einer untergeordneten, im Rückgang begriffenen Sprachform herab (zu den Existenzformen der deutschen Gegenwartssprache und zur Stellung der deutschen nationalen Literatursprache innerhalb der Existenzformen der Nationalsprache s. S. 21 ff.).

Die gemeindeutsche nationale Literatursprache ist wie alle Existenzformen der Sprache eine historische Kategorie. Ihre Herausbildung ist mit der Entwicklung der deutschen Nation verbunden, die in der frühneuhochdeutschen Zeit, d. i. in der Übergangszeit vom Spätfeudalismus (bis um 1470) zum frühen Kapitalismus, beginnt und in der neuhochdeutschen Zeit abgeschlossen wird. Vgl. zu den gesellschaftshistorischen Voraussetzun-

gen zur Herausbildung von Nation und Nationalsprache W.I. Lenin: „In der ganzen Welt war die Epoche des endgültigen Sieges des Kapitalismus über den Feudalismus mit nationalen Bewegungen verbunden. Die ökonomische Grundlage dieser Bewegungen besteht darin, dass für den vollen Sieg der Warenproduktion die Eroberung des inneren Marktes durch die Bourgeoisie erforderlich, die staatliche Zusammenfassung der Territorien mit gleichsprachiger Bevölkerung notwendig ist, bei Beseitigung aller Hindernisse für die Entwicklung dieser Sprache und für ihre Fundierung in der Literatur. Die Sprache ist ein überaus wichtiges Mittel des menschlichen Umgangs; die Einheit der Sprache und ihre unbehinderte Entwicklung bilden eine der wichtigsten Voraussetzungen für einen wirklich freien und umfassenden, dem modernen Kapitalismus entsprechenden Handelsverkehr, für eine freie und umfassende Gruppierung der Bevölkerung nach jeder der einzelnen Klassen, schließlich eine Voraussetzung für die enge Verbindung des Marktes mit jedem, auch dem kleinsten Unternehmer, mit jedem Verkäufer und Käufer“¹.

Regionale Literatursprachen der frühneuhochdeutschen Zeit. Zwei Etappen ihrer Entwicklung im Rahmen des Frühneuhochdeutschen. Die gemeindeutsche nationale Literatursprache entwickelte sich nicht unmittelbar aus den Territorialdialekten. Eine Vorstufe für sie bildeten die sog. regionalen (landschaftlichen) übermundartlichen Literatursprachen. Sie entwickelten sich auf der ersten Etappe der frühneuhochdeutschen Sprachperiode (im 14.–15. Jh.) in verschiedenen Regionen des deutschsprachigen Sprachraums und erfassten nicht nur die schöne Literatur wie das sog. „klassische Mittelhochdeutsch“, sondern alle Gattungen des Schrifttums. Die Herausbildung der regionalen (landschaftlichen) Literatursprachen ist das Hauptkennzeichen der frühneuhochdeutschen Sprachperiode.

Die zweite Etappe in der Entwicklung der regionalen (landschaftlichen) Literatursprachen (von 1500 bis um 1650) ist durch das wachsende Streben nach einer gemeindeutschen Sprache gekennzeichnet, dem das erstarkende Nationalgefühl zugrunde lag. Das wachsende Bedürfnis nach einer Einheitsprache ruft den Begriff „geman teutsch“ ins Leben sowie fortschreitende Bemühungen um die literarische Bearbeitung der Literatursprachen. Ein wichtiges Kennzeichen dieser Etappe ist der beginnende Wettkampf zwischen den einzelnen regionalen Varianten der Literatursprache für gemeindeutsche Geltung und die beginnende Verbreitung einiger regionaler Varianten der Literatursprache über ihre ursprünglichen Grenzen hinaus (s. S. 206 ff.).

Neuerungen im Sprachkörper. Die allgemeine Charakteristik der frühneuhochdeutschen Sprachperiode als einer Übergangszeit vom mittelalterlichen Deutsch zum Neuhochdeutschen erweist sich auch in Anwendung an das phonologische System und auf die morphologische Struktur der Sprache als zutreffend. Im phonologischen System setzen sich in dieser Zeit die Änderungen durch, die den Charakter des Neuhochdeutschen bestimmen. Es sind in erster

¹ Lenin W.I. Über das Recht der Nationen auf Selbstbestimmung // Zur nationalen Frage. – B., 1953. – S. 69–70.

Linie: 1) die Diphthongierung langer Vokale, z. B. mhd. *mîn* > frnhd. *mein*, mhd. *lût* > frnhd. *laut*, mhd. *hiute* [y:] > frnhd. *heute*; 2) die Monophthongierung alter Diphthonge, z. B. mhd. *lieb* [ie] > frnhd. *lieb* [i:], mhd. *guot* > frnhd. *gut*, mhd. *müede* > frnhd. *müde*; 3) die Erweiterung der Diphthonge *ei*, *ou*, z. B. mhd. *ein* > frnhd. *ein* [æ], mhd. *ouch* > frnhd. *auch*; 4) die Herausbildung der neuen Dauerverhältnisse der Vokale, z. B. mhd. *wêg* > frnhd. *weg* [e:], mhd. *fâren* > frnhd. *faren* [a:]; 5) die Verbreitung der zweiten Lautverschiebung auf das Ostmitteldeutsche, was den Konsonantenstand der neuhochdeutschen Literatursprache bestimmte.

Auch die Wandlungen in der morphologischen Struktur der Sprache leiten zum morphologischen System des Neuhochdeutschen hinüber. Sie setzen die Entwicklungstendenzen fort, die sich bereits in der mittelhochdeutschen Zeit kundgetan haben. Es handelt sich um die weitere Vereinfachung und Vereinheitlichung der Formenbildung, um die Herausbildung der neuhochdeutschen Deklinationstypen und Pluraltypen der Substantive, um die Fortentwicklung der analytischen Formen des Verbs und um den entsprechenden weiteren Ausbau des Gehaltes und der Ausdrucksmöglichkeiten der grammatischen Kategorien des Verbs (vgl. S. 224 ff.).

Es ist charakteristisch für die behandelte Sprachperiode, dass sich die Wandlungen im Sprachkörper in engem Zusammenhang mit der Entwicklung der landschaftlichen Literatursprachen vollziehen. Am deutlichsten tritt dieser Zusammenhang in der Entwicklung des Wortschatzes, der Syntax und der Funktionalstile zum Vorschein. Eine große Schicht von Wörtern entstehen unmittelbar in den Literatursprachen (s. u., S. 211). Auch die Entwicklung vieler syntaktischer Erscheinungen, die Wortstellung im einfachen und im komplexen Satz, die Ausgestaltung komplexer Sätze mittels der Konjunktionen, das wachsende Fassungsvermögen des Satzes u. a., sowie die fortschreitende Entwicklung der Funktionalstile (s. zum Mittelhochdeutschen S. 162) sind unmittelbar von der Entwicklung von landschaftlichen Literatursprachen angeregt. Selbst im Bereich des Lautwandels machen sich die Entwicklungstendenzen geltend, die mit der Herausbildung von landschaftlichen Literatursprachen verbunden sind. Viele Neuerungen im phonologischen System, die in den einzelnen Territorialdialekten bereits im mittelhochdeutschen Zeitalter entstanden waren, bekommen in der frühneuhochdeutschen Sprachperiode allgemeinere Verbreitung im Zusammenhang mit den Integrationsprozessen und mit der Herausbildung von landschaftlichen Literatursprachen, um später auch in die gemeindeutsche Literatursprache einzugehen (s. S. 212 ff.).

§ 92. Das Wachstum der Städte und die Entwicklung der bürgerlichen Kultur

Die Entwicklung der bürgerlichen Kultur. Die ersten Elemente der kapitalistischen Entwicklung in Deutschland datieren vom 14. – 15. Jh. Um diese Zeit tritt an die Stelle der feudalen ländlichen Lokalindustrie die frühkapitalistische Produktionsweise – der zünftige Gewerbebetrieb der Städ-

te. Diese neue Produktionsweise macht rasche Fortschritte in der Weberei, in der Metallindustrie, im Buchdruck und im Bergbau. Die kapitalistischen Entwicklungstendenzen (die Ware-Geld-Beziehung) machen sich auch in der Landwirtschaft geltend. Sie führen zur fortschreitenden Differenzierung der Klasse der Bauern und zur Verschuldung der Bauern an das städtische Wucherkapital. Auch der Handel hält mit der Entwicklung der Industrie Schritt. In Norddeutschland, im Süden und am Rhein blühen zahlreiche Handelsstädte auf, die sich aktiv am Fernhandel beteiligen. Die Hansestädte (Lübeck, Stralsund, Rostock, Wismar, Hamburg u. a.) halten jahrhundertlang den gesamten nordeuropäischen Handel an der Nord- und Ostsee in ihren Händen. Die rheinischen und süddeutschen Städte (Augsburg, Nürnberg, Köln, Straßburg, Frankfurt am Main u. a.) sind Hauptvermittler und größte Umschlagplätze des europäischen Handels mit dem Orient. Sie akkumulieren große Reichtümer. Es entstehen das Kaufmannskapital, das Kredit- und Bankwesen.

Die Änderung der Sozialstruktur der Gesellschaft hat den Niedergang der ritterlichen Kultur und das Emporkommen einer neuen bürgerlichen Kultur zur Folge. Diese findet ihren Ausdruck sowohl in der städtischen (bürgerlichen) Literatur und in der entsprechenden Entwicklung der bildenden Künste, als auch, und in erster Linie, im technischen und wissenschaftlichen Fortschritt, in der Verbreitung der Bildung, in der Einbeziehung der Masse der in Gewerbe und Handel tätigen städtischen Bevölkerung in den Kreis der Schriftlichkeit. „Die außerordentlich rasche Zunahme des geschäftlichen Lebens ist begleitet von einer ebenso außerordentlichen Zunahme und Ausweitung der geistigen Interessen der Kaufherren und Geschäftsleute... Im Geistesbild des Städters des 13.–14. Jh. kann der immense Wissensdrang nicht stark genug hervorgehoben werden“¹.

Die Untergrabung des Bildungsmonopols des Klerus und der dünnen Oberschicht der weltlichen Feudalherren, die neue Tendenz in der Entwicklung von Bildung und Kultur stehen also im engen Zusammenhang mit den neuen Bedürfnissen der Städte. Die schriftlichen Geschäftsmethoden, die sich im Handelswesen durchsetzen, das zünftlerische Handwerk, die städtische Verwaltung verlangen Kenntnisse auf dem Gebiet des Rechnens, des Münz- und Geldwesens, des Rechts und der Geographie. Die Festigung großer Fürstenschaften und der territorialen Zentralbehörden ruft die Entstehung eines Berufsbeamtentums ins Leben, das aus akademisch ausgebildeten Juristen rekrutiert wird. Es entstehen in den Städten Schulen von verschiedenem Typ – Ratsschulen, Lateinschulen, weltliche und Pfarrschulen, deutsche Schreib- und Leseschulen für kleine Kaufleute und Handwerker. 1348 gründet Karl IV. Luxemburg die erste Universität in Prag, 1365 wird auch eine Universität in Wien gegründet, und in den nachfolgenden Jahren entstehen weitere Universitäten in Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig, Rostock u. a. m. Die Erfindung des Buchdrucks durch Johann Gutenberg (1436) und

¹ Schirokauer A. Frühneuhochdeutsch // Deutsche Philologie im Aufriß / Hrsg. von W. Stammer. – B., 1952. – Bd. I.

die Entstehung von Buchdruckwerkstätten und des Buchhandels begünstigen den wissenschaftlichen Fortschritt und die Verbreitung der Bildung. Die Verwendung des Papiers statt des teuren Pergaments fördert die Verbreitung gedruckter Bücher. Im 15. Jh. entstehen große Buchdruckwerkstätten in Straßburg, Basel, Mainz, Ulm, Augsburg, Nürnberg, Leipzig, Köln, Lübeck. Buchdruck und Buchhandel machen schnelle Fortschritte. Bücher in lateinischer und deutscher Sprache werden in Tausenden Exemplaren hergestellt und in ganz Deutschland verkauft.

Die städtische Literatur. Die städtische Literatur ist durch Liedersammlungen, realistische Versnovellen, Sammlungen von Schwänken, geistliche Dramen und weltliche Schauspiele, Volksbücher vertreten. Sie schildert das bürgerliche und bäuerliche Leben und widerspiegelt die Ideologie verschiedener sozialer Schichten der städtischen Bevölkerung. Besonders zu nennen sind das 1494 erschienene satirische Poem des Straßburger Humanisten Sebastian Brant (1457–1521), das die Missstände der Kirche geißelte, Thomas Murners (1475–1537) „Doctor murners narrenbeschwörung“, das Tierepos „Reynke de vos“ (Reineke der Fuchs), eine Satire auf die feudale Gesellschaft, 1498 in Lübeck herausgegeben, das gegen 1450 verfasste von der Volksopposition durchdrungene Volksbuch „Till Eulenspiegel“. Seit dem 14. Jh. entwickelt sich das Drama. Neben geistlichen Dramen, die das Leben und die Leiden von Jesus Christus schildern, entwickelt sich besonders intensiv das weltliche Schauspiel. Es sind derbe volkstümliche Fastnachtspiele, die ihren Stoff dem städtischen Alltag entnehmen. Der zeit- und gesellschaftskritische Geist der städtischen Literatur des 14.–15. Jh. widerspiegelt die ideologischen Strömungen in der deutschen Gesellschaft am Vorabend der frühbürgerlichen Revolution, die eine reiche politische Literatur ins Leben ruft (s. u., S. 202 f.). Auch nach der Niederlage der Revolution von 1522–1525 entwickelt sich die städtische bürgerliche Literatur sehr intensiv. In die Mitte des 16. Jh. fällt das Schaffen des Nürnberger Schuhmachers und Dichters Hans Sachs (1494–1576), der 85 Fastnachtspiele, zahlreiche Gesänge und Schwänke verfasste. In dieser Zeit schafften auch Jörg Wickram (1505–1562), der erste deutsche Romanschriftsteller, der seine Stoffe ebenfalls dem bürgerlichen Leben entnahm, der Lustspieldichter Nicodemus Frischlin (1547–1590), der größte deutsche Satiriker des 16. Jh. Johann Fischart (1546–1590). 1587 erscheint das berühmte Volksbuch „Historia von D. Johann Fausten“, in dessen Mittelpunkt das Leben des Zaubers und Scharlatans Faust steht, 1598 das Narrenspiel „Die Schiltbuerger“, das die Beschränktheit des bürgerlichen Lebens und die Gemeindeverwaltung verspottet.

Die Geschäftssprache. Besonders intensiv geht im 14.–15. Jh. die Entwicklung der Kanzlei- und Geschäftssprache vor sich. Bereits in der 2. Hälfte des 13. Jh. mehren sich die Urkunden der Städte, Klöster, Fürsten. Es sind Prozessakte, Testamente, Schenkungen an Klöster, Zunftordnungen, der Briefverkehr der Städte u. a. m. Große Bedeutung für die Entwicklung der Kanzlei- und Geschäftssprache hat der Übergang der kaiserlichen Kanzlei und der größten fürstlichen Kanzleien zum ausschließlichen Gebrauch der



Hans Sachs

deutschen Sprache, der sich seit dem 14. Jh. vollzieht. Unter Ludwig dem Bayern (1314–1347), Karl IV. Luxemburg (1347–1378) sowie im 15. Jh. unter den Habsburgern bedienen sich die kaiserlichen Kanzleien bereits regelmäßig der deutschen Sprache. Die Rechts- und Kanzleitermini, die sich hier entwickeln, gehen unmittelbar in die regionalen Literatursprachen ein und haben von Anfang an gemeindeutschen Charakter. Es wird auch große Aufmerksamkeit der Sprachpflege geschenkt. Große Verdienste um die literarische Formung und Normung der Sprache der Urkunden hatte der Kanzler Karls IV. Johann von Neumarkt. Unter ihm wurde die Sprache der kaiserlichen Kanzlei von mundartlichen Eigen-

tümlichkeiten befreit und mehr oder weniger genormt. Weitere literarische Formung und Normung erfuhr die Geschäftssprache im 15. Jh. in der Kanzlei des sächsischen Kurfürsten Friedrichs des Weisen (1486–1525). Die Normung der Kanzleisprache stützte sich hier auf die sprachlichen Traditionen Leipzigs, Meißens, Wittenbergs und anderer obersächsischer Städte. Eine gepflegte Kanzleisprache entwickelte sich auch in der kaiserlichen Wiener Kanzlei. Sie erreichte ihre höchste Blüte zur Zeit Maximilians I. (1493–1519).

Neben die Kanzleisprache tritt auch die deutsche Geschäfts- und Handelssprache. Sie entwickelt sich Hand in Hand mit der Geldwirtschaft, mit dem Aufblühen norddeutscher und süddeutscher Handelsstädte sowie im Zusammenhang mit dem wachsenden Fernhandel unter den deutschen Städten und mit dem Ausland. Ihre Termini und Stilnormen gewinnen auch gemeindeutschen Charakter. Die Geschäfts- und Handelssprache erreicht ihren Höhepunkt in der Geschäftssprache der Hanse, die im ganzen nördlichen Europa eine Art internationaler Geschäftssprache wurde.

Geschichtsschreibung. Das 14.–15. Jh. sind auch die Blütezeit der städtischen Geschichtsschreibung. Es werden Chroniken deutscher Städte aufgezeichnet (vgl. S. 151 f.). Ihre Verfasser sind Patrizier, reiche Kaufleute, die vom Stadtrat dazu beauftragten Stadtschreiber, städtische Kleriker.

Lese- und Schreibanweisungen. Volkslesebücher. Der erwachte Wissensdrang und die Einbeziehung der städtischen Bevölkerung in den Kreis der Schriftlichkeit förderten die Entstehung von Lehr- und Lernbüchern und von Volkslesebüchern. Es erscheinen gedruckte Lehrbücher für deutsche Schreib- und Leseschulen, Lese- und Schreibanweisungen wie „Die rechte weis auff's kürztist lesen zu lernen“ Valentin Ickelsamers (1527) und die von ihm verfasste Grammatik „Teutsche Grammatica, Daraus ainer vom jm selbs mag lesen lernen“ (1534), Lese- und Schreibanweisungen anderer Autoren, z. B. das „Hantbüchlein gruntlichs berichts, recht vnd wolschrybens“ von

Helias Meichssner (1538), „Orthographia“ Fabian Frangks (1531), Ortholph Fuchsspergers „Leeßkonst“ (1542), das kurze Lehrbuch Johann Kolross' „Enchiridion“ (1530). Es erscheinen auch in dieser Zeit in deutscher Sprache Reisebücher, Erdbeschreibungen, Naturkunden, Rechenbücher u. a. m.

Die gelehrte Prosa. Obwohl die Sprache der Wissenschaft und die Unterrichtssprache an den deutschen Universitäten in der behandelten Periode das Latein war, beginnt sich mit der Erstarkung des Nationalbewusstseins und mit der beginnenden bewussten Sprachpflege die deutsche Sprache seit dem 16. Jh. auch als Sprache der Wissenschaft durchzusetzen. 1527 hielt Paracelsus, Professor der Medizin in Basel als erster seine Vorlesungen an der Universität Basel in deutscher Sprache und schrieb auch in deutscher Sprache seine Bücher zur Medizin und Pharmazie. Neben zahlreichen lateinischen wissenschaftlichen Traktaten erscheinen in dieser Zeit die ersten wissenschaftlichen Traktate in deutscher Sprache, so auf dem Gebiet der Geometrie und Stereometrie Albrecht Dürers „Unterweisung der Messung“ (1525), auf dem Gebiet der Philosophie und Logik Ortholph Fuchsspergers Buch „Ain gründlicher klarer Anfang der natürlichen vnd rechten kunst der waren Dialectica... auß dem Latein ins teutsch transferiert vnd zusammengefast“ (1533). Sowohl die wissenschaftliche Terminologie, als auch die Stilnormen der wissenschaftlichen Prosa kommen auch der gesamten deutschen Sprache zugute und gehören mit zu den Voraussetzungen der späteren Entwicklung der gemeindeutschen nationalen Literatursprache.

Der Humanismus. Eine große Rolle im kulturellen und geistigen Leben Deutschlands spielte im 16. Jh. der Humanismus, eine fortschrittliche frühbürgerliche Weltanschauung. Im Gegensatz zur mittelalterlichen Weltanschauung stellten die Humanisten nicht Gott, sondern den modernen gebildeten Menschen in den Mittelpunkt. Ihr Wirkungsbereich waren Philosophie, Geschichtsschreibung, antike Literatur, Pädagogik, Naturwissenschaft. Von hervorragender Bedeutung für die deutsche Wissenschaft und Kultur waren die pädagogischen Ideen von Philipp Melanchthon, der in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Wittenberg 1518 die Ausbildung der Jugend in allen Bereichen des weltlichen Lebens und für das Leben forderte, die mathematischen Forschungen von Regiomontanus und Peurbach, die Geschichtsforschung von Conrad Celtes, der die „Germania“ von Tacitus (vgl. S. 35) neu herausgab und interpretierte, die publizistische und wissenschaftliche Tätigkeit von Erasmus von Rotterdam mit seinem berühmten Werk „Lob der



Philipp Melanchthon.
Kupferstich von Albrecht Dürer

Torheit“ („Encomion morias seu laus stultitiae“), das Studium des Griechischen und des Hebräischen durch Johannes Reuchlin, die anti-römische Tätigkeit Ulrichs von Hutten und seine Studien auf dem Gebiete deutscher Geschichte.

Obwohl der Humanismus in Deutschland wie auch in den anderen Ländern Europas sehr stark auf die antike Literatur und klassische Sprachen orientiert war, kam die wissenschaftliche und pädagogische Tätigkeit der Humanisten der Entwicklung der deutschen Sprache in sehr großem Maße zugute. Die Humanisten waren bestrebt durch Übersetzung religiöser und weltlicher Literatur den breitesten Kreisen neue Erkenntnisse zugänglich zu machen. Sie übertrugen ins Deutsche mehrere Werke der Weltliteratur, z. B. Boccaccios „Dekamerone“, Rabelais' „Gargantua“, den Amadis-Roman u. a. Die am Vorbild des Lateins geschulten Humanisten suchten sowohl durch ihre Übersetzungstätigkeit als auch in ihren in deutscher Sprache abgefassten wissenschaftlichen Schriften dem Deutschen die Vollkommenheit des als vorbildlich geltenden Latein zu verleihen. Dies fand seinen Ausdruck in zahlreichen Latinismen (Entlehnungen und Lehnübersetzungen aus dem Latein) und in syntaktischen und stilistischen Nachahmungen. Durch ihre Bemühungen um die deutsche Sprache suchten sie ihr Ansehen zu heben. Sie schufen auch reichhaltige lateinisch-deutsche Wörterbücher und befassten sich mit vergleichender Sprichwortsammlung, indem sie lateinische und deutsche Sprichwörter sammelten und durch Lehnübersetzung viele lateinische Sprichwörter und geflügelte Worte im Deutschen geläufig machten. Die Humanisten beteiligten sich auch durch Übertragungen aus dem Lateinischen ins Deutsche, durch Redaktionsarbeit und Korrekturen der Druckschriften an der Tätigkeit der Drucker und trugen dadurch zur Verbreitung des literatursprachlichen Deutsch durch den Buchdruck bei.

§ 93. Die landschaftlichen Literatursprachen

Die Entwicklung landschaftlicher Literatursprachen fällt in das 14.–15. Jh. Die landschaftlichen Literatursprachen, auch landschaftliche Varianten der Literatursprache genannt, waren eine Vorstufe zur Herausbildung einer gemeindeutschen Literatursprache.

Die Vielfalt der landschaftlichen Varianten der Literatursprache entsprach den sozialhistorischen Verhältnissen der frühneuhochdeutschen Zeit, der schwachen Zentralisierung Deutschlands, seiner Zersplitterung, dem regionalen Charakter von Produktion und Handel.

Die landschaftlichen Literatursprachen entstanden in verschiedenen Regionen des Deutschen Reiches.

Mittelniederdeutsch. Im Norden entwickelte sich im 14. Jh. aus der Geschäftssprache der Hansestädte eine niederdeutsche Variante der Literatursprache, das Mittelniederdeutsch. Ihr liegt in erster Linie die Geschäftssprache Lübecks (Niedersächsisch) zugrunde. Die niederdeutsche landschaftliche Variante der Literatursprache wurde nicht nur im Handelsverkehr zwischen den deutschen Hansestädten, sondern gleichfalls im aus-

ländischen Handelsverkehr mit den skandinavischen Ländern, mit dem slawischen Osten und Finnland gebraucht und war die Verkehrssprache des europäischen Nordens. In Mittelniederdeutsch wurde das Stadtrecht niederdeutscher Städte abgefasst (Magdeburg, Goslar, Braunschweig, Paderborn, Dortmund, Soest). Ihrer bedienten sich die niederdeutschen Kanzleien. Es entstand auch eine reiche niederdeutsche Dichtung und Prosaliteratur. Erst zu Beginn des 16. Jh. verlor die niederdeutsche Variante der Literatursprache mit dem Verfall der Hanse ihre Bedeutung und wurde aus dem schriftlichen Verkehr und aus dem kulturellen Leben der Städte vom Hochdeutschen verdrängt.

Mittelniederländisch. Im Nordwesten, in den Niederlanden, wurde die niederländische Variante der Literatursprache, das Mittelniederländisch, das sich als die Sprache der höfischen und städtischen Dichtung in Flandern und Brabant auf niederfränkischer Grundlage herausgebildet hatte, auch zur Kanzlei- und Geschäftssprache der flandrischen und Brabanter Städte. Der Austritt der Niederlande aus dem Deutschen Reich und der jahrhundertelange Kampf um nationale und staatliche Unabhängigkeit bestimmte die spätere Entwicklung des Mittelniederländischen zu einer selbständigen Nationalsprache.

Ostmitteldeutsch. Im meißnisch-obersächsischen Gebiet entwickelte sich seit dem 14. Jh. eine ostmitteldeutsche Variante der Literatursprache, die in der Mark Meißen, in Thüringen, Schlesien und in der Lausitz sowie in Böhmen und Mähren (vgl. S. 154) gebraucht wurde. Sie ist durch Kanzleiurkunden, Stadtrechtssammlungen, geistliche und lehrhafte Prosa belegt. Auf der Grundlage von Kolonialdialekten entstanden (vgl. S. 155), besaß sie den Charakter einer Ausgleichssprache.

Dank dem großen Ansehen Obersachsens gewann die ostmitteldeutsche Variante der Literatursprache nicht nur in Mitteldeutschland, sondern auch in Norddeutschland, wo sie um die Wende des 15. Jh. die niederdeutsche Variante der Literatursprache ablöste, sowie in Schwaben und Franken an Boden. Auch die ostmitteldeutsche geistliche und didaktische Prosa besaß große Ausstrahlungskraft und fand in den anderen Teilen des Deutschen Reiches Verbreitung.

In den nachfolgenden Jahrhunderten wurde die ostmitteldeutsche Literatursprache zur Grundlage der werdenden gemeindeutschen nationalen Literatursprache.

Das Gemeine Deutsch. Im Südosten, im bairisch-österreichischen Sprachkreis entwickelte sich im 14.–15. Jh. auf der Grundlage der Kanzleisprache die südöstliche landschaftliche Variante der Literatursprache, in der eine reiche geistliche und weltliche Literatur bestand, das sog. Gemeine Deutsch. Es breitete seinen Einfluss allmählich auf den Südwesten bis nach Elsass und Basel aus. Das Ansehen des Gemeinen Deutsch, das bis in das 18. Jh. mit der ostmitteldeutschen Literatursprache konkurrierte (vgl. S. 243), beruhte darauf, dass es von namhaften Schriftstellern (Hans Sachs, Thomas Murner, Sebastian Franck) und von den Buchdruckereien der führenden Druckerstädte Augsburg und Nürnberg gebraucht wurde.

§ 94. Sprachliche Einigungstendenzen in der frühneuhochdeutschen Zeit

Es wirken bereits in der frühneuhochdeutschen Zeit sprachliche Einigungstendenzen, die über den Rahmen einzelner sprachlicher Landschaften hinausreichen. Eine davon ist die Tendenz zur sog. „Verhochdeutschung“ aller Gattungen des Schrifttums in Mittel- und Norddeutschland.

Die Tendenz zur „Verhochdeutschung“ mittel- und niederdeutschen Schrifttums nahm noch in der mittelhochdeutschen Sprachperiode ihren Anfang in Verbindung mit der vorherrschenden wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Stellung des schwäbisch-fränkischen Südwestens und mit dem reichen Aufblühen der höfischen Dichtung unter den Staufern (vgl. S. 148). Auch nach dem Niedergang der ritterlichen Literatur und nach der Herausbildung neuer wirtschaftlich-politischer und kultureller Zentren (die Hansestädte im Norden, Nürnberg im Südosten, Köln am Mittelrhein) sank nicht das Ansehen der süddeutschen (hochdeutschen) Sprachform, und der Einfluss der „klassischen“ mittelhochdeutschen Dichtersprache blieb erhalten. Am stärksten war er in der geistlichen Prosa, insbesondere in der sorgfältig literarisch geformten Sprache der Mystiker, am schwächsten in der städtischen Literatur, in den Chroniken und in der Geschäftsprosa (Rechtsaufzeichnungen, Urkunden) zu spüren. Inhalt, funktionale Stilgattung, inhaltsbedingte Wortwahl schlossen für die letzteren einen unmittelbaren Einfluss der höfischen Dichtung aus. Die „Verhochdeutschung“ der Sprache, die diese Schriftdenkmäler dennoch aufwiesen, bestand im Vordringen hochdeutscher Lautformen und Wortformen sowie der hochdeutschen Lexik. So entstanden verschiedene Varianten von „gemischter“ Sprache, die die Kennzeichen des heimischen Territorialdialekts mit den aus dem Süden überkommenen Sprachformen vereinigte.

Im 14.–15. Jh. äußerte sich die andauernde Tendenz zur „Verhochdeutschung“ vornehmlich in der Verschmelzung mitteldeutscher und süddeutscher Elemente in der ostmitteldeutschen Literatursprache, was die letztere zu einer Ausgleichssprache gestaltete (vgl. S. 249 ff. Näheres zu den mitteldeutschen und süddeutschen, d. i. oberdeutschen Merkmalen des Ostmitteldeutschen s. S. 253 f.).

Die Einigungstendenzen kommen in der frühneuhochdeutschen Zeit auch darin zum Ausdruck, dass sowohl das Gemeine Deutsch als auch das Ostmitteldeutsche sich über die ursprünglichen Grenzen hinaus verbreiteten. Das Gemeine Deutsch verbreitete sich über den gesamten oberdeutschen Raum (s. o.), das Ostmitteldeutsche gewann bereits in der frühneuhochdeutschen Zeit den niederdeutschen und einen Teil des westmitteldeutschen Sprachraums (s. S. 199).

Im 16. Jh. nehmen die sprachlichen Einigungstendenzen den Charakter eines bewussten Ringens um eine gemeindeutsche Sprache an. Die Entwicklung des Nationalbewusstseins, der Drang nach politischer Einigung, nach Konsolidierung der Nation, der die frühkapitalistische Epoche kennzeichnet, ruft auch das Streben nach sprachlicher Einigung und nach be-

wusster Pflege der Muttersprache hervor, deren Wert und Würde nun erkannt und eifrig unterstützt werden. Dieses Streben kommt deutlich in den Schriften und in der gesamten Tätigkeit deutscher Humanisten zum Ausdruck (vgl. S. 197 f.).

Das wachsende Bedürfnis nach einer Einheitssprache ruft in dieser Zeit auch den Begriff „gemin teutsch“ ins Leben. Ihn bringen in der 2. Hälfte des 15. Jh. besonders die größten süddeutschen Buchdruckereien von Augsburg, Nürnberg, Basel, Straßburg in Umlauf. Sie meinen damit die oberdeutsche Variante der Literatursprache, der sie nachfolgen.

Auch die Erfindung des Buchdrucks und die schnellen Fortschritte des Buchdruckwesens und des Buchhandels fördern den sprachlichen Ausgleich. Obwohl sich die Drucker im 15.–16. Jh. noch vornehmlich der regionalen Varianten der Literatursprache bedienen, erhält die Sprachpflege mit der Entwicklung des Buchdrucks immer mehr bewussten Charakter. Da die Bücher nun in Tausenden Exemplaren hergestellt und in ganz Deutschland verkauft werden, streben die Drucker die Vereinheitlichung der Sprache und der Schreibung an. Sie stützen sich dabei auf den Sprachgebrauch der bedeutendsten Kanzleien und ziehen gern zu Redaktionsarbeiten und Korrekturen der Druckschriften die Humanisten heran (vgl. S. 197 f.). Einen besonderen Aufschwung nimmt das Buchdruckwesen in den süddeutschen Städten – in Augsburg, Nürnberg, Straßburg und Basel. Hier entsteht eine Variante der Druckersprache, die sog. „Augsburger Druckersprache“, auf welche die im 15. Jh. aufkommende Bezeichnung „Gemeindeutsch“ in erster Linie zutrifft (vgl. S. 199 f.). Die Sprache der Augsburger Drucker vermeidet mehr als alle anderen Druckersprachen lokale Färbung, indem sie bairisch-österreichische und schwäbische, d. h. südöstliche und südwestliche Charakterzüge in sich vereinigt. Sie wird nicht nur von den Augsburgern Druckern, sondern auch von den Druckern Nürnbergs, Ulms, Straßburgs, Bambergs und Würzburgs angewendet. Auch auf die Druckersprache Westmitteldeutschlands (Mainz, Worms, Frankfurt) übt das Augsburger Gemeindeutsch großen Einfluss aus.

Doch waren die Voraussetzungen für eine wirkliche Vereinheitlichung der deutschen Sprache in der frühneuhochdeutschen Zeit noch nicht gegeben. Weder im 15. Jh., noch im 16. Jh. kam es zur nationalen Einigung und zur Vereinheitlichung der deutschen Sprache. Beides wird durch andauernde Zersplitterung und ungleichmäßige wirtschaftliche Entwicklung des Landes verhindert.

§ 95. Der deutsche Bauernkrieg und die Reformation

Die politische Situation um 1500 und der deutsche Bauernkrieg. Friedrich Engels charakterisiert die politische und wirtschaftliche Situation zu Beginn des 16. Jh. wie folgt: „Die Zivilisation in Deutschland existierte nur sporadisch, um einzelne Zentren der Industrie und des Handels gruppiert; die Interessen dieser einzelnen Zentren selbst gingen weit auseinander, hatten kaum hie und da einen Berührungspunkt. Der Süden



Eidschwur von Bauern auf
die Bundschuhfahne. Anonymer
Holzschnitt, 1513

hatte ganz andere Handelsverbindungen und Absatzmärkte als der Norden; der Osten und der Westen standen fast außer allem Verkehr. Keine einzige Stadt kam in den Fall, der industrielle und kommerzielle Schwerpunkt des ganzen Landes zu werden, wie London dies z. B. für England schon war¹. Die politische Zersplitterung des Landes dauerte an. Die Fürsten waren fast vollkommen unabhängig vom Kaiser. „Sie machten Krieg und Frieden auf eigene Faust, hielten stehende Heere, riefen Landtage zusammen und schrieben Steuern aus“². Der Ackerbau blieb rückständig. Die Bauernschaft stöhnte unter der Willkür der Feudalen und unter der Steuerlast.

Ausdruck der tiefen sozialen Gegensätze jener Epoche wurde die deutsche Reformation von 1517–1525, die 1524/25 im Großen Bauernkrieg ihren Höhepunkt fand. F. Engels bezeichnet sie als die erste bürgerliche Revolution in Europa. Wie bekannt, endete sie mit der Niederlage der revolutionären Volksmassen. „Die Bauern waren überall wieder unter die Botmäßigkeit ihrer geistlichen, adligen oder patrizischen Herren gebracht; die Verträge, die hie und da mit ihnen abgeschlossen waren, wurden gebrochen, die bisherigen Lasten wurden vermehrt durch die enormen Brandschatzungen, die die Sieger den Besiegten auferlegten. Der großartigste Revolutionsversuch des deutschen Volks endigte mit schmachlicher Niederlage und momentan verdoppeltem Druck“³. Das Land ging aus dem Bauernkrieg geschwächt hervor. Seine Zersplitterung vergrößerte sich. Die Einigung der deutschen Nation wurde um Jahrhunderte hinausgeschoben.

Die politische Literatur in der Zeit der Reformation und des Bauernkrieges. Trotz der Niederlage des Bauernkrieges trugen die politischen Kämpfe dieser Epoche sehr wesentlich zur beginnenden Herausbildung einer gemeindeutschen Literatursprache bei. Der Kampf gegen die Großfeudalen und die päpstliche Kirche erfasste alle Klassen der Gesellschaft. Breite Volksmassen beteiligten sich aktiv am ideologischen Streit um religiös-politische Probleme. Im Zusammenhang damit wurde die deutsche Sprache zum erstenmal zur Sprache der Propaganda unter den breiten Volksmassen.

¹ Engels F. Der deutsche Bauernkrieg. – B., 1955. – S. 28.

² Ebenda.

³ Engels F. Op. cit. – S. 28.

Das ganze Land wurde von religiös-politischen Pamphleten, Agitationsschriften, satirischen Schriften, Aufrufen, politischen und agitatorischen Flugschriften in Prosa, in Versen und in Form von Dialogen überflutet. Der Buchdruck nahm einen raschen Aufschwung. In den fünf Jahren von 1518 bis 1523 wurden mehr deutsche Bücher gedruckt als in den vorausgegangenen fünfzig Jahren, die seit der Erfindung des Buchdruckes verflossen waren. Der Begründer des deutschen Protestantismus und der Ideologe der gemäßigten bürgerlichen Reformation Martin Luther, der Führer des revolutionären Bauerntums und der Plebejer Thomas Münzer, der Führer des aufrührerischen niederen Adels und der verarmten Ritterschaft Ulrich von Hutten, der schweizerische Reformator Huldrych Zwingli und viele andere Verfasser von Flug- und Streitschriften sowie die ideologischen Gegner der Reformationsbewegung, der katholische Publizist und satirische Dichter Thomas Murner, der katholische Theologe Johann Eck u. a. wenden sich in ihren Agitationsschriften an die breiten Volksmassen. Die Verfasser der Agitationsliteratur versuchen breite Massen für ihre Ideen zu gewinnen, sie anzufeuern und mitzureißen. Die Sprache wird für sie zur Waffe im ideologischen Streit. Das führt zu einer starken Demokratisierung der Schriftsprache. Der Stil der meisten Agitationsschriften ist „volksmäßig“, er nähert sich bei vielen Verfassern mehr oder weniger dem der Alltagssprache. Obwohl einige Flugschriften noch stark mundartlich gefärbt sind, wird der bereits im Umlauf befindliche Begriff „gemain Teutsch“ immer aktueller. So schreibt zum Beispiel Martin Luther über die ostmitteldeutsche Variante der Literatursprache, die er in seinen Schriften gebraucht, dass sie „die gemeinste Teutsche Sprache“ sei (vgl. S. 204 f.). Zugleich hebt das große Interesse für Fragen der Religion und Politik das Prestige der Schriftsprache und vergrößert ihren Einfluss auf die breiten Volksmassen. Obwohl die Vereinheitlichung der Sprache nur das erstrebte Ideal bleibt, macht die Schriftsprache in dieser Zeit doch eine gewaltige Entwicklung durch. Für die Agitationsliteratur dieser stürmischen revolutionären Zeit reichen die Traditionen der Kanzlei und Geschäftssprachen der vorausgehenden Jahre nicht aus. Ihre Verfasser suchen nach geeigneter Ausdrucksweise; Sprachprobleme werden somit zu einer wichtigen öffentlichen Angelegenheit. Probleme der treffenden Wortwahl, der kräftigen, volksmäßigen, dem Inhalt der Agitationsliteratur entsprechenden Ausdrucksweise stehen auf der Tagesordnung.

Die sprachliche Leistung Luthers.
Besondere Bedeutung für die weitere

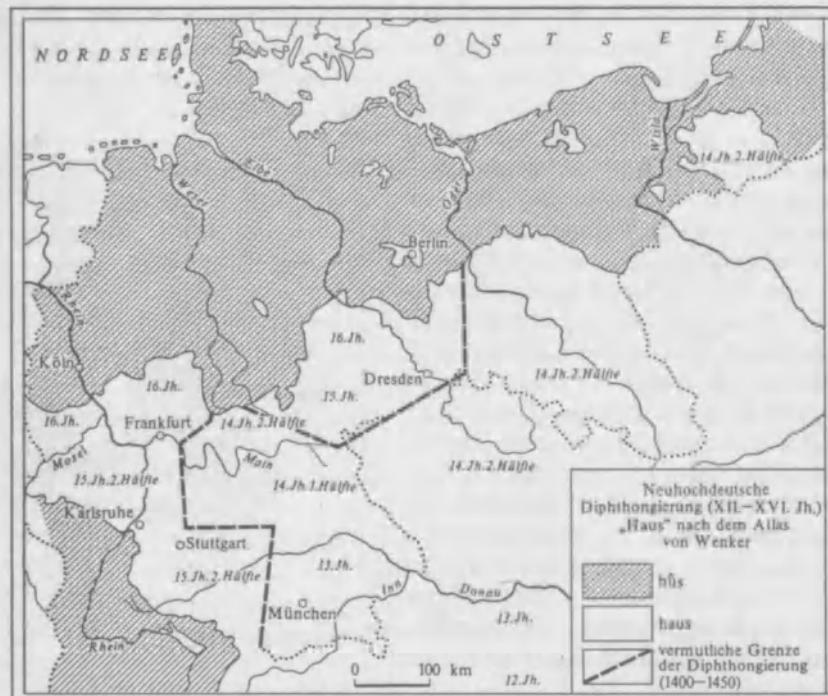


Martin Luther. Holzschnitt nach
einem Bild von Lukas Kranach
(1521)

Entwicklung der deutschen Literatursprache hatten die Schriften des Begründers des deutschen Protestantismus Martin Luther. Einerseits wurzelte sie in der hervorragenden sprachlichen Begabung Luthers und seiner großen sprachlichen Leistung, andererseits im Sieg der gemäßigten bürgerlichen Reformation und der Verbreitung der Lutherschen Reformationslehre im größten Teil Deutschlands.

Der Mittelpunkt der lutherischen Reformation war Sachsen und das ihm angeschlossene Thüringen. Martin Luther, aus Eisleben (Thüringen) gebürtig, Professor der Theologie und Philosophie an der Universität Wittenberg in Sachsen, trat unter dem Schutz des sächsischen Kurfürsten Friedrich, dem Haupt der lutherischen Partei und dem Führer der fürstlichen Opposition gegen den Kaiser auf. Von Sachsen aus verbreitete sich die Lehre Luthers nach Nord- und Westmitteleuropa sowie in viele süddeutsche Städte. Luthers Bibelübersetzung, sein Katechismus, seine Kirchenlieder, seine theologischen Traktate und Streitschriften verbreiteten sich über das ganze protestantische Deutschland. Seine Bibelübersetzung wurde zum meistgelesenen Buch seiner Zeit, zum wahren Volks- und Schulbuch; sein Katechismus und seine Kirchenlieder wurden auswendig gelernt.

Luther schenkte der literarischen Formung der Sprache die größte Aufmerksamkeit und besaß eine große sprachliche Begabung. Er war sich über



Die neuhochdeutsche Diphthongierung (12.–16. Jh.)

die Wichtigkeit der sprachlichen Vereinheitlichung völlig im Klaren. Für die geeignete Grundlage der Vereinheitlichung hielt er die ostmitteldeutsche Variante der Literatursprache. Darüber sagte er: „Ich hab keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Teutschen, sondern brauche der gemeinen Teutschen Sprach, daß mich beyde, Ober- vnd Niederländer verstehen mögen. Ich red nach der sachsischen Cantzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten vnd Könige im Teuschlande... Darumb ist auch die gemeinste Teutsche Sprach“.

Luther folgte der ostmitteldeutschen literarischen Tradition in der Lautform, Formenbildung und Schreibung. Sein Prestige und die Verbreitung seiner Schriften im ganzen protestantischen Deutschland trugen zur Verbreitung und Festigung dieser Sprachform bei. Doch waren weder die trockene, juristisch eingestellte, dem lateinischen Vorbild sklavisch folgende Kanzlei- und Geschäftssprache noch die gelehrte, durchaus unvolkstäbliche humanistische Prosa der vorausgehenden Jahrzehnte geeignet, die Sprache von Agitationsschriften, Waffe im Kampf gegen Papst und Katholizismus, Ausdrucksmittel des neuen reformierten Glaubens zu werden.

Daher musste Luther für seine Bibelübersetzung und seine polemischen Schriften nach anderen Ausdrucksmitteln suchen. Einerseits knüpfte er an die Traditionen der geistlichen und didaktischen Literatur des Spätmittelalters (Volksbibeln, Predigtsammlungen, theologische Schriften der Mystiker, vgl. S. 151 f.), andererseits an die demokratischen Tendenzen der Agitationsliteratur der Reformationszeit an. Auch in Bezug auf Wortwahl und Wortschöpfung, Satzbau und Stil ist Luther ein kühner, origineller Sprachmeister. In seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“ erzählt er davon, wie viel Mühe ihm die Übersetzung der Bibel gekostet habe: „Nu es verdeuscht vnd bereit ist, kans ein jeder lesen vnd meistern. Leufft einer itzt mit den augen durch drey odder vier bletter, und stösst nicht ein mal an, wird aber nicht gewar, welche wacken vnd klötze da gelegen sind, da er itzt vber hin gehet, wie vber ein gehoffeltes bret, da wir haben müst schwitzen vnd vns engsten, ehe denn wir solche wacken vnd klötze aus dem wege reumeten... Ah, es ist dolmetschen ja nicht eines iglichen kunst...; es gehöret dazu ein recht frum, treu, vleisig, forhtsam, Christlich, geleret, erfarn, geübet hertz...“.

Kennzeichnend für die Sprache Luthers ist ihre Volkstümlichkeit. Sie ist der Alltagssprache nahe, bildlich, reich an Sprichwörtern und geflügelten Worten und frei vom lateinischen Einfluss. Sie hat einen klaren und durchsichtigen Satzbau. Im gleichen „Sendbrief“ spricht Luther darüber, wie man aus der Volkssprache schöpfen soll; „Man mus nicht die buchstaben jnn der Lateinischen sprachen fragen wie man sol Deusch reden... Sondern man mus die mutter jhm Hause, die rinder auff der gassen, den gemeinen mann auf dem markt drum fragen, und den selbigen auff das Maul sehen, wie sie reden, vnd darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn, vnd mercken, daß man Deusch mit jhn redet“. Man nennt Luther mit Recht den ersten Klassiker der deutschen Kunstprosa. Sehr hoch hat die sprachliche Leistung Lu-

thers F. Engels eingeschätzt, indem er über ihn schrieb: „Luther fegte nicht nur den Augiasstall der Kirche, sondern auch den der deutschen Sprache aus, schuf die moderne deutsche Prosa...“¹.

§ 96. Die Verbreitung der Sprache Luthers in der frühneuhochdeutschen Zeit

Die ostmitteldeutsche Variante der Literatursprache, wie sie in den Werken Luthers ausgebaut und fixiert war, verlor immer mehr ihren landschaftlichen Charakter. Im Laufe des 16.–17. Jh. und in der 1. Hälfte des 18. Jh. verdrängte sie die anderen landschaftlichen Literatursprachen und arbeitete sich zur gemeindeutschen nationalen Literatursprache empor.

Voraussetzungen dafür waren:

1. Das Ansehen Sachsens als eines der größten und einflussreichsten Fürstentümer Deutschlands; seine vorherrschende Stellung im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben des Landes;
2. Die führende Rolle Sachsens als Mittelpunkt der rasch um sich greifenden lutherischen Reformation; hier erschienen alle wichtigen Schriften der Reformationsliteratur und vor allem die Schriften Luthers;
3. Die große sprachliche Begabung Luthers und seine persönliche Leistung als Schöpfer einer vorbildlichen deutschen Prosa auf volksmäßiger Grundlage;
4. Nicht zuletzt auch der Ausgleichscharakter der ostmitteldeutschen Variante der Literatursprache (vgl. S. 200), die mehrere Berührungspunkte mit der Sprache anderer Teile Deutschlands aufwies.

Die Verbreitung der ostmitteldeutschen Literatursprache ging ungleichmäßig vor sich und war erst um 1750, d. h. in der neuhochdeutschen Sprachperiode abgeschlossen.

In Ostmitteldeutschland begann die sprachliche Vereinheitlichung noch vor Luther. Luthers Sprache wurde hier als die eigene Sprache empfunden. Auch im westmitteldeutschen Sprachraum wurde sie dort, wo die Reformation siegte, z. B. in Hessen, leicht aufgenommen. In den anderen Regionen Deutschlands stieß sie auf zweierlei Hindernisse. Entweder war der Unterschied zwischen der ostmitteldeutschen literarischen Sprachform und den landschaftlichen Sprachformen zu groß, was die Aneignung dieser Sprachform erschwerte, z. B. in Norddeutschland, oder es wirkten konfessionelle Vorurteile hemmend, wie im katholischen Süden.

In Norddeutschland stand der Verbreitung der ostmitteldeutschen Literatursprache nur der große Unterschied zwischen dem niederdeutschen und dem oberdeutschen Sprachtyp im Wege. Aus diesem Grunde übertrug man hier Luthers Bibel zuerst ins Niederdeutsche. Der Sieg der Reformation steigerte hier erheblich das Ansehen Obersachsens. Die Nachbarschaft zu Obersachsen und die wachsende Rolle Leipzigs für den norddeutschen

¹ Engels F. Dialektik der Natur. – B., 1952. – S. 9.

Handel schufen günstige Voraussetzungen für die Verbreitung der Lutherschen ostmitteldeutschen Sprachform, die sich nicht nur im schriftlichen, sondern auch im mündlichen Gebrauch der Gebildeten in den Städten einbürgerte. Mit der um sich greifenden ostmitteldeutschen Literatursprache konkurrierte in Norddeutschland keine andere literarische Sprachform, da die niederdeutsche Variante der Literatursprache (vgl. S. 199) um 1500 mit dem Niedergang der Hanse verkümmert war. Daher verbreitete sich hier die ostmitteldeutsche Literatursprache, das „Meißnische“, wie man sie im 16.–17. Jh. nannte, rascher als in Süddeutschland. Zuerst erfasste sie Brandenburg und den gesamten an den ostmitteldeutschen Sprachraum unmittelbar angrenzenden Nordosten. Im angehenden 17. Jh. wich das Niederdeutsche in der schriftlichen Sphäre gänzlich der hochdeutschen (ostmitteldeutschen) Sprachform aus und blieb nur in Form gesprochener Lokalmundarten erhalten.

Im Süden, im alemannisch-bairischen Sprachraum, stieß die Verbreitung der Lutherschen ostmitteldeutschen Literatursprache auf weit größere Hindernisse, obwohl die sprachlichen Unterschiede hier geringer waren. Die ostmitteldeutsche Variante der Literatursprache Obersachsens und das Gemeine Deutsch (s. S. 201) hatten mehrere gemeinsame Charakterzüge. Doch waren gerade in den katholisch gebliebenen Bayern und Österreich konfessionelle Vorurteile ein fast unüberwindliches Hindernis für die Verbreitung der ersteren. Auch gab es hier eine eigene reiche literarische Tradition (vgl. S. 200). Aus diesen Gründen widersetzte sich der gesamte katholische Süden der Verbreitung der lutherischen Sprachform und beharrte bis zur Mitte des 18. Jh. auf der süddeutschen literarischen Tradition. Erst in der 2. Hälfte des 18. Jh. siegte die ostmitteldeutsche literatursprachliche Form in Bayern, Österreich sowie im rheinischen Westen (s. S. 243).

Auch im deutschsprachigen Teil der Schweiz ging die Vereinheitlichung der deutschen Sprache auf ostmitteldeutscher Grundlage nur langsam vor sich. Zum Teil wirkten hier die sprachlichen Unterschiede, die hier viel größer waren (eine der Eigentümlichkeiten der Mundarten der Schweiz ist die Bewahrung alter Monophthonge, z. B. *zît* 'Zeit', *hūs* 'Haus', *fründ* 'Freund' u. a.). Von entscheidender Bedeutung war aber das Streben der Schweiz nach politischer Unabhängigkeit von Deutschland, die sie auch nach dem Dreißigjährigen Krieg erlangte. Daher wurde hier die Reformation nicht auf der Grundlage der Lehre Luthers, sondern auf der Grundlage der Lehre des Züricher Reformators Zwingli durchgeführt, der die Bibel in die schweizerische (oberrheinische) Variante der Literatursprache übertragen hatte. Aus diesen Gründen herrschte auch hier im 16. Jh. und in der 1. Hälfte des 17. Jh. die lokale Variante der Literatursprache.

Die Verbreitung der ostmitteldeutschen Variante der Literatursprache machte auch an der Grenze des niederländisch-flämischen Sprachraums halt, da hier die Entwicklung einer eigenen Nationalsprache, des Niederländischen, auf der Grundlage der niederländischen Variante der Literatursprache begann.

Gegen das Ende der frühneuhochdeutschen Sprachperiode war die sprachliche Einigung in Deutschland also noch bei weitem nicht abgeschlossen. Es standen drei Varianten der deutschen Literatursprache miteinander im Wettbewerb – die ostmitteldeutsche, die oberdeutsche und die schweizerische.

§ 97. Die Existenzformen der Sprache in der frühneuhochdeutschen Zeit

Die frühbürgerliche Epoche rief, wie aus der vorstehenden Darstellung hervorgeht, neue Kommunikationsverhältnisse und neue Kommunikationsbedürfnisse ins Leben. Die Sprachentwicklung war entsprechend darauf abgezielt, den neuen Kommunikationsbedürfnissen genüge zu leisten. Das kam einerseits darin zum Ausdruck, dass die deutsche Sprache durch ständige Akkumulation neuer Ausdrucksmöglichkeiten (Bereicherung des Wortschatzes, Entwicklung entsprechender Funktionalstile u. a. m.) sich immer neue Anwendungsbereiche eroberte, andererseits in der erstarkenden Tendenz zum sprachlichen Ausgleich und zur sprachlichen Einigung.

Unter den Verhältnissen der frühbürgerlichen Gesellschaft mit ihrer schwachen politischen und wirtschaftlichen Zentralisation, mit einem verhältnismäßig noch sehr niedrigen Entwicklungsstand der Produktionskräfte, besonders in der Landwirtschaft, mit der absoluten Überzahl ländlicher Bevölkerung gegenüber der städtischen Bevölkerung und einer entsprechend noch sehr dünnen bildungstragenden Schicht mussten diese beiden Tendenzen eine weitgehende soziale Differenzierung der Sprache zur Folge haben.

Die absolute Mehrheit der Bevölkerung, die Bauern, sprachen nach wie vor ihre heimische Mundart, so dass die Territorialdialekte nach der Zahl der Mundartsprecher auch in der frühneuhochdeutschen Zeit die beherrschende Existenzform der deutschen Sprache blieben. Ein neuer Charakterzug der frühneuhochdeutschen Zeit war die beginnende sprachliche Auseinanderentwicklung von Stadt und Land. Während nun die Städte Mittelpunkt der Entwicklung verschiedener Ausgleichsformen der Sprache von der städtischen Koine bis zur Literatursprache wurden, blieb das Land Lebensraum der Mundart. Freilich bewirkten die Entwicklung der Produktivkräfte und das Vordringen kapitalistischer Entwicklungstendenzen in die Landwirtschaft auch hier einige Änderungen. Die zunehmende Arbeitsteilung hatte die Herausbildung entsprechender Fachwortschätze im Rahmen von Territorialdialekten zur Folge; die Entwicklung von Stadt-Land-Beziehungen führte dazu, dass die Bauernmasse immer häufiger mit verschiedenen Ausgleichsformen der Sprache ihrer Landschaft, hauptsächlich mit der städtischen Koine konfrontiert wurde.

Die den Territorialdialekten entgegenstehenden übermundartlichen Ausgleichsformen der Sprache, deren Entwicklung in der frühneuhochdeutschen

Zeit immer intensiver wurde, zeigen ein sehr buntes Bild. Die zahlreichen Abstufungen und Übergänge vom Territorialdialekt zur Literatursprache, ihre Überschneidungen gehen auf fortschreitende soziale und funktionale Differenzierung der Sprache zurück. Die erstere ist durch die soziale Schichtung der städtischen Bevölkerung bedingt, die letztere durch zunehmende Arbeitsteilung sowie durch die Verbreitung der deutschen Sprache auf immer neue Bereiche von Kultur und gesellschaftlichem Leben.

Die oberste Erscheinungsform der Ausgleichssprache sind die geschriebenen regionalen (landschaftlichen und großlandschaftlichen) Literatursprachen. Sie weisen einen großen Reichtum an Funktionalstilen (s. S. 195 ff.) auf und erreichen gegen das Ende der frühneuhochdeutschen Sprachperiode einen hohen Grad von literarischer Formung. Träger der landschaftlichen und großlandschaftlichen Literatursprachen sind Klerus, weltlicher Adel, gebildetes Patriziat, städtebürgerliche Intelligenz, die je nach Tätigkeitsbereich ihre einzelnen Funktionalstile beherrschen.

Dadurch, dass dieselben sozialen Schichten der Gesellschaft auch die heimische Mundart beherrschten, entstand eine spezifische Art von Bilinguismus im Rahmen *einer* werdenden Nationalsprache. Will man annehmen, dass die heimische Mundart der bildungstragenden Schicht der Gesellschaft als Haussprache diente, so ist nicht weniger wahrscheinlich, dass ihre Angehörigen sich im öffentlichen Leben im mündlichen Gebrauch einer Umgangssprache bedienten, die eine Abart der landschaftlichen Literatursprache mit lokaler mundartlicher Färbung war, was eigentlich an ein Trilinguismus im Rahmen *einer* werdenden Nationalsprache denken lässt.

Die niedere Form der Ausgleichssprache ist die städtische Koine, eine gemischte, mundartlich gefärbte Verkehrssprache, die infolge der Integrationstendenzen entstand (vgl. S. 159) und von Plebejern, Handwerkern, kleinen Kaufleuten im alltäglichen Verkehr gebraucht wurde. Außerdem beherrschte diese Schicht von Deutschsprechenden die heimatliche Mundart und je nach dem Beruf auch einen bestimmten Sonderwortschatz (Berufswortschatz), so dass eine gewisse funktionale Schichtung der Sprache auch in diesem Fall stattfand.

Auch die mittlere Schicht der städtischen Bevölkerung bediente sich wohl der heimatlichen Mundart und der städtischen Koine sowie eines bestimmten Berufswortschatzes. Sie war aber durch den Anteil an Schriftlichkeit, durch Schulbildung und Berufstätigkeit auch mit der landschaftlichen und großlandschaftlichen Literatursprache bzw. ihren einzelnen Funktionalstilen mehr oder weniger vertraut, so dass auch für diese soziale Schicht des Städtebürgertums ein eigenartiger Bi- bzw. Trilinguismus kennzeichnend war.

Blieben die Territorialdialekte nach der Zahl der Mundartsprecher auch in der frühneuhochdeutschen Sprachperiode die beherrschende Existenzform der deutschen Sprache, so gehörte doch aus entwicklungsgeschichtlicher Sicht die führende Rolle den landschaftlichen und großlandschaftlichen Literatursprachen, die bereits in dieser Epoche zu einer gemeindeutschen Literatursprache hinüberleiteten.

DER WORTSCHATZ

§ 98. Bereicherung des Wortschatzes in der frühneuhochdeutschen Zeit

Die Entwicklung von Handel und Industrie, die stürmische Reformationszeit und die politischen Kämpfe des Bauernkrieges, die Verbreitung der deutschen Sprache auf immer neue Sphären des gesellschaftlichen Lebens, der Wissenschaft und Kunst riefen bedeutende Wandlungen im Wortschatz der werdenden deutschen Literatursprache hervor.

Wandel im Bestand des Wortschatzes. Wie in den vorausgehenden Epochen (vgl. S. 162 f.) schwand ein Teil des alten Wortschatzes. Die veraltenden Wörter wurden durch jüngere Wörter verdrängt. So veralteten zum Beispiel gegen Ende des mittelhochdeutschen Zeitalters und wurden zum Teil am Ausgang dieser Sprachperiode, zum Teil aber in der frühneuhochdeutschen Zeit durch andere Wörter ersetzt: ahd. *mihhil*, mhd. *micel* durch ahd., mhd. *grôz*, nhd. *groß*; ahd. *luzzil*, mhd. *lützel* durch ahd. *kleini*, mhd. *klein(e)*, nhd. *klein*, die Präposition ahd., mhd. *unz* durch das gleichbedeutende mhd. *biz*, nhd. *bis*.

Es veralteten auch folgende Wörter, die im Mittelhochdeutschen gebräuchlich waren: *jehen* 'sagen', *dagen* 'schweigen', *gemeit* 'wacker', 'fröhlich', 'keck', *mein* 'falsch' (vgl. *Meineid*), *wine* 'Freund', *vridel* 'Geliebter', *dicke* 'oft', *sam* 'so wie', 'als ob' u. a. m.

Bedeutungsentwicklung. Viele Wörter änderten ihre Bedeutung. Ahd. *kleini*, mhd. *kleine* bedeutete zuerst 'fein', 'zierlich', 'rein', 'sauber', 'sorgfältig', 'klein', 'gering'; gegen Ausgang der mittelhochdeutschen Sprachperiode wurde aber seine Bedeutung bis zur heutigen verengt, und an die Stelle des mhd. *lützel* (vgl. oben) trat mhd. *hövesch*, *hübesch* 'von höfischem Wesen' (in der frühneuhochdeutschen Zeit entwickelte sich die heutige Bedeutung 'hübsch').

Nach Abschluss des mittelhochdeutschen Zeitalters änderten folgende Wörter ihre Bedeutung: mhd. *arebeit* 'Mühsal', 'Kampf' – nhd. *Arbeit*; mhd. *brût* 'jung vermählte Frau' – nhd. *Braut*; mhd. *vast* 'fest', 'stark' – nhd. *fast*; mhd. *gemein*, 'gemeinsam', 'gemeinschaftlich', 'allgemein' – nhd. *gemein*; mhd. *gemæze* 'mäßig', 'angemessen' – nhd. *gemäß*; mhd. *geheim* 'zum Hause gehörig' – nhd. *geheim*; mhd. *list* 'Weisheit', 'Klugheit', 'Wissenschaft', 'Kunst' – nhd. *List*; mhd. *milte* 'freigebig' – nhd. *mild*; mhd. *tugent* 'Benutzbarkeit', 'Tüchtigkeit', 'Kraft' – nhd. *Tugend* u. a. m.

Wortschatz der landschaftlichen Literatursprachen. Die landschaftliche Spaltung des Wortschatzes war auch in der frühneuhochdeutschen Zeit sehr groß. Im Wortschatz bestanden große Unterschiede nicht nur zwischen den einzelnen Territorialdialekten, sondern auch zwischen den landschaftlichen Varianten der Literatursprache. Obwohl das Ostmitteldeutsche, auch was den Wortschatz betraf, gemischten Charakter besaß, war der Wortschatz der Lutherschen Bibelübersetzung sowohl im Norden als auch im Süden oft unverständlich. Bezeichnend ist zum Beispiel, dass die Buchdruckereien

von Straßburg, Basel und Augsburg die Nachdrucke der Lutherschen Bibel mit kleinen Wörterbüchlein zu versehen pflegten, die die Luthersche Lexik ins Oberdeutsche übersetzten. So enthielt das Wörterbüchlein des Basler Buchdruckers Adam Petri, der 1523 die Luthersche Bibel nachdruckte, an die 200 Wörter, die er „auff unser hoch teutsch“, d. h. ins Oberdeutsche übersetzen ließ. Dieses Wörterbüchlein zeugt davon, wie groß die Unterschiede zwischen dem Ostmitteldeutschen und dem Oberdeutschen (dem Gemeinen Deutsch) auf dem Gebiet des Wortschatzes waren. Für Luthers *beben* gibt Petris Wörterbüchlein obd. *biden*, für *bunt* – obd. *gespräckelt*, *gescheckt*, für *blotzling* 'plötzlich' – obd. *gehling*, *schnelliglich*, für *erndten* 'ernten' – obd. *schneiden*, für *flicken* – obd. *bletzen*, für *gefess* 'Gefäß' – obd. *geschirr*, 'Geschirr', für *getüncht* – obd. *geweißt*, *bekleibt*, für *hügel* 'Hügel' – obd. *bühel*, für *lippe* 'Lippe' – obd. *lefze* 'Lefze', für *schmucken* 'schmücken' – obd. *zieren*, für *teppich* 'Teppich' – obd. *gaufter*, *golter*, *sergen*, für *teutschen* 'täuschen' – obd. *betriegen* 'betrügen', für *trene* 'Träne' – obd. *zehere* 'Zähre' u. a. m.

Schon aus diesem sehr unvollständigen Wörterverzeichnis ist zu ersehen, wie groß der Einfluss der Sprache Luthers und des Ostmitteldeutschen im allgemeinen auf die werdende gemeindeutsche Literatursprache auf dem Gebiet des Wortschatzes war. In den meisten Fällen sind gerade ostmitteldeutsche Wörter in die gemeindeutsche Literatursprache aufgenommen worden, während die oberdeutschen ihnen gewichen oder mundartlich geworden sind. Doch ist auch der Anteil anderer Sprachlandschaften nicht zu verkennen. Aus dem Niederdeutschen stammen die Wörter *Wehmut*, *Rätsel*, *Qualm*, *stottern*, *fett*, *schlau*, *düster*. Einige von ihnen gehen auf Luthers Gebrauch zurück, z. B. *Wehmut*, *stottern*. Es wurden auch viele Wörter aus süd- und westdeutschen Gebieten in die gemeindeutsche Literatursprache aufgenommen. So enthält zum Beispiel das Wörterbüchlein von Petri eine Anzahl Wörter, die sowohl in ostmitteldeutscher als auch in oberdeutscher Form in die gemeindeutsche Literatursprache aufgenommen worden sind und in ihr als Synonyme fortleben. So bringt Petris Wörterbüchlein Luthersches *änlich* 'ähnlich' – obd. *gleich* Luth. *alber* 'albern' – obd. *nerrisch* 'narrisch', Luth. *befrembden* 'befremden' – obd. *verwundern*, Luth. *besudlen* 'besudeln' – obd. *verunreinigen* 'verunreinigen', 'beflecken', Luth. *ersauffen* – obd. *ertrinken*, Luth. *fülen* 'fühlen' – obd. *empfinden*, Luth. *quellen* 'quälen' – obd. *peinigen* u. a. m. Nicht durchgedrungen sind einige Archaismen, die Luther gebrauchte, z. B. *darb* – Petris Wörterbüchlein erläutert es durch *notthurft* 'Notdurft', *armut* 'Armut'; *dürstig* durch *keck*, *kün* 'kühn'; *wad* durch *gewandt* 'Gewand' *kleyd* 'Kleid' u. a. m.

Gemeindeutsche Schicht im frühneuhochdeutschen literatursprachlichen Wortschatz. Große Bedeutung für die Vereinheitlichung des Wortschatzes hatte die Entstehung einer großen Schicht von Wörtern unmittelbar in den Literatursprachen und die gemeindeutsche Geltung dieser Wörter. Es waren: a) Wortschöpfungen einzelner hervorragender Schriftsteller und Dichter, b) Entlehnungen aus fremden Sprachen im Bereich des Wissens, der Religion, des Handels, des Rechts u. a.

Oben wurde bereits auf die schöpferische Tätigkeit Luthers auf dem Gebiet des deutschen Wortschatzes hingewiesen (s. S. 205 f.) Allgemeine Verbreitung bekamen seine Wortschöpfungen wie *Bubenstück*, *Sündenbock*, *Feuereifer*, *Linsengericht*, *Muttersprache*, *Hochmut*, *Wohlgefallen*, *gastfrei*, *rotwelsch*, stehende Redewendungen: *durch die Finger sehen*, *ein Dorn im Auge*, *sein Licht unter den Scheffel stellen* u. a. m.

Unter dem Einfluss der lateinischen Gelehrsamkeit der Humanisten wurden viele lateinische Wörter entlehnt, z. B. im Bereich der Religion: *Requiem*, *Reliquie*, *Prozession*; Wissenschaft: *Text*, *Traktat*, *Disputation*, *Axiom*, *Philosophie*, *Logik*, *Metaphysik*, *Materie*, zitieren; Medizin: *Medikament*, *Patient*, *Rezept*, *Tinktur*, staatliche Verwaltung und Gesellschaftsleben: *Regiment* (= Regierung), *Dekret*, *Advokat*, *Amnestie*.

Aus dem Italienischen wurden Wörter aus dem Bereich von Handel und Bankwesen entlehnt: *Konto*, *Bank*, *Kasse*, *Kredit*, *Kontor*, *Kapital*, *Risiko*, *Bilanz*, *Bankerott*.

Aus dem Italienischen und Spanischen stammen viele Wörter aus dem Bereich des Heereswesens: *Kanone*, *Alarm*, *Arsenal*, *Granate*, *Artillerie*, *Kavallerie*, *Soldat*, *Brigade*.

Wortbildung. Wie die oben angeführten Wortschöpfungen und Verdeutschungen zeigen, ist die frühneuhochdeutsche Zeit durch eine Reihe von Neuerungen auf dem Gebiet der Wortbildung gekennzeichnet. Zusammensetzungen spielen eine immer größere Rolle. Während die älteren Sprachperioden vorwiegend echte Zusammensetzungen kannten (vgl. S. 84), wächst jetzt die Rolle unechter substantivischer Zusammensetzungen. z. B. *Fleischeslust*, *Landesfürst*, *Bubenstück*, *Sündenbock*, *Sonnenschein*, *Gewissensfreiheit*. Es mehrt sich die Zahl uneigentlicher Zusammensetzungen mit dem Bindeelement *-(e)s* nach Substantiven weiblichen Geschlechts, z. B. *Hochzeitsfest*, *Liebeskummer*, *Hilfsmittel*, sowie mit der ersten Komponente in Form von Genitiv Plural, z. B. *Göttertrank*, *Männerwürde* u. a.

Mit lateinischen Entlehnungen dringen ins Deutsche die Suffixe *-ant* (*Musikant*), *-ent* (*Patient*, *Regiment*), *-enz* (*Eloquenz*), *-ion* (*Prozession*), *-at* (*Advokat*) u. a. Es mehren sich die Verben auf *-ieren*, z. B. *komponieren*, *theologisieren*.

DAS PHONOLOGISCHE SYSTEM DES FRÜHNEUHOCHDEUTSCHEN

§ 99. Die wichtigsten Neuerungen im Vokalismus

Einige Neuerungen im System vokalischer Phoneme waren in den einzelnen Territorialdialekten bereits in der mittelhochdeutschen Zeit entstanden, aber sie bekamen erst in der frühneuhochdeutschen Sprachperiode allgemeinere Ausbreitung und prägten somit das frühneuhochdeutsche pho-

nologische System. In der Folgezeit bestimmten sie den Charakter des Neuhochdeutschen.

Diphthongierung der langen Vokale der hohen Zungenlage. Im 12. Jh. beginnt im äußersten Südosten, in Kärnten, der Wandel der langen Vokale *i*, *u*, *iu* [y:] zu Diphthongen:

i > *ei* [æ] – mhd. *mîn* > frnhd. *mein*, mhd. *dri* > frnhd. *drei*, mhd. *îs* > frnhd. *eis* 'Eis';

û > *au* – mhd. *ûf* > frnhd. *auf*, mhd. *hûs* > frnhd. *haus* 'Haus', mhd. *tûbe* > frnhd. *taube* 'Tauben', mhd. *brûchen* > frnhd. *brauchen*;

iu [y:] > *eu* – mhd. *hiute* > frnhd. *heute*, mhd. *liute* > frnhd. *leute* 'Leute', mhd. *diutsch* > frnhd. *deutsch*.

Im Laufe des 12.–13. Jh. erfasst die Diphthongierung das ganze Gebiet des Bairisch-Österreichischen und dehnt sich dann nach und nach über den gesamten hochdeutschen Sprachraum aus: bis zum Ausgang des 13. Jh. beginnt die Diphthongierung in den benachbarten Teilen Schwabens, seit Anfang des 14. Jh. ergreift sie Böhmen, von wo aus sie dann auch nach Schlesien vordringt, und die ostfränkische Mundart der Maingegend (Bamberg, später Würzburg). Im 15. Jh. erfasst die Diphthongierung auch Obersachsen, das gesamte Schwaben, den rheinfränkischen Sprachraum, im 16. Jh. auch den größten Teil Thüringens sowie den gesamten westmitteldeutschen Sprachraum.

Somit wird die Diphthongierung im Laufe des 14.–16. Jh. zum Kennzeichen des gesamten hochdeutschen Sprachraums mit Ausnahme des äußersten Südwestens. Den alten Vokalstand bewahren die Schweiz (vgl. die Benennung der Schweizer Landessprache *Schwyzer tütsch* 'Schweizerdeutsch') und Elsass. Ausgeschlossen von diesem Wandel bleiben auch das Niederdeutsche und einige angrenzende Gegenden des Mitteldeutschen. Da die Diphthongierung auch zum Kennzeichen der werdenden gemeindeutschen Literatursprache wird, nennt man sie „die neuhochdeutsche Diphthongierung“.

Erweiterung der alten Diphthonge *ei*, *ou* Gleichzeitig mit der Entwicklung neuer Diphthonge (s. oben) vollzieht sich im Bairisch-Österreichischen auch die Erweiterung alter Diphthonge *ei* > *ei* [æ], *ou* > *au*, die infolgedessen mit den neuen Diphthongen zusammenfallen:

ei > *ei* [æ] – mhd. *ein* > frnhd. *ein* [æ:n], mhd. *teil* > frnhd. *teil* [tæ:l] 'Teil'; vgl. mhd. *mîn* > frnhd. *mein* [mæ:n], mhd. *dri* > frnhd. *drei* [dræ];

ou > *au* [aʊ] – mhd. *ouge* > frnhd. *auge* 'Auge', mhd. *boum* > frnhd. *baum* 'Baum', mhd. *ouch* > frnhd. *auch*; vgl. mhd. *ûf* > frnhd. *auf*, mhd. *hûs* > frnhd. *haus* 'Haus'.

Obwohl das Schwäbische die Diphthongierung erst später durchmachte und im Alemannischen sie gänzlich ausblieb (s. oben), verbreitete sich die Erweiterung der Diphthonge *-ei*, *ou* auch im Schwäbisch-Alemannischen. Sie wurde später auch zum Kennzeichen der gemeindeutschen literatursprachlichen Aussprachenorm.

Monophthongierung der alten Diphthonge der hohen Zungenlage. Gleichzeitig mit der Entwicklung der Diphthongierung im südöstlichen Teil des deutschen Sprachraums (s. oben) entwickelt sich im 11.–12. Jh. in den mittelhochdeutschen Mundarten ein entgegengerichteter Lautwandel, die Monophthongierung der Diphthonge *ie*, *uo*, *üe*:

ie > *i* [i:] – mhd. *hier* > frnhd. *hier* [i:], mhd. *fliegen* > frnhd. *fliegen* [i:];
uo > *u* – mhd. *guot* > frnhd. *gut*, mhd. *buoch* > frnhd. *buch* 'Buch';
üe > *ü* – mhd. *güete* > frnhd. *güte* 'Güte', mhd. *süeze* > frnhd. *süß* 'süß'.

Infolge der Monophthongierung der Diphthonge *ie*, *uo*, *üe* waren keine neuen Vokalphoneme entstanden, da es im mittelhochdeutschen phonologischen System die Phoneme [i:], [u:], [y:] schon gab. Aber gegenüber dem ungewandelten Lautstand änderte sich die Verbreitung der Phoneme *î*, *û*, *ÿ* im Wortschatz; es schwanden auch die Phoneme *ie*, *uo*, *üe*. Vgl.:

- | | |
|-------------------------------------|----------------------------|
| 1. <i>mîn</i> > <i>mein</i> | <i>î</i> > <i>ei</i> [æ] |
| <i>ein</i> > <i>ein</i> [æ] | <i>ei</i> > <i>ei</i> [æ] |
| <i>hier</i> > <i>hier</i> [hi:r] | <i>ie</i> > <i>i</i> [i:] |
| 2. <i>ûf</i> > <i>auf</i> | <i>û</i> > <i>au</i> |
| <i>ouch</i> > <i>auch</i> | <i>ou</i> > <i>au</i> |
| <i>guot</i> > <i>gut</i> | <i>uo</i> > <i>u</i> |
| 3. <i>hiute</i> [y:] > <i>heute</i> | <i>iu</i> [y:] > <i>eu</i> |
| <i>süeze</i> > <i>süß</i> | <i>üe</i> > <i>ü</i> |

Von den oberdeutschen Territorialdialekten ergreift die Monophthongierung nur das Südfränkische. Die Hauptmasse des Oberdeutschen, das Bairisch-Österreichische, das Schwäbisch-Alemannische sowie das Ostfränkische bewahren die alten Diphthonge, die im Zusammenhang mit der das Oberdeutsche kennzeichnenden Tendenz zur Entlabialisierung (*ü* > *i*, *ö* > *e*, *eu* > *ai*, z. B. *schen* für *schön*, *glik* für *Glück*, *hait*(ə) für *heute*) im Bairisch-Österreichischen *ue*, *ie* (*Bueb* 'Bube', *guet* 'gut' *lieb* 'lieb', *griez̃n* 'grüßen') und im Schwäbisch-Alemannischen *ua*, *ia* (*Buab* 'Bube' *guat* 'gut', *liab* 'lieb', *griaz̃n* 'grüßen') lauten.

Ebenso wie die neuen Diphthonge *ei* [æ], *au*, *eu*, werden die Monophthonge *i* [i:], *û*, *ÿ* anstelle der alten Diphthonge *ie*, *uo*, *üe* in der Folgezeit zur gemeindeutschen literatursprachlichen Norm.

Die Bedeutung der Diphthongierung und der Monophthongierung für die werdende gemeindeutsche Literatursprache. Mit der Durchführung der oben beschriebenen Lautwandlungen wird die Herausbildung des vokalischen phonologischen Systems der deutschen Literatursprache der Gegenwart vollendet.

Entscheidende Bedeutung für die Prägung des literatursprachlichen phonologischen Systems hatten die ostmitteldeutschen Kolonialdialekte und die ostmitteldeutsche Literatursprache. Dank dem gemischten Charakter der Kolonialdialekte vereinigten gerade sie zuerst alle obenbeschriebenen Lautwandlungen in sich. Da ferner das Ostmitteldeutsche, vor allem das Obersächsische (Meißnische) im 16.–17. Jh. zur Grundlage der werdenden gemein-

deutschen Literatursprache wurde, entwickelte sich die Verbindung neuer Diphthonge mit den neuen Monophthongen zu einem wichtigen phonologischen Merkmal der gemeindeutschen Literatursprache.

§ 100. Positionsbedingte Dehnung und Kürzung der Vokale

Im ausgehenden 15. Jh. und im 16. Jh. bilden sich allmählich in den Grundzügen die neuen Dauerverhältnisse im Vokalsystem heraus. Während in den altgermanischen Sprachen die Quantität des Vokals von dessen Stellung im Worte nicht abhing, kommt in der mittelhochdeutschen und in der frühneuhochdeutschen Zeit der Zusammenhang zwischen der Vokaldauer und dem Charakter der Silbe immer mehr zur Geltung. Daher ändert sich in vielen Wörtern die Vokaldauer.

Dehnung kurzer Vokale in offener Silbe.

Der Vokal wird in offener Silbe gedehnt:

- ahd. *nēman*, mhd. *nēmen* > nhd. *nehmen*;
- ahd. *fāren*, mhd. *fāren* > nhd. *fahren*;
- ahd. *nāmo*, mhd. *nāme* > nhd. *Name*;

Der Vokal wird auch gedehnt, wenn die Silbe geöffnet werden kann:

- ahd. *tāg*, mhd. *tāc* > nhd. *Tag* – *Tages* – *Tage*;
- ahd. *wēg*, mhd. *wēc* > nhd. *Weg* – *Weges* – *Wege*;
- ahd. *nām*, mhd. *nām* > nhd. *nahm* – *nahmen*.

Der Vokal wird häufig auch vor *r* + Dentallaut (*d, t, s, z*) gedehnt:

- ahd. *fārt*, mhd. *fārt*, *vārt* > nhd. *Fahrt*;
- ahd. *ērda*, mhd. *ērde* > nhd. *Erde*;
- ahd. *wērdan*, mhd. *wēren* > nhd. *werden*.

Vor *r* + Dentallaut bleibt der Vokal kurz in: *warten*, *hart*, *Garten*, *Karte* u. a.

Der Vokal wird in einsilbigen Wörtern, die auf einen Sonanten ausgehen, gedehnt:

- ahd. *ēr*, mhd. *ēr* > nhd. *er*
- ahd. *thēr*, mhd. *dēr* > nhd. *der*; ebenso: *wer*, *her*, *mir*, *dir*, *ihr*, *vor*, *für*, *wem*, *dem*, *ihm*, *wen*, *den*, *ihn* u. a.

Kürzung langer Vokale in geschlossener Silbe. Lange Vokale werden vor Konsonantengruppen gekürzt, da diese eine geschlossene Silbe bilden:

- ahd. *brāhta*, mhd. *brāhte* > nhd. *brachte*;
- ahd. *lāz̥zan*, mhd. *lāzzen* > nhd. *lassen*;
- ahd. *wuohs*, mhd. *wuohs* > nhd. *wuchs* (*uo* > *û* > *ü*).

Einige Wörter haben vor Konsonantengruppen einen langen Vokal:

- a) vor *st*: *Ast*, *Wüste*; b) vor mhd. *z̥z*: *groß*, *stoßen*; c) wenn die Konsonantengruppe durch Synkope (vgl. S. 167) entstanden ist: ahd. *magad*, mhd. *maget* > nhd. *Magd*; ahd. *ferit* (3. P. Sg. Präs. zu *faran*), mhd. *feret* > nhd. *fährt*.

Zusammen mit der Quantität der Vokale ändert sich auch ihre Qualität. Kurze Vokale werden offen, lange Vokale geschlossen gesprochen.

§ 101. Weitere Ausdehnung der zweiten Lautverschiebung

Bis zum 15. Jh. dauert das Vordringen der zweiten Lautverschiebung in den mitteldeutschen Sprachraum fort. Obwohl das niederdeutsche Gebiet nach wie vor von der zweiten Lautverschiebung ausgeschlossen bleibt, entsteht im 14.–15. Jh. im südlichen Niederfränkischen nördlich von Köln eine Übergangszone. Hier wird seit dieser Zeit *ich*, aber *maken* gesprochen. Zum 15. Jh. setzen sich die Grenzen der Verschiebung im frankischen Dialekt wie folgt fest:

	nd.:	<i>maken</i>	<i>ik</i>	<i>dorp</i>	<i>helpen</i>	<i>dat</i>	<i>dohter</i>	<i>pund</i>	<i>appel</i>
südl.	ndfrk.:	<i>maken</i>	<i>ich</i>	<i>dorp</i>	<i>helpen</i>	<i>dat</i>	<i>dohter</i>	<i>pund</i>	<i>appel</i>
	rip.:	<i>machen</i>	<i>ich</i>	<i>dorp</i>	<i>helpen</i>	<i>dat</i>	<i>dohter</i>	<i>pund</i>	<i>appel</i>
	mosfrk.:	<i>machen</i>	<i>ich</i>	<i>dorf</i>	<i>helfen</i>	<i>dat</i>	<i>dohter</i>	<i>pund</i>	<i>appel</i>
	rhfrk.:	<i>machen</i>	<i>ich</i>	<i>dorf</i>	<i>helfen</i>	<i>daȝ</i>	<i>dohter</i>	<i>pund</i>	<i>appel</i>
südl.	rhfrk.:	<i>machen</i>	<i>ich</i>	<i>dorf</i>	<i>helfen</i>	<i>daȝ</i>	<i>dohter</i>	<i>pfund</i>	<i>apfel</i>
	ostfrk.:	<i>machen</i>	<i>ich</i>	<i>dorf</i>	<i>helfen</i>	<i>daȝ</i>	<i>tohter</i>	<i>pfund</i>	<i>apfel</i>

Von besonderer Bedeutung für den Konsonantenstand der werdenden gemeindeutschen Literatursprache ist, dass die zweite Lautverschiebung sich auch im Ostmitteldeutschen verbreitete. Das ostmitteldeutsche Konsonantensystem weist die zweite Lautverschiebung in dem Umfang auf, der fast ausnahmslos dem Stand der Lautverschiebung in der heutigen deutschen Literatursprache entspricht. Nur die konsequente Durchführung der Verschiebung von *p* zu *pf* verdankt die Literatursprache dem oberdeutschen Einfluss, da das Ostmitteldeutsche nur anlautend *p* > *pf*(*f*), z. B. *pfund* (*fund*) 'Pfund' hat, während inlautend *p* bleibt, z. B. *appel* 'Apfel'.

Die oberdeutsche Variante der Literatursprache (das Gemeine Deutsch) hatte, abweichend von der ostmitteldeutschen Variante der Literatursprache sowie von der gemeindeutschen Literatursprache der Gegenwart, *p* in *pin* 'bin', *prait* 'breit', *pot* 'Bote' usw. (vgl. S. 73 f.).

§ 102. Sonstige Wandlungen der konsonantischen Phoneme

Die Wandlungen im Bereich der konsonantischen Phoneme sind im Frühneuhochdeutschen unbedeutend. Das sind:

Der Zusammenfall der Phoneme *s* und *ȝ*. Die regelmäßige Unterscheidung von *s* und *ȝ* in der Schrift im Althochdeutschen sowie im Mittelhochdeutschen legt die Annahme nahe, dass sie verschieden ausgesprochen wurden. Da sie einander niemals im Wort ersetzen, betrachtet man sie für diese Sprachperioden als verschiedene Phoneme. Im Frühneuhochdeutschen fallen diese Phoneme zusammen.

Der Schwund des intervokalischen faringalen *h*. Im Althochdeutschen und im Mittelhochdeutschen wurde das faringale *h* nicht nur im Wortanlaut, sondern auch im Silbenanlaut zwischen den Vokalen gesprochen, z. B. ahd. *habén* – mhd. *haben*, ahd. *sehan* – mhd. *sehen* [-h-]; ahd. *hōhī* – mhd. *hæhe* [-h-] 'Höhe'

Seit Beginn des frühneuhochdeutschen Zeitalters verstummt das intervokalische *h*: es bleibt in der Schrift als Dehnungszeichen bestehen (vgl. nhd. *sehen*, *Höhe*).

DIE MORPHOLOGISCHE STRUKTUR DES FRÜHNEUHOCHDEUTSCHEN

§ 103. Die Entwicklung der Deklination der Substantive

In der frühneuhochdeutschen Zeit wird die Herausbildung des Deklinationssystems der Substantive der deutschen Gegenwartssprache im wesentlichen abgeschlossen. Die Entwicklung vollzieht sich nach den Tendenzen, die bereits im Mittelhochdeutschen zu wirken beginnen (s. S. 172 ff.).

Starke Deklination. Schon zu Beginn der frühneuhochdeutschen Zeit tritt uns die starke Deklination der Substantive als völlig entwickelter Deklinationstyp entgegen.

Der Unterschied zwischen den *a*-Stämmen und den *ja*-Stämmen im N. A. Sg. (vgl. S. 173) wird dadurch beseitigt, dass das *-e* der *ja*-Stämme meist infolge der weiteren Abschwächung apokopiert wird, z. B. mhd. *lêrære* > *Lehrer*, mhd. *wähtære* > *Wächter*, mhd. *bette* > *Bett*, mhd. *netze* > *Netz*, mhd. *riche* > *Reich*. Einige ehemalige *ja*-Stämme, die das *-e* länger bewahrten, gehen in die schwache Deklination über, da auch die schwachen Substantive im N. Sg. auf *-e* endeten, so z. B. mhd. *hirte*, *rise* (nhd. *Hirt*, *Riese*). Einige *ja*-Stämme gingen zuerst in die schwache Deklination über, verallgemeinerten aber bald die Endung *-en* und wurden stark flektiert, z. B. mhd. *rücke* > *Rücken*, mhd. *weize* > *Weizen*, mhd. *schate* > *Schatten*. Das Substantiv mhd. *hirse* bewahrt das *-e*, wird aber ein Femininum: *die Hirse*.

Die ehemaligen *wa*-Stämme gleichen sich dem Haupttyp der starken Deklination an, da das *-w-* schwindet, z. B. mhd. *snê* – G. Sg. *snêwes* > nhd. *der Schnee* – *des Schnees*, mhd. *knie* – G. Sg. *kniewes* > nhd. *das Knie* – *des Knies*.

Der Umlaut in den Pluralformen der ehemaligen *i*-Stämme (vgl. S. 173), das Suffix *-er* (< *-ir*) bei den ehemaligen *ir*-Stämmen bleiben erhalten, gehen aber aus dem Bereich der Deklination in den Bereich der Pluralbildung über (s. S. 219 ff.).

Die starke Deklination wird zu einem der Haupttypen der Deklination der Substantive.

Feminine Deklination. Die feminine Deklination ist der zweite Haupttyp der Deklination der Substantive in der deutschen Gegenwartssprache. Ihr Kennzeichen ist die Nullflexion in allen Kasus im Singular. Die ehemaligen *ô*- und *i*-Stämme hatten sie bereits im Mittelhochdeutschen (vgl. S. 173 f.).

Die weitere Vereinheitlichung der Deklination der Feminina vollzieht sich, indem sich im Frühneuhochdeutschen die ehemaligen *ô*-Stämme und die ehemaligen femininen *n*-Stämme immer mehr angleichen; bereits im 15.–16. Jh. werden manche Feminina sowohl nach der *ô*- als auch nach der

n-Deklination flektiert, z. B. *brücke* 'Brücke', *erde* 'Erde', *strāze* 'Straße' u. a. Solche Parallelförmigkeiten bestehen bis zum 18. Jh. Doch werden zu dieser Zeit *n*-lose Formen im Singular vorherrschend; im Plural dagegen verbreitet sich das *-n* ausnahmslos und wird zum Pluralsuffix. Die Herausbildung der femininen Einheitsdeklinations mit der Nullflexion im Singular wird im Neu-hochdeutschen abgeschlossen. Vgl.:

mhd.		nhd.	
<i>ō</i> -Deklination	<i>n</i> -Deklination	feminine	Deklination
Sg. N. <i>gebe</i>	<i>zunge</i>	<i>Gabe</i>	<i>Zunge</i>
G. <i>gebe</i>	<i>zungen</i>	<i>Gabe</i>	<i>Zunge</i>
D. <i>gebe</i>	<i>zungen</i>	<i>Gabe</i>	<i>Zunge</i>
A. <i>gebe</i>	<i>zungen</i>	<i>Gabe</i>	<i>Zunge</i>
Pl. N. <i>gebe</i>	<i>zungen</i>	<i>Gaben</i>	<i>Zungen</i>
G. <i>geben</i>	<i>zungen</i>	<i>Gaben</i>	<i>Zungen</i>
D. <i>geben</i>	<i>zungen</i>	<i>Gaben</i>	<i>Zungen</i>
A. <i>gebe</i>	<i>zungen</i>	<i>Gaben</i>	<i>Zungen</i>

Schwache Deklination. Die Substantive der schwachen Deklination verloren die eigentlichen Kasusendungen bereits in der vorschriftlichen Zeit. Dafür bewahrten sie im Gegensatz zu den anderen Substantiven ihr stammbildendes Suffix *-n*, das zusammen mit dem begleitenden Vokal die Funktion der Kasusflexion übernommen hatte. Das *-(e)n*, das heute in allen Kasusformen außer N. Sg. erscheint, kann natürlich nur sehr wenig zur Unterscheidung der einzelnen Kasusformen beitragen.

Durch den Austritt mehrerer Substantive aus der schwachen Deklination wird sie seit der frühneuhochdeutschen Zeit auf Maskulina eingeschränkt.

Die Feminina, die im Mittelhochdeutschen noch zur *n*-Deklination gehörten, gehen in die feminine Deklination über (vgl. o.).

Die wenigen Neutra, die im Mittelhochdeutschen zur *n*-Deklination gehörten, änderten auch den Deklinationstyp: mhd. *ōre* > *Ohr*, mhd. *ouge* > *Auge* werden stark; mhd. *wange* geht zu den Feminina über und wird nun entsprechend dekliniert. Vgl.:

	ahd.	mhd.	nhd.
Sg. N.	<i>ouga</i>	<i>ouge</i>	<i>Auge</i>
G.	<i>ougen (-in)</i>	<i>ougen</i>	<i>Auges</i>
D.	<i>ougen (-in)</i>	<i>ougen</i>	<i>Auge</i>
A.	<i>ouga</i>	<i>ouge</i>	<i>Auge</i>
Pl. N.	<i>wanga</i>	<i>wange</i>	<i>Wange</i>
G.	<i>wangen (-in)</i>	<i>wangen</i>	<i>Wange</i>
D.	<i>wangen (-in)</i>	<i>wangen</i>	<i>Wange</i>
A.	<i>wanga</i>	<i>wange</i>	<i>Wange</i>

Über mhd. *herze* > *Herz* vgl. u.

Von den Maskulina, die im Mittelhochdeutschen zur *n*-Deklination gehörten, bleibt in dieser Klasse nur ein Teil der Bezeichnungen von Lebewesen, z. B. ahd. *knabo*, mhd. *knabe* > *Knabe*; ahd. *falcho*, mhd. *valke* > *Falke*; ahd.

boto, mhd. *bote* > *Bote* u. a.; bei einigen davon wird das -e apokopiert, z. B. ahd. *mennisco*, mhd. *mensche* > *Mensch*; ahd. *furisto*, mhd. *fürste* > *Fürst*; ahd. *gisello*, mhd. *geselle* > *Gesell(e)* u. a.

Viele Maskulina gehen aus der schwachen in die starke Deklination über. Das sind: a) alle Bezeichnungen lebloser Dinge, z. B. ahd. *brunno*, mhd. *brunne* > *Brunnen* ahd. *balko*, mhd. *balke* > *Balken*; ahd. *garto* mhd. *garte* > *Garten* u. a.; b) viele Bezeichnungen von Lebewesen, z. B. ahd. *herizogo*, mhd. *herzoge* > *Herzog*, ahd. *nâhgiburo*, mhd. *nâchgebur(e)* > *Nachbar*; ahd. *hano*, mhd. *han(e)* > *Hahn*.

Bei einigen Substantiven ändert sich der Deklinationstyp, indem das -n auch auf N. Sg. ausgedehnt wird und der neue Stamm, der sich durch Verschiebung der Morphemgrenzen entwickelte, das Genitiv -s der starken Deklination bekommt. Vgl.:

	ahd.	mhd.	nhd.
Sg. N.	<i>brunno</i>	<i>brunne</i>	<i>Brunnen</i>
G.	<i>brunnen (-in)</i>	<i>brunnen</i>	<i>Brunnens</i>
D.	<i>brunnen (-in)</i>	<i>brunnen</i>	<i>Brunnen</i>
A.	<i>brunnon (-un)</i>	<i>brunnen</i>	<i>Brunnen</i>

Ebenso entwickelten sich: *der Balken*, *der Ballen*, *der Bogen*, *der Braten*, *der Brunnen*, *der Daumen*, *der Galgen*, *der Garten*, *der Graben*, *der Gaumen*, *der Hacken*, *der Hopfen*, *der Husten*, *der Karren*, *der Karpfen*, *der Kasten*, *der Knochen* und viele andere. Diesem Typ schlossen sich einige ehemalige *ja*-Stämme an, da sie im N. Sg. auf -e ausgingen. So ahd. *rucki*, mhd. *rücke* > *Rücken*; ahd. *weize*, mhd. *weize* > *Weizen*.

Den gleichen Entwicklungsweg haben die Substantive ahd. *namo*, mhd. *name* > *Name(n)*; ahd. *willo*, mhd. *wille* > *Wille(n)* und einige andere Maskulina sowie das Neutrum ahd. *herza*, mhd. *herze* > *Herz* eingeschlagen. Sie bildeten den „Übergangstyp“, da das -n im N. Sg. fakultativ blieb.

Einige ehemalige *n*-Stämme gingen in die starke Deklination über, indem das -e im N. Sg. apokopiert wurde und G. Sg. die starke Endung -s bekam. Vgl.:

	ahd.	mhd.	nhd.
Sg. N.	<i>hano</i>	<i>han(e)</i>	<i>Hahn</i>
G.	<i>hanen (-in)</i>	<i>hanen</i>	<i>Hahn(e)s</i>
D.	<i>hanen (-in)</i>	<i>hanen</i>	<i>Hahn(e)</i>
A.	<i>hanon (-un)</i>	<i>hanen</i>	<i>Hahn</i>

Ebenso entwickelten sich: *der Adler*, *der Bräutigam*, *der Gemahl*, *der Herzog*, *der Lenz*, *der Mai*, *der Schmerz* u. a.

§ 104. Die Entwicklung neuer Formmittel der Pluralbildung der Substantive

Die germanischen Sprachen hatten eine syntetische Flexion, die Kasus und Numerus des Substantivs in einem Morphem ausdrückten. Vgl. im Althochdeutschen:

	Sg	Pl
N.	<i>tag</i>	<i>tag-â (-a)</i>
G.	<i>tag-es</i>	<i>tag-o</i>
D.	<i>tag-e</i>	<i>tag-um (-un, -om, -on)</i>
A.	<i>tag</i>	<i>tag-â (-a)</i>
I.	<i>tag-u</i>	

Es gab in den Pluralformen der Substantive kein besonderes Morphem zum Ausdruck des Numerus, doch bezeichnete jede Kasusendung sowohl den Kasus als auch den Numerus. So war zum Beispiel die Form *tag-o* nicht bloß Genitivform, sondern ein Genitiv des Plurals (im Gegensatz zu G. Sg. *tag-es*); die Form *tag-um* war ebenfalls ein Dativ des Plurals (im Gegensatz zu D. Sg. *tag-e*).

Die Herausbildung der Pluralsuffixe. Die Herausbildung der Pluralsuffixe war bereits in der mittelhochdeutschen Zeit dadurch eingeleitet worden, dass die Endung *-e* bei den starken Maskulina als Pluralmerkmal, d. h. als Pluralsuffix gedeutet werden konnte. Vgl:

	ahd.	mhd.
Pl. N.	<i>tag-â (-a)</i>	<i>tag-e-</i>
G.	<i>tag-o</i>	<i>tag-e-</i>
D.	<i>tag-um</i>	<i>tag-e-n</i>
A.	<i>tag-â (-a)</i>	<i>tag-e-</i>

Das Endungs *-e*, das durch Abschwächung verschiedener althochdeutscher Kasusendungen entsteht, büßt eine, und zwar die kasusunterscheidende Funktion ein und dient nur als Pluralmerkmal. Infolgedessen spaltet sich im D. Pl. die ehemalige Kasusendung *-en* (< ahd. *-um*) in zwei Morpheme: *tag-en* > *tag-e-n*.

Auf ähnliche Weise können die Pluralformen ehemaliger *i*-Stämme gedeutet werden: mhd. N. G. A. Pl. *gest-e-*, D. Pl. *gest-e-n*; mhd. N. G. A. Pl. *kreft-e-*, D. Pl. *kreft-e-n*.

Im Frühneuhochdeutschen entwickeln sich auch die Pluralsuffixe *-e(n)* und *-er*.

Bei den Feminina entwickeln sich die Pluralsuffixe *-e* und *-(e)n* im Prozess der gegenseitigen Angleichung der *ô*-Deklination und der *n*-Deklination (s. S. 217 f.).

Die Umdeutung der Kasusendung *-(e)n* ins Pluralsuffix vollzieht sich auch bei den Maskulina und Neutra, die aus der schwachen in die starke Deklination übergehen (s. S. 219), z. B. der *Nachbar* – die *Nachbarn*, der *Schmerz* – die *Schmerzen*, das *Auge* – die *Augen*, das *Ohr* – die *Ohren*. Vgl.:

	mhd.			nhd.	
	Maskulina	Neutra		Maskulina	Neutra
Sg. N.	<i>smerze</i>	<i>ouge</i>		<i>Schmerz-</i>	<i>Auge-</i>
G.	<i>smerzen</i>	<i>ougen</i>		<i>Schmerz-es</i>	<i>Auge-s</i>
D.	<i>smerzen</i>	<i>ougen</i>		<i>Schmerz (-e)</i>	<i>Auge-</i>
A.	<i>smerzen</i>	<i>ouge</i>		<i>Schmerz</i>	<i>Auge-</i>
Pl. N.	<i>smerzen</i>	<i>ougen</i>		<i>Schmerz-en</i>	<i>Auge-n</i>
G.	<i>smerzen</i>	<i>ougen</i>		<i>Schmerz-en</i>	<i>Auge-n</i>
D.	<i>smerzen</i>	<i>ougen</i>		<i>Schmerz-en</i>	<i>Auge-n</i>
A.	<i>smerzen</i>	<i>ougen</i>		<i>Schmerz-en</i>	<i>Auge-n</i>

Bei den schwachen Substantiven wird *-(e)n* in den Pluralformen nach Analogie zu den anderen Substantiven auch als Pluralsuffix empfunden, doch darf das nur mit Vorbehalt getan werden (vgl. über *-(e)n* im Singular, S. 88).

Das Pluralsuffix *-er*, das zuerst auf eine kleine Gruppe von ehemaligen *ir*-Stämmen beschränkt war (vgl. S. 92), dehnt sich fast auf alle Neutra aus.

Unter dem Einfluss des Niederdeutschen, wo seit altsächsischer Zeit die *a*- und *ja*-Stämme im N. A. Pl. die Endung *-os* hatten, z. B. as. *dag* 'Tag' – *dagos*, as. *fiscâri* 'Fischer' – *fiscârios*, verbreitet sich im Deutschen das Pluralsuffix *-s*, z. B. *der Uhu* – *die Uhus*, *der Papa* – *die Papas*, *die Mama* – *die Mamas*; *die Achs*, *die Wenss* und *Abers*; *die Gutentags*, *die Lebewohls*; umgangssprachlich auch *die Kerls*, *die Mädels*, *die Jungs*.

Die Entwicklung des Umlauts zum Merkmal der Pluralformen. Gleichzeitig mit der Entwicklung der Pluralsuffixe greift auch die Anwendung des Umlauts als Pluralmerkmal der Substantive um sich. Ihn bekommen außer den ehemaligen *i*-Stämmen und *ir*-Stämmen die meisten umlautsfähigen Maskulina mit dem Pluralsuffix *-e*, die ehemaligen *a*- und *ja*-Stämme, alle Neutra mit dem Pluralsuffix *-er*, die Feminina mit dem Pluralsuffix *-e* sowie viele Substantive, die ihren Plural suffixlos bilden (*Vater* – *Väter*, *Mutter* – *Mütter*).

Noch größere Verbreitung hat der Umlaut in den Pluralformen in vielen Territorialdialekten, wo er infolge der Abschwächung des Pluralsuffixes *-e* zum einzigen Merkmal des Plurals wird, z. B. *täg* 'Tage' *hünd* 'Hunde', *ärm* 'Arme' u. a.

§ 105. Wandlungen im System des Ablauts bei den starken Verben

Im Frühneuhochdeutschen vollzieht sich ein sehr beträchtlicher Wandel im System des Ablauts.

Diesen Wandel bewirken vor allem die Neuerungen im phonologischen System, die in dieser Zeit immer mehr um sich greifen.

So ändert sich der Charakter des Vokalwechsels in der 1. Ablautreihe unter dem Einfluss der Diphthongierung. Vgl. ahd. *scriban*, mhd. *scriben* > nhd. *schreiben*; ahd. *lihan*, mhd. *lihen* > nhd. *leihen*.

Unter dem Einfluss der Monophthongierung ändert sich der Charakter des Vokalwechsels in folgenden Ablautreihen:

II. Ablautreihe: ahd. *biogan*, mhd. *biegen* > nhd. *biegen* [i:]; ahd. *giozan*, mhd. *giezen* nhd. *gießen* [i:];

VI. Ablautreihe: Prät. Sg. ahd. *fuor*, mhd. *fuor* > nhd. *fuhr* [u:]; Prät. Pl. ahd. *fuorum*, mhd. *fuoren* > nhd. *führen* [u:];

VII. Ablautreihe: Prät. Sg. ahd. *hiaz*, *hieʒ* mhd. > nhd. *hieß* [i:]; ahd. *liof*, mhd. *lief* > nhd. *lief* [i:]; Prät. Pl. ahd. *hiazum*; mhd. *hieʒzen* > nhd. *hießen* [i:]; ahd. *liofum*, mhd. *liefen* > nhd. *liefen* [i:].

Auch die Vokaldauer ändert sich in den Formen einiger Verben, z. B. Prät. Sg. ahd. *nam*, mhd. *nam* > nhd. *nahm*, also [a] > [a:].

Außerdem vollzieht sich im 16.–17. Jh. ein Ausgleich zwischen Präteritum Sg. und Prät. Pl.:

mhd. <i>ich half</i> – <i>wir hulfen</i>	nhd. <i>ich half</i> – <i>wir halfen</i>
mhd. <i>ich sang</i> – <i>wir sungen</i>	nhd. <i>ich sang</i> – <i>wir sangen</i>
mhd. <i>ich reit</i> – <i>wir ritten</i>	nhd. <i>ich ritt</i> – <i>wir ritten</i> .

I. Ablautreihe

mhd. *schriben* – *schreib* – *schriben* – *geschriben* nhd. *schreiben* – *schrieb* – *schrieben* – *geschrieben*

1. Im Präsensstamm (vgl. Infinitiv): *i* > *ei*.
2. Im Präteritum: Ausgleich nach dem Plural.
3. Die Untergruppen 1 und 2 (vgl. S. 103 f.) fallen zusammen, da die alten Formen des Prät. Sg. aus dem Gebrauch kommen:

nhd. *schreiben* – *schrieb* – *geschrieben*
nhd. *leihen* – *lieh* – *geliehen*.

4. Im Prät. und 2. Part. einiger Verben wird der Vokal gedehnt (daher *ie*). Es entstehen dadurch zwei neue Untergruppen:

ei – *î* – *î*: *schreiben* – *schrieb* – *geschrieben*
ei – *i* – *i*: *reiten* – *ritt* – *geritten*

II. Ablautreihe

mhd. *biegen* – *bouc* – *bugen* – *gebogen*
nhd. *biegen* [i:] – *bog* – *bogen* – *gebogen*

1. Im Präsensstamm (vgl. Infinitiv): *ie* > [i:]
2. Im Präteritum: Ausgleich nach dem Prät. Sg. der zweiten Untergruppe (mhd. *bôt*, *gôz*). Dadurch auch der Zusammenfall der Untergruppen 1 und 2.
3. Durch Vokaldehnung und Vokalkürzung entstehen neue Untergruppen:

î – *ô* – *ô*: *biegen* – *bog* – *gebogen*
î – *o* – *o*: *gießen* – *goss* – *gegossen*

Zur II. Ablautreihe gehören auch *lügen* und *(be)trügen*:

ahd. *liogan*, mhd. *liegen* > nhd. *lügen* nach *Lüge*;
ahd. *triogan*, mhd. *triegen* > nhd. *trügen*, wohl nach *lügen*.

Auch *saufen*, *saugen*, *schnauben* (ahd. *sûfan*, *sûgan*, *snûban*) gehören nach ihrem Prät. und 2. Part. zu dieser Ablautreihe.

III. Ablautreihe

mhd. *helfen* – *half* – *hulfen* – *geholffen*
nhd. *helfen* – *half* – *halfen* – *geholffen*
mhd. *binden* – *band* – *bunden* – *gebunden*
nhd. *binden* – *band* – *banden* – *gebunden*

1. Im Präteritum: Ausgleich nach dem Singular.
2. Außer den zwei Untergruppen: 1. *helfen*, 2. *binden*, die bereits im Alt- und Mittelhochdeutschen bestanden, entstehen zwei neue Untergruppen:

i – a – o (vor *nn, mm*);

mhd. *beginnen – began – begonnen – begonnen*

nhd. *beginnen – begann – begannen – begonnen*

Ebenso gewinnen, rinnen, sinnen, spinnen, schwimmen.

e (i) – o – o (vor *ll, l* + Geräuschlaut):

mhd. *swellen – swal – swullen – geswollen*

nhd. *schwellen – schwoll – schwollen – geschwollen*

Ebenso: *quellen, (er) schallen* (< ahd. *ir-scellan*), *klimmen, glimmen*; *schmelzen, melken, bersten*; auch *dreschen, löschen* (< ahd. *lescan*), *flech-ten, fechten*, und die Verben, die aus anderen Ablautreihen übergetreten sind: *heben* (mhd. *heben – huop – huobum – gihaban*, VI. Ablr.), *weben, schwören* (< ahd. *sweren*), *scheren, gären*.

IV. Ablautreihe

mhd. *nemen – nam – nâmen – genomen*

nhd. *nehmen – nahm – nahmen – genommen*

1. Im Präteritum: Ausgleich nach dem Plural.

2. Durch Quantitätswandel der Vokale entstanden die Untergruppen:

ê – â – o: *nehmen – nahm – genommen*

ê – â – ô: *stehlen – stahl – gestohlen*

e – â – o: *brechen – brach – gebrochen*

Zur IV. Ablautreihe gehören auch einige Verben mit dem Sonanten vor dem Vokal: *brechen, sprechen, erschrecken, treffen*. Zu dieser Ablautreihe gehört auch *kommen* (ahd. *queman*, mhd. *komen, kumen*).

V. Ablautreihe

mhd. *geben – gap – gâben – gegeben*

nhd. *geben – gab – gaben – gegeben*

1. Im Präteritum: Ausgleich nach dem Plural.

2. Durch Quantitätswandel der Vokale entstehen die Untergruppen:

ê – â – ê: *geben – gab – gegeben*

e – â – e: *essen – aß – gegessen*

Zur V. Ablautreihe gehören auch *bitten, sitzen, liegen* mit Vokalhebung *e>i* im Präsens, da sie im Ugerm. das Suffix *-j-* im Präsensstamm hatten, vgl. got. *bidjan*, as. *biddian*; as. *sittian*, aisl. *sitja*; as. *liggian*, aisl. *liggja*.

VI. Ablautreihe

mhd. *faran – fuor – fuoren – gefaren*

nhd. *fahren – fuhr – fuhren – gefahren*

1. Im Präteritum: Monophthongierung *uo>û*.

2. Durch Quantitätswandel der Vokale entstanden die Untergruppen:

â – û – â: *fahren – fuhr – gefahren*

a – û – a: *wachsen – wuchs – gewachsen*

VII. Ablautreihe

mhd. *heizzen* – *hieȝ* – *hiezzen* – *geheizzen*

nhd. *heißen* – *hieß* – *hießen* – *geheißen*

1. Im Präteritum: Monophthongierung *ie* > [i:].

2. Bei *fangen* und *hangen* wurde [i:] des Präteritums gekürzt.

§ 106. Die Entwicklung des Futurs

Die Entwicklung des Futurs beginnt seit dem 15. Jh.

Das Althochdeutsche hatte keine besondere Zeitform für den Ausdruck der Zukunft, so dass Präsens meist auch im Sinne der Zukunft gebraucht wurde (vgl. S. 117).

Doch trifft man bereits in der althochdeutschen Zeit verschiedene Versuche, die Zukunft auf eine spezielle Weise auszudrücken.

Manchmal wird die Verbindung des Verbs *sîn* 'sein' mit dem 1. Partizip dazu gebraucht, da dem 1. Partizip die Bedeutung der Dauer, des unvollendeten Geschehens innewohnt:

Ioh altquena thînu ist thîr kind berantu 'Und deine alte Frau wird dir ein Kind gebären'.

Ähnliche Bedeutung hat auch die Verbindung des 1. Partizips mit *werdan* 'werden':

Inti nu wirdist thu swîgēnti inti ni maht sprehhan unzan then tag, in themo thisu wirdit 'Und jetzt wirst du stumm werden und nicht sprechen können, bis der Tag kommt, da dies geschieht'.

Im letzten Beleg gehört die Hauptrolle beim Ausdruck der Zukunft dem Verb *werdan*, das eine inchoative Bedeutung hat, d. h. den Beginn eines Geschehens bezeichnet. Doch sind die Verbindungen mit *werdan* in dieser Zeit noch kein Futur, da das Verb *werdan* nicht nur zum Ausdruck eines zukünftigen Geschehens dient, sondern mit derselben inchoativen Bedeutung auch beim Ausdruck der Vergangenheit gebraucht wird:

Tho ward munt sîner sâr sprechantêr 'Und sobald begann er zu sprechen (buchstäbl. 'wurde sein Mund sprechend')'.

Außerdem wird das Verb *werdan* mit inchoativer Bedeutung auch in Verbindungen mit Adjektiven und Adverbien gebraucht:

Ouh wirdit filu mâri 'Er wird sehr berühmt sein'.

Man trifft im Althochdeutschen auch den Ausdruck der Zukunft mit Hilfe von Modalverben, die das Geschehen als notwendig, wünschenswert oder unvermeidlich darstellen:

Berga sculun swinnan 'Berge werden (buchstäbl. sollen) schwinden'.

In mînemo herzen wil ih iemer gehukkan der sînero mihelun guadon 'In meinem Herzen werde ich (buchstäbl. will ich) mich immer an seine große Güte erinnern'.

Auch in der mittelhochdeutschen Sprachperiode gehört dem Präsens die Hauptrolle beim Ausdruck der Zukunft, jedoch nach und nach verbreiten sich die Umschreibeformen mit Modalverben und mit dem Verb *werden* zum Ausdruck der Zukunft.

Bereits in den Schriftdenkmälern des 12.–13. Jh. werden die Umschreibeformen der Zukunft mit *sollen*, *wollen*, *müezen* immer häufiger:

Unser lebn und unser burt diu suln wir iu vil gerne sagen 'Wir werden euch gern von unserem Leben und unserer Abstammung erzählen'.

Ir welt iuch alle vliessen, welt ir die recken bestân 'Ihr werdet euch zugrunde richten, wenn ihr diesen Recken Widerstand leisten werdet'.

Der valke, den du ziuhest, daz ist ein edel man;
in welle got behüeten du muost in schiere vloren hân.

'Der Falke, den du erzogen hast, das ist ein edler Recke. Gott behüte ihn, du wirst ihn bald verlieren (*buchstäbl.* als verlorenen haben).

Seit dem 13. Jh. verbreiten sich auch Umschreibungen der Zukunft mit dem Verb *werden*. Ebenso wie im Althochdeutschen gebraucht man das Verb *werden* mit dem 1. Partizip:

Diu werdent mîn stimme hœrend 'Sie werden meine Stimme hören'.

Im 14.–15. Jh. kommt statt des 1. Partizips auch schon der Infinitiv vor:

Sêlic sint, die reiniu herze habent, wan sie unser werdent sehen 'Selig sind diejenigen, die ein reines Herz haben, denn sie werden uns sehen'.

Beide Umschreibungen der Zukunft sind längere Zeit gleichberechtigt. Der Verfasser einer deutschen Grammatik des 16. Jh., Melanchton, übersetzt das lateinische *veniam*: *ich werde* oder *will kommen*. In Norddeutschland herrscht der modale Ausdruck der Zukunft vor, in Mittel- und Süddeutschland dagegen die Umschreibung der Zukunft mit *werden*. Eine niederdeutsche Grammatik aus dem ausgehenden 15. Jh. erläutert die lateinische Form *legan* auf folgende Weise: *ick will edder schal lesen; edder also de averlender* (d. h. Oberdeutsche) *seggan; ick werde lesen*.

Seit dem 16. Jh. entwickelt sich auch das 2. Futur mit dem Verb *werden*. Die Grammatiken des 17. Jh. verzeichnen es schon allgemein und rechnen es zum Paradigma des Verbs.

§ 107. Das Futur des Konjunktivs und der Konditional

Das Futur des Konjunktivs entwickelt sich nach dem Vorbild des Futurs des Indikativs im 15.–16. Jh. Doch ist sein Gebrauch im 16. Jh. noch selten; erst im 17.–18. Jh. erhält es größere Verbreitung.

Der 1. Konditional ist schon am Anfang des 14. Jh. bezeugt und kommt in der zweiten Hälfte des 14. Jh. immer öfter vor.

Der 1. Konditional entwickelt sich aus den Verbindungen des Verbs *werden* im Prät. Konj. mit dem 1. Partizip oder mit dem Infinitiv. Die konjunktivische Form des Verbs *werden* bedingt die potentiale oder irrealen Bedeu-

tung dieser Verbindungen sowie ihre Bezogenheit auf die Gegenwart und die Zukunft.

Der 1. Konditional ist bereits seit dem 15.–16. Jh. häufig. So zum Beispiel bei Luther:

Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen
'Wenn mein Reich in dieser Welt wäre, so würden meine Diener darum kämpfen'.

Wenn ein Hausvater wüßte, welche stunde der Dieb komen wolt, so würde er ja wachen
'Wenn der Hausherr wüsste, wann der Dieb kommt, so würde er wachen'.

Der 2. Konditional entwickelte sich nach dem Vorbild des 1. Konditionals in der neueren Zeit.

DER SATZBAU DES FRÜHNEUHOCHDEUTSCHEN

§ 108. Die Entwicklung der syntaktischen Struktur der deutschen Sprache in der frühneuhochdeutschen Sprachperiode

Die Herausbildung verschiedener literarischer Gattungen sowie der gelehrten Prosa und der Kanzlei- und Geschäftsprosa in der frühneuhochdeutschen Zeit, die politische und religiöse Literatur der Reformationszeit und der Epoche des Bauernkrieges, die sprachliche Leistung Luthers, die Bemühungen der Humanisten um die deutsche Sprache förderten die weitere Entwicklung der syntaktischen Struktur der deutschen Sprache. Es vollzogen sich die weitere Regelung der Ausgestaltung des Satzes sowie eine weitere stilistische Differenzierung im Bereich der Syntax. Die Entwicklung der wissenschaftlichen Literatur und der Kanzlei- und Geschäftsprosa förderten das Anwachsen des Fassungsvermögens des Satzes sowie den weiteren Ausbau des komplexen Satzes. Es kamen neue Konjunktionen auf, es entstanden neue Modelle komplexer Sätze. Besonders bemerkbar wurde der Wandel und der Fortschritt im Satzbau gegen das Ende der frühneuhochdeutschen Periode, im 16.–17. Jh.

§ 109. Die Ausgestaltung der attributiven Wortgruppe

Die Wortstellung in der attributiven Wortgruppe. Bereits seit dem 13.–14. Jh. wurde im Gegensatz zur älteren Zeit die Voranstellung von Adjektiven, Partizipien und Pronomen in den attributiven Wortgruppen in der Prosa vorherrschend. Nur vereinzelt und nur in der gehobenen dichterischen Sprache kamen noch immer attributive Wortgruppen mit nachgestellten Attributen vor, z. B. *dis kleid wiz* 'dieses weiße Kleid', *herr mîn* 'mein Herr', *kind mîns* 'mein Kind' u. ähnl.

Gegen das Ende der frühneuhochdeutschen Sprachperiode wurde die Voranstellung attributiver Adjektive, Partizipien und Pronomen und somit die feste Stellung dieser Art von Attributen allgemein:

Do macht man ein gros feur auf dem marckt 'Da legte man auf dem Marktplatz ein großes Feuer an'.

Nachgestellt wurden nur noch abgesonderte Attribute und Beinamen (Appositionen):

Alle menschen, die ie wurden, die gesehent in, übel und gut 'Alle Menschen, die jemals lebten, übel und gut, werden ihn sehen'.

Darüber cze urkund geben wir diesen brif versigelt mit unserm keiserlichen insigel 'Als Urkunde darüber geben wir unseren Brief mit unserem kaiserlichen Siegel versiegelt'.

Kayser Karls des Groszen Mutter 'die Mutter Karls des Großen'; *von Keyser Ludwigen des vierdten Eltern* 'die Eltern des Kaisers Ludwig IV'.

Die unregelmäßige freie Stellung der Attribute wurde also im Frühneuhochdeutschen durch folgende differenzierte Typen der Wortstellung in der attributiven Wortgruppe abgelöst:

- a) vorangestelltes adjektivisches Attribut: *ein gros feur*;
- b) nachgestelltes abgesondertes adjektivisches Attribut: *alle menschen, übel und guot*;
- c) nachgestellter Beiname: *Kayser Karls des Groszen*.

Die Regelung der Kongruenz. Im Althochdeutschen waren sowohl in der attributiven als auch in der prädikativen Funktion kongruierende und kongruenzlose Formen des Adjektivs möglich (vgl. S. 100). In der mittelhochdeutschen Zeit wurde der Gebrauch kongruenzloser (unflektierter) Formen der attributiven Adjektive noch häufiger. Solche Wortgruppen wie *ein vil edel magedin*, *ein edel ritter guot* (vgl. S. 187 f.) waren im Mittelhochdeutschen und im Frühneuhochdeutschen bis zum ausgehenden 16. Jh. sowohl in der Dichtung als auch in der Prosa sehr gebräuchlich. Am Ende des 16. Jh. aber wurde die unflektierte Form des Adjektivs bzw. des Partizips in den attributiven Wortgruppen durch die flektierten Formen verdrängt.

Viel früher wurde bereits die unflektierte Form des Adjektivs bzw. des Partizips im Prädikativ zur Regel. Flektierte Formen waren hier im ausgehenden althochdeutschen Zeitalter im Rückgang begriffen; im Mittelhochdeutschen und im Frühneuhochdeutschen war die unflektierte Form des Adjektivs bzw. des Partizips im Prädikativ schon allgemein. Auch für das abgesonderte adjektivische Attribut wurde die kongruenzlose Form der Adjektive bzw. Partizipien typisch.

Auf diese Weise wurde der differenzierte Gebrauch der flexionslosen und der flektierten Formen von Adjektiven und Partizipien im Prädikativ und in den attributiven Wortgruppen im Laufe der frühneuhochdeutschen Sprachperiode zur Regel.

Die Kongruenz des Adjektivs bzw. des Partizips wurde zum Merkmal des einfachen (nicht abgesonderten) Attributs.

Gebrauch von starken und schwachen Formen des Adjektivs. Die Norm des Gebrauchs der starken und schwachen Formen des Adjektivs in den attributiven Wortgruppen, die in der deutschen Gegenwartssprache durch die Tendenz zur Einflexion (Monoflexion) bedingt wird, hat sich in allen Einzelheiten erst um die Wende des 18. Jh. herauskristallisiert.

Im Althochdeutschen gab es nur eine feste Regel, die zum Ausgangspunkt für die Entwicklung der heutigen Norm wurde. Nach dem bestimmten Artikel wurde immer die schwache Form des Adjektivs gebraucht, z. B. *der wenago man* 'der elende Mensch', *diu unmeina magad* 'die heilige Jungfrau', *thie holdun scalka thine* 'deine treuen Diener', *die alten liute* 'die alten Leute', *uuib thaꝥ samaritanisga* 'das samaritanische Weib' u. a. Auch nach Demonstrativ- und Possessivpronomen die schwache Form des Adjektivs im Althochdeutschen schon häufig, z. B. *min liobo sun* 'mein lieber Sohn', *ther unser liobo druhtin* 'unser lieber Herr', *disa scônun werlt* 'diese schöne Welt'. Aber in derselben Stellung kamen auch starke und flexionslose Formen des Adjektivs vor, z. B. *unser armilichaz muot* 'unsere arme Seele', *ir almahtic got* 'euer allmächtiger Gott' u. a.

Im Mittelhochdeutschen blieb die Verbindung zwischen der schwachen Deklination und dem bestimmten Artikel erhalten. Zugleich entwickelte sich immer mehr die Tendenz zur Einflexion in der attributiven Wortgruppe; in den obliquen Kasus wurden nach den Pronomen vorwiegend schwache Formen des Adjektivs gebraucht, dagegen standen im N. A. Sg. nach den Possessivpronomen starke Formen des Adjektivs, z. B. *sîn rechter name* 'sein wirklicher Name', *sîn junger lip* 'sein junges Leben', *min klagendeꝥ herze* 'mein klagendes Herz', *sîn heiligiū muoter* 'seine heilige Mutter'.

Der Schwund der flexionslosen Formen des Adjektivs aus den attributiven Wortgruppen, der im ausgehenden 16. Jh. erfolgte (vgl. S. 227), war der nächste Schritt zur Herausbildung der heutigen Regeln der Kongruenz in den attributiven Wortgruppen.

Auf diese Weise haben sich gegen das Ende der frühneuhochdeutschen Sprachperiode die wichtigsten Momente der syntaktischen Prägung der attributiven Wortgruppe festgesetzt:

- a) die Kongruenz in den attributiven Wortgruppen war bereits Regel;
- b) die Einflexion als Grundprinzip bei der Auswahl der Deklinationsform des kongruierenden Adjektivs war ebenfalls vorherrschend.

§ 110. Die Wortstellung im einfachen Satz

Die Beweglichkeit des Subjekts, der Objekte und der Adverbialien und die Abhängigkeit ihrer Stellung im Satz von der kommunikativen Satzperspektive, die dem Althochdeutschen eigen war (vgl. S. 128 f.), kennzeichnen auch die deutsche Gegenwartssprache.

Die Entwicklung des unbestimmten Artikels schuf neue Ausdrucksmöglichkeiten der kommunikativen Satzperspektive und rief neue Modelle der

Wortstellung ins Leben. Der unbestimmte Artikel ermöglichte die Hervorhebung des Subjekts als Rhema auch ohne die Inversion. Vgl.:

Ez wuochs in Burgonden ein vil edel magedin 'Es wuchs in Burgund ein sehr edles Mädchen auf.

Ein wolf sine sünde vlöh 'Ein Wolf wollte seine Sünden büßen'.

Dieses neue Modell der Wortstellung bildete den Ausgangspunkt für die Entwicklung zweier stilistisch differenzierter Varianten der Wortstellung:

a) Für den neutralen Stil bleibt die Hervorhebung des Subjekts und der Objekte durch Verschiebung zum Satzende die Regel (vgl. S. 129):

b) Die Anfangstellung des hervorgehobenen Subjekts bzw. der Objekte, die die Entwicklung des unbestimmten Artikels ermöglicht, wird dagegen zum Kennzeichen der Emphase.

Die neue Variante der emphatischen Hervorhebung bleibt in der Folgezeit nicht auf Substantive beschränkt, wo der unbestimmte Artikel die kommunikative Hervorhebung kennzeichnete, sondern wird zur allgemeinen Regel. Diese emphatische Wortstellung ist häufig in den Schriften Luthers zu finden:

Leret doch der elend mensch, das... 'Behauptet doch der elende Mensch, dass...'

Ist doch auß solchem predigen und beychten nit mehr dan eytel haß erwachsen 'Ist doch aus solchen Predigten und Beichten nichts als Hass erwachsen'.

Die Tendenz zur festen Stellung des Prädikats war bereits in der mittelhochdeutschen Zeit vorhanden. In den Prosadenkmälern des 13.–14. Jh. behauptete das finite Verb im einfachen Aussagesatz die zweite Stelle:

Der trürige vater ginc zu sente Jacobe clagende unde weinende 'Der betrübte Vater ging zum heiligen Jakob, klagend und weinend'.

In deme selben closter was ein munich gar gutes lebenes 'In demselben Kloster war ein Mönch, der das Leben eines Gerechten lebte'.

Ez kriegeten zwêne meister mit einander 'Es haderten zwei Meister miteinander'.

Da diese Wortstellung verschiedenen Prosagattungen eigen war, darf man annehmen, dass die literarische Tradition dieser Zeit das aufzeichnete und zur Regel machte, was schon längst eine fortschreitende Tendenz der deutschen Sprache gewesen war.

Doch trotz der Verallgemeinerung der zweiten Stelle des Prädikats im einfachen Aussagesatz und der Änderung der Wortstellung in den attributiven Wortgruppen (s. S. 227) war die Wortstellung der behandelten Zeit noch weit entfernt von der heutigen Norm. Es fehlten noch folgende wichtige Kennzeichen der heutigen Wortstellungsnorm: a) die verbale Klammer, b) die Endstellung des finiten Verbs im Gliedsatz. Sie entwickelten sich erst im Laufe der neuhochdeutschen Sprachperiode (s. unten).

§ 111. Die Entwicklung der verbalen Klammer

Die unregelmäßige Stellung der Teile des zusammengesetzten Prädikats (vgl. S. 189 f.) war auch den Prosaschriften des 13.–14. Jh. eigen. Während ein Teil des zusammengesetzten Prädikats ebenso wie das einfache Prädikat bereits eine feste Stelle im Satz, die zweite Stelle, einnahm, war die Stellung des infiniten Verbs und des nominalen Prädikativs, d. h. des zweiten Teils des zusammengesetzten Prädikats, noch ungebunden. Die absolute Kontaktstellung kam in dieser Zeit nur noch selten vor; es traten zwei Varianten der Wortstellung ungefähr gleichbedeutend auf:

a) die vollständige Klammer:

Es sollent ouch alle fryen einem lantgrafen gehörsam sîn 'Es sollen auch alle Freien dem Landgrafen Gehorsam leisten'.

b) die unvollständige Klammer:

Er warf den lichamon in die flamen und wolde in verbrennen in dem vuire 'Er warf den Leichnam in die Flammen und wollte ihn im Feuer verbrennen'.

Die verhältnismäßig freie Stellung des zweiten Teils des Prädikats weicht mit der Zeit immer mehr der Klammer. Während sich im 14.–15. Jh. die vollständige Klammer und die freie Stellung des zweiten Teils des Prädikats ungefähr die Waage halten, ergibt sich für das ausgehende 16. Jh. schon das Verhältnis 1:3 oder 1:4 zugunsten der Klammer. Die regelmäßige Durchführung der Klammer erfolgt erst im 17.–18. Jh. im Zusammenhang mit der bewussten Regelung des gesamten grammatischen Baues.

§ 112. Der Übergang von der doppelten Negation zur Gesamtnegation

Bereits im Mittelhochdeutschen waren Ansätze zum Wandel im Ausdruck der Verneinung bemerkbar.

a) Die alte Negationspartikel *ni* (mhd. *ne*) wich allmählich der neuen Negationspartikel *nicht*.

b) die doppelte Negation wich allmählich der Gesamtnegation. Dieser Wandel wurde durch die fortschreitende Abschwächung der alten Negationspartikel *ni* verursacht. Die Schwächtonigkeit der Negationspartikel führte bereits im Althochdeutschen zur Verschmelzung der Partikel mit dem Verb, z. B. *nist* < *ni ist*, *nemag* < *ni mag* usw. Aus demselben Grunde wurde in der ausgehenden althochdeutschen Zeit zur Verstärkung der Negation auch die Partikel *nicht* (< *niowicht* 'nichts') gebraucht.

Im Mittelhochdeutschen waren noch beide Ausdrucksmöglichkeiten der Verneinung vorhanden:

a) mit Hilfe der Partikel *ne* (< ahd. *ni*):

Ern ruochet hiutu waz er tuot 'Er denkt heute nicht darüber, was er tut'.

b) mit Hilfe der Partikeln *ne* und *niht*:

Wârumbe negêst du niht ze dem lande? 'Warum gehst du nicht zum Ufer?'.

Die zweite Variante war häufiger. Doch verdrängte das stärkere und ausdrucksvollere *niht* die alte schwachtonige Negationspartikel *ne* immer mehr, so dass bereits im 13. Jh. Sätze mit der Negationspartikel *niht* als einzige Negation im Satz, d. i. als Gesamtnegation häufig wurden:

Er woltes niht langer biten 'Er wollte nicht länger darum bitten'.
Ir sult niht weinen 'Ihr sollt nicht weinen'.

In den Sätzen, wo außer der Negationspartikel *ne* verneinende Pronomen oder Adverbien gebraucht wurden (z. B. ahd. *nihein tharinne ni bileib* 'Niemand war dort geblieben'), wurde infolge der Schwachtonigkeit der Partikel *ne* die zweite Verneinung, d. h. das verneinende Pronomen oder Adverb, immer häufiger gebraucht. Auf diese Weise entwickelte sich auch in solchen Sätzen eine Gesamtnegation. Vgl.:

- a) *Ir nieman enmach widerstân* 'Niemand kann ihr widerstehen'.
- b) *Alda was niemen mære* 'Da war niemand mehr'.

Im 16. Jh. kam die doppelte Negation aus dem Gebrauch, und die Gesamtnegation wurde zur Regel. Es bildeten sich auf diese Weise zwei Modelle von Verneinungssätzen, die der deutschen Gegenwartssprache eigen sind:

- a) mit der Negationspartikel *nicht*: *Er hat es nicht gesehen*;
- b) mit einem verneinenden Pronomen bzw. Adverb: *Er hat es niemals gesehen. Niemand hat es gesehen. Niemand hat es jemals gesehen*.

§ 113. Der komplexe Satz. Das Satzgefüge

Temporalsätze. Dieser Satztyp entwickelte sich in der frühneuhochdeutschen Zeit sehr intensiv. Bereits im Althochdeutschen besaß er ein verzweigtes System von Konjunktionen, was den Ausdruck verschiedener Zeitverhältnisse ermöglichte. In der Folgezeit wurde das System der temporalen Konjunktionen noch mehr bereichert; die Modelle der Temporalsätze wurden weiter ausgebaut.

a) Temporalsätze der Gleichzeitigkeit Im Althochdeutschen dienten als Ausdruck der Gleichzeitigkeit die Konjunktionen *thô* und *thâr* (nhd. *da*), *sô*, seine verstärkende Variante *alsô*, *mit thiû* und *in thiû*.

Die ältesten Konjunktionen *mit thiû* und *in thiû* wurden schon in der ausgehenden althochdeutschen Zeit ungebräuchlich.

Die Konjunktion *dâ* (*dô*) 'da' blieb auch im Mittelhochdeutschen im Gebrauch:

Und dô man thih zu künig wolt erheben, dô flôhest du von dannen 'Und als man dich zum König erheben wollte, bist du geflohen'.

Seit der frühneuhochdeutschen Zeit wurde der temporale Gebrauch von *da* sichtlich eingeschränkt. Einerseits wurde diese Einschränkung durch die Entwicklung des kausalen *da* (vgl. S. 233 f.), andererseits durch die Verbreitung der Konjunktionen *als* und *wenn* bedingt, die in der deutschen Gegen-

wartssprache die gebräuchlichsten temporalen Konjunktionen der Gleichzeitigkeit wurden.

Die Konjunktion *als*, die auf die Verbindung der Konjunktion ahd. *sô* 'sobald', 'in dieser Zeit' und der verstärkenden Partikel *al* (< ahd. *alsô*) zurückgeht, wurde anfänglich nicht nur als temporale Konjunktion, sondern auch in Vergleichs-, Bedingungs-, Kausal- und Konzessivsätzen gebraucht. Mit der Entwicklung neuer Konjunktionen als Ausdruck der komparativen, konditionalen, kausalen u. a. Bedeutungen und mit der fortschreitenden Differenzierung der Gliedsatzmodelle durch Verwendung bestimmter Konjunktionen wurde der Gebrauch von *als* auf die Temporalsätze eingeschränkt. Dafür wurde es aber zur gebräuchlichsten temporalen Konjunktion, die die Gleichzeitigkeit oder unmittelbare Zeitfolge ausdrückte.

Die Konjunktion *wenn* war im Althochdeutschen noch nicht streng von dem Frageadverb *wanne* 'wann' geschieden, doch kam sie schon in temporaler und konditionaler Bedeutung vor; größere Verbreitung bekam sie erst seit dem 14.–15. Jh. Als temporale Konjunktion kennzeichnete *wenn* schon in jener Zeit a) ein in der Gegenwart oder in der Vergangenheit wiederholtes Geschehen, b) die Gleichzeitigkeit in der Zukunft:

Und wen is auff den abend kompt und ir seen werdet, das si wolgetrunken haben, so gebet ein zeichen 'Und wenn der Abend kommen wird und ihr werdet sehen, dass sie viel getrunken haben, gebt uns ein Zeichen'.

b) Temporalsätze der dauernden Gleichzeitigkeit. In der frühneuhochdeutschen Zeit entwickelten sich besondere Modelle von Temporalsätzen, die die Dauer eines Geschehens durch die gleichzeitige Dauer eines anderen Geschehens wiedergeben. Zur Prägung dieser Satzmodelle dienten die Konjunktionen *indem als*, *so lang*:

Indem als ich wider hinauff kam hatten si mein herren wider hineingefüeret 'Während ich wieder hinaufkam, haben sie meinen Herrn hineingeführt'.

Das will ich mit lieben und gûten frunden brauchen, so lang ich leb 'Ich will es zusammen mit meinen lieben und guten Freunden genießen, solange ich lebe'.

c) Temporalsätze der wiederholten Gleichzeitigkeit. Seit dem 14.–15. Jh. entwickelt sich ein besonderes Modell temporaler Gliedsätze mit den Konjunktionen *als dicke*, *so dicke*, *so oft* 'jedesmal wenn', 'sooft' (aus dem komparativen *also*, *so* und den Adverbien *oft*, *dicke* 'oft'):

Und so oft du darin greiffest, als oft findestu zehen stuck goldes 'Und sooft du darin greifst, wirst du zehn Goldmünzen finden'.

d) Temporalsätze der Vorzeitigkeit. In der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Zeit wurde die Vorzeitigkeit eines Geschehens durch die Konjunktionen *nah diu daz*, *after diu* ausgedrückt. Die Entwicklung eines beständigen Satzmodells mit der Konjunktion *nachdem* fällt ins 14.–15. Jh. Diese neue Konjunktion war anfänglich vieldeutig (temporal, modal, kausal), doch schon im 15.–16. Jh. stabilisierte sich deren temporaler Gebrauch:

Er hat Christo unserem gott und herren, nachdem er die sacrament empfangen, sein seel befohlen 'Nachdem er das Sakrament empfangen hatte, befahl er seine Seele unserem Gott und Herrn Jesus Christus'.

Seit dem 16. Jh. verbreitete sich das Modell des Temporalsatzes mit den Konjunktionen *so bald, als bald* 'sobald':

So bald ich heim kome, wil ich all lutherische bücher kaufen 'Sobald ich nach Hause komme, werde ich alle lutherischen Bücher kaufen'.

Ein besonderes Modell von Temporalsätzen der Vorzeitigkeit waren schon im Althochdeutschen Gliedsätze mit der Konjunktion *sîr* 'seitdem'.

e) Temporalsätze der Nachzeitigkeit. Im Althochdeutschen wurde die Nachzeitigkeit durch Temporalsätze mit der Konjunktion *êr* 'ehe' ausgedrückt. Dieses Modell blieb in der Folgezeit erhalten. Parallel zu *ehe* entwickelte sich auch die Konjunktion *bevor*.

Ein besonderes Modell von Temporalsätzen der Nachzeitigkeit waren bereits im Althochdeutschen Gliedsätze mit der Konjunktion *unzan, unze daz* 'bis'. Die Konjunktion *unzan, unze daz* wurde in der Folgezeit durch die konkurrierende Konjunktion *bis das*, später *bis* verdrängt.

Kausalsätze. Die gebräuchlichsten kausalen Konjunktionen des Althochdeutschen waren (*h*)*wanta* (aus dem gleichlautenden Frageadverb 'warum', 'weshalb') und *bithiu* (aus der temporalen Konjunktion *bi thiu*, vgl. S. 137).

Die ältere von diesen Konjunktionen *bithiu* kam schon im ausgehenden althochdeutschen Zeitalter aus dem Gebrauch. Die Konjunktion ahd. (*h*)*wanta*, mhd. *wande, want, wann* blieb bis zum 15. Jh. erhalten, wurde aber immer mehr durch neue kausale Konjunktionen verdrängt.

Auch die neuen kausalen Konjunktionen *weil* und *da* entwickelten sich auf Grund der temporalen Konjunktionen.

Die Konjunktion *weil* entwickelte sich aus der mittelhochdeutschen temporalen Konjunktion (*al*) *die wile*. In kausaler Bedeutung erschien sie seit dem 15. Jh.:

Und gott sprach zu ihm: weil du solchs bittest und bittest nicht um langes leben noch umb reychtûmb noch umb deiner feynde seele, sondern um verstand gericht zu hören, so habe ich getan nach deinen worten 'Da sagte Gott: „Weil du um gerechtes Urteil bittest und nicht um langes Leben, um Reichtümer oder um die Seele deiner Feinde, habe ich deine Bitte erfüllt“'.

Etwas früher, im 14. Jh. verbreitete sich der kausale Gebrauch der Konjunktion *da*:

Auch so irtrunken beinach seszig knaben, die wolden di pferde dan führen, da si sahen, daz ir herren nider lagen 'Es waren an die sechzig Jünglinge ertrunken, die die Pferde wegführen wollten, da sie sahen, dass ihre Herren gefallen waren'.

Die Konjunktionen *weil* und *da* erlangten nur nach und nach eine vorherrschende Stellung in den Kausalsätzen. In den Schriftdenkmälern jener Zeit kann man verschiedene Versuche treffen, die Kausalität zum Ausdruck zu bringen. Man gebrauchte zum Beispiel die Konjunktionen *dar-*

umb das (ein Demonstrativpronomen mit dem präzisierenden Pronominaladverb *darumb* 'deswegen'), *darumbe wande* (die alte kausale Konjunktion *wande*, *wān*, auch durch das Pronominaladverb *darumb(e)* verstärkt) sowie ihre Varianten: *umbe daz*, *durch daz*, *daher daz*; einige Zeit werden auch die neugebildete konjunktionale Verbindung *aus der ursach daz* sowie die Konjunktionen *nachdem*, deren Hauptfunktion aber der Ausdruck temporaler Verhältnisse ist, und *sintemal*, *sitmal* (< *seit ein mal*) gebraucht. Doch gegen Ende des 16. Jh. wichen alle diese Konjunktionen den Konjunktionen *weil* und *da*.

Zur selben Zeit entwickelte sich auch die kausale Konjunktion *denn* (aus dem temporalen Adverb und der Konjunktion *danne*). Im 15.–16. Jh. konnten die Sätze mit dieser Konjunktion verschiedene Wortstellung haben, darunter auch die Endstellung des Prädikats.

Denn erschien als kausale Konjunktion seit dem 15. Jh. und wurde immer häufiger gebraucht:

Und ward gar ehrlich empfangen von allem sinem volk, denn sie hatten yn gar lieb 'Er wurde von seinem Volk mit großen Ehren empfangen, denn es liebte ihn sehr'.

Da die Konjunktion *denn* nicht nur den realen Grund eines Geschehens, sondern auch eine längere logische Begründung des Vorhergesagten einleiten konnte (so schon in den Schriften Luthers und seiner Zeitgenossen), wurden die *denn*-Sätze oft als mehr oder weniger selbständige Sätze geprägt. Mit der Zeit entwickelte sich in diesen Sätzen die entsprechende Wortstellung, was sie unter Satzverbindungen einreichte.

Finalsätze. Im Althochdeutschen hatten die Finalsätze keine eigenen Konjunktionen. Sie wurden durch die universelle Konjunktion *thaz* 'dass' eingeleitet, manchmal durch *zi thiū thaz* 'dazu dass' verstärkt (vgl. S. 139 f.).

Am Ende der mittelhochdeutschen Sprachperiode und im Frühneuhochdeutschen kamen immer häufiger die finalen Konjunktionen *uf daz* 'auf dass' und *damit daz* vor. Besonders häufig wurde die Konjunktion *damit daz*, später *damit*, gebraucht:

Da namen sie einander bei den Händen, damit sie nit von einander kämen 'Da nahmen sie einander bei den Händen, damit sie einander nicht verlieren'.

Die Konjunktionen *dass* und *auf dass* sind veraltet und kommen heute nur im gehobenen Stil vor. Der Konjunktiv ist in den Finalsätzen schon im Althochdeutschen häufig und bleibt es auch in der Folgezeit.

Vergleichssätze. Das Althochdeutsche besaß weniger Modelle von Vergleichssätzen als die deutsche Gegenwartssprache. Es fehlten sowohl das Modell der irrealen Vergleichssätze als auch das Modell der Proportionalsätze.

Auch in den Schriftdenkmälern des 12.–13. Jh. wurde der irrealer Vergleich nur durch den Modus gekennzeichnet, während die Konjunktion *als* undifferenziert Vergleichssätze mit realem und irrealem Gehalt einleitete. Erst seit dem 14. Jh. erschienen neben *als* besondere Konjunktionen

für den Ausdruck eines irrealen Vergleichs. Es waren die Konjunktionen *als ob*, *als wenn*:

...und waren geschaffen umb die hobt, als ob sie helm uf hetten... 'sie waren so um die Häupter gebunden, als ob sie Helme aufhatten'.

Die Konjunktionen *als ob*, *als wenn* entwickelten sich aus der Verbindung der Konjunktion *als* mit den konkurrierenden konditionalen Konjunktionen *ob* und *wenn* (s. unten). Daher ihr Parallelismus in der deutschen Gegenwartssprache.

Das einfache *als* blieb nur in irrealen Vergleichssätzen mit Anfangsstellung des Verbs:

Er stellet sich als wer er nit wizig 'Er stellt sich, als wäre er dumm'.

Seit dem 15. Jh. entwickelten sich auch die Proportionalsätze:

Je länger man sie ansah, je baß sie einem gefielen 'Je länger man sie sich ansah, desto besser gefielen sie einem'.

Bedingungssätze. Im Althochdeutschen waren die Bedingungssätze durch die Konjunktion *ibu*, *oba* (mhd. *ob*) 'wenn' gekennzeichnet. In der Folgezeit kommen einige konkurrierende konditionale Konjunktionen auf.

Die alte Konjunktion ahd. *oba*, mhd. *ob* wurde in den Literaturdenkmälern bis zum Ausgang des 15. Jh. gebraucht, doch nimmt ihr Gebrauch wegen der Homonymie mit der Konjunktion der indirekten Frage *ob* immer mehr ab. Parallel zu ihr wurden die Konjunktionen *so*, *wo* und *wenn*, *wann* gebraucht. Im 15. – 16. Jh. wurde *wenn*, *wann* 'wenn' vorherrschend:

Wie gern wölten wir sie eren und heren, wann sie irem ampt nach gien-gen 'Wir würden sie gern ehren, wenn sie ihrem Amt nachgingen'.

Seit dem Althochdeutschen bestand auch das Modell der konjunktionslosen Bedingungssätze mit der Anfangsstellung des Verbs. Es blieb auch im Mittel- und Frühneuhochdeutschen erhalten:

Het ich in meiner jugent soliche ler gehört, ich wölt mein leben anders angestellt haben 'Hätte ich in der Jugend solche Belehrungen gehört, so würde ich mein Leben anders eingerichtet haben'.

Konzessivsätze. Im Althochdeutschen und im Mittelhochdeutschen fehlten noch eigentliche Modelle von Konzessivsätzen. Konzessive Bedeutung wurde mit Hilfe von kausalen und konditionalen Konjunktionen wiedergegeben. Erst im ausgehenden mittelhochdeutschen Zeitalter und im Frühneuhochdeutschen begann die Herausbildung von Konzessivsätzen im eigentlichen Sinne des Wortes. Da die Konzessivsätze mit den Bedingungssätzen inhaltlich verwandt sind, wurden dabei die konditionalen Konjunktionen *ob*, später *wenn* benutzt. Die Umwandlung dieser Konjunktionen in eigentliche konzessive Konjunktionen erfolgte durch Anfügung von *schon*, *auch*, *gleich*, *noch*. So entwickelten sich die konzessiven Konjunktionen *obschon*, *obgleich*, *obwohl*, *wenngleich*, *ob auch*, *wenn auch*, *wenn gleich*, *wenn noch*:

Ob er schon von der kirchen nicht abgetreten ist, mag er doch wol eyn ketzer genant werden 'Obschon er von der Kirche nicht abgetreten ist, kann er ein Ketzer genannt werden'.

Wenn du mir auch dein halbes haus gebst, so keme ich doch nicht mit dir 'Auch wenn du mir das halbe Haus gäbest, ginge ich doch nicht mit dir'.

Im 16. Jh. kamen auch die Konjunktionen *ungeachtet dass* und *trotzdem dass* auf.

Konsekutiv- und Modalsätze. Im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen wurden die Konsekutivsätze durch die Konjunktionen *daß* und *al(so) daß* 'so dass' eingeleitet (vgl. S. 137).

In der frühneuhochdeutschen Zeit wurde ihr Gebrauch erweitert. Im Hauptsatz blieb das Korrelat *so*:

Und schlug ye einer den anderen ze tod, also daß ir keyner belayb 'Und sie schlugen einander tot, so dass keiner am Leben blieb'.

Ich hab so lang gehofft, daß ich zu letzt in verdruß komm 'Ich habe so lange gehofft, dass es mich zuletzt verdross'.

Im 15.–16. Jh. begann die Entwicklung der Modalsätze mit der Konjunktion *on daß* 'ohne dass'.

Der Ausdruck der Subordination durch Relativpronomen und Relativadverbien. Auch die Modelle der Satzgefüge mit subordinierenden Relativpronomen und Relativadverbien werden weiter ausgebaut. Die Anomalien im Bau von Attributsätzen, die im Althochdeutschen vorkamen (vgl. S. 142), sind den späteren Schriftdenkmälern völlig fremd.

Im 14.–16. Jh. konkurrieren mit den Relativpronomen, die schon seit der althochdeutschen Zeit das Hauptmittel der Subordination von Attributsätzen sind, das Relativadverb *so*:

Da erbt das gotzhús den halb teil alles gutes, so si mit einander hatten 'Das Kloster erbte den halben Teil des gesamten Vermögens, das sie gemeinschaftlich besaßen'.

In der neuhochdeutschen Zeit kommt das relative *so* gänzlich aus dem Gebrauch.

Außer den Relativpronomen werden in den Attributsätzen auch die Relativadverbien *da* und *wo* gebraucht:

Er stifte vil grosser stete: Frankenfort, Zurich, und Ache, da er lit begraben 'Er stiftete viele große Städte: Frankfurt, Zürich und Aachen, wo er begraben ist'.

Im Frühneuhochdeutschen verbreitet sich auch der relative Gebrauch des Pronomens *welcher*.

Im Laufe des Frühneuhochdeutschen wird auch der Gebrauch der Relativpronomen und der Relativadverbien in den anderen Typen von Gliedsätzen geregelt: a) der Gebrauch der Relativpronomen *wer*, *was* in Subjektsätzen; b) der Gebrauch der Relativadverbien *wo*, *wohin*, *da*, *von wannen* (nhd.

woher); c) der Gebrauch von Relativpronomen und Relativadverbien in den Objektsätzen.

Unter den Objektsätzen erhalten die Modelle der Gliedsätze mit den Konjunktionen *dass* und *ob* sowie das Modell des konjunktionslosen Objektsatzes mit gerader Wortstellung besonders große Verbreitung: *Ich hoff, wir kommen in einem monat wider* 'Ich hoffe, wir kommen in einem Monat wieder'.

§ 114. Wortstellung im Satzgefüge

Die Endstellung des Prädikats im Gliedsatz, die als eine fortschreitende Tendenz bereits dem Alt- und Mittelhochdeutschen eigen war (vgl. S. 141 u. S. 189), wird in den Prosaschriften der frühneuhochdeutschen Zeit besonders gebräuchlich. Doch erst im ausgehenden 16. und im 17. Jh. wird sie allgemein.

Die Ursachen, die die allgemeine Durchführung der Endstellung des Prädikats begünstigten, sind trotz reicher Forschungsliteratur nicht endgültig aufgedeckt.

Die Verstärkung der Tendenz zur regelmäßigen Endstellung des Verbs in der Geschäfts- und Kanzleiprosa des 14.–15. Jh., in den Buchdruckerzeugnissen der größten Buchdruckereien um die Wende des 15. Jh. und im 16. Jh. sowie bei den lateinisch geschulten Schriftstellern und Gelehrten der Epoche des Humanismus führte mehrfach zur Annahme, dass die Endstellung des Prädikats unter dem Einfluss des Kanzleilateins und der humanistischen lateinischen Bildung als Folge der Einwirkung der mittelalterlichen lateinischen Schulgrammatik auf die werdende deutsche Sprachnorm entstanden war.

Diese Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, da auch die anderen europäischen Sprachen auf der Anfangsstufe ihrer Regelung dem Einfluss der lateinischen Schulgrammatik unterlagen. Es ist aber schwerlich anzunehmen, dass sich eine so auffallende Eigenheit des Satzbaues im Deutschen ohne jeglichen inneren Grund, ausschließlich unter dem Einfluss einer fremden Sprache entwickelt hätte. Wir sahen, dass die Endstellung des Prädikats im Gliedsatz dem Deutschen als fortschreitende Tendenz bereits seit den ältesten Sprachdenkmälern eigen war (vgl. S. 141). Die Hauptursache der Verallgemeinerung dieser Wortstellung in der frühneuhochdeutschen Zeit liegt wohl in dem wachsenden Bedürfnis nach Normung der deutschen Sprache und nach Schaffung einer einheitlichen verbindlichen Sprachnorm.

§ 115. Die Satzverbindung

In der frühneuhochdeutschen Zeit wurde die deutsche Sprache nicht nur durch neue koordinierende Konjunktionen, sondern auch durch neue Typen der Satzverbindung bereichert.

Neben den alten anreihenden (kopulativen) und entgegensetzenden (adversativen) Konjunktionen, die noch im Althochdeutschen bestanden (vgl. S. 135), treten uns zahlreiche neue Konjunktionen entgegen: a) kopulative

Konjunktionen: *da(r)neben, dazu, zudem, überdies, überdem, über das, darüber, hierüber, nichtsdestominder, nichtsdestoweniger, gleichwohl, alsdann, sodann, hernach, darauf, unterdessen, indessen, bald... bald*; b) adversative Konjunktionen: *hingegen, dagegen, hergegen, überdem, zudem, nicht... sondern, nicht nur... sondern auch, weder... noch, entweder... oder*.

Es entwickeln sich auch Konjunktionen, die zum Ausdruck solcher beiordnender Verbindungen dienen, die die älteren Sprachdenkmäler nicht aufweisen:

- a) konsekutive Verbindung: *darum, daher, demnach, deswegen, folglich*;
- b) kausale Verbindung: *denn* (vgl. S. 234), *ja*;
- c) konditionale Verbindung: *sonst, widrigenfalls, andernfalls*;
- d) konzessive Verbindung: *zwar, aber, dennoch, gleichwohl, allein*.

Nicht alle Konjunktionen, die in der frühneuhochdeutschen Zeit entstanden waren, haben sich in der deutschen Gegenwartssprache eingebürgert. Durch das Streben nach neuen Ausdrucksmitteln ins Leben gerufen, waren viele von ihnen synonymisch und konkurrierten eine Zeitlang miteinander. Im Laufe der Zeit wurde unter ihnen allmählich eine Auswahl getroffen. Es kristallisierte sich das System koordinierender Satzmodelle und koordinierender Konjunktionen heraus.

VI. Kapitel

NEUHOCHDEUTSCH

§ 116. Die zeitlichen Grenzen der neuhochdeutschen Sprachperiode

Die neuhochdeutsche Sprachperiode beginnt um 1650 und erstreckt sich bis zur Gegenwart. Es ist die Zeit der Herausbildung und der Fortentwicklung der gemeindeutschen nationalen Literatursprache.

Im Rahmen der neuhochdeutschen Sprachperiode heben sich deutlich drei Etappen der Entwicklungsgeschichte der gemeindeutschen Literatursprache ab:

- 1) die Anfangsstufe der Entwicklung der gemeindeutschen Literatursprache (von etwa 1650 bis um 1770);
- 2) die Vollendung der Herausbildung der gemeindeutschen Literatursprache und ihre Verankerung in der deutschen klassischen Literatur (von etwa 1770 bis um 1830);
- 3) die Fortentwicklung der gemeindeutschen Literatursprache in der neueren und neuesten Zeit (von etwa 1830 bis zu unserer Zeit).

Die Anfangsstufe der Entwicklung der gemeindeutschen nationalen Literatursprache. Auf der Anfangsstufe der Entwicklung der gemeindeutschen Literatursprache wird der Wettkampf zwischen den landschaftlichen Varianten der Literatursprache der frühneuhochdeutschen Zeit abgeschlossen. Er endet mit dem Sieg einer Variante der Literatursprache, und nämlich der ostmitteldeutschen Variante der Literatursprache, die zur Grundlage der gemeindeutschen nationalen Literatursprache wird.

Es wird auch der Grundstein für die Herausbildung einer einheitlichen nationalen sprachlichen Norm im Bereich von Wortgebrauch, Aussprache, Formenbildung, Rechtschreibung und Satzgestaltung gelegt, was eine notwendige Voraussetzung einer gemeindeutschen nationalen Literatursprache ist. Die Sprachnorm entsteht im Ergebnis von bewusster Sprachpflege und Sprachnormung, die im 17. Jh. von den fortschrittlichen, patriotisch gesinnten bürgerlichen Gelehrten und Dichtern begonnen und im Laufe der gesamten neuhochdeutschen Sprachperiode weitergeführt wurde.

Die Vollendung der Herausbildung der gemeindeutschen nationalen Literatursprache. In der Zeit zwischen 1770–1830 war der Prozess der

Herausbildung der gemeindeutschen nationalen Literatursprache im wesentlichen abgeschlossen. Gegen das Ende des 18. Jh. hatte sich eine weitgehend einheitliche deutsche Literatursprache entwickelt. Es war nicht nur eine gemeindeutsche sprachliche Norm geschaffen, sondern auch die literarischen Ausdrucksmöglichkeiten und Stilformen der deutschen Sprache waren dank dem Schaffen einer Plejade hervorragender deutscher Schriftsteller und Dichter ausgebildet und in den Werken der klassischen deutschen nationalen Literatur verankert.

Die Herausbildung einer gemeindeutschen nationalen Literatursprache bedeutete einen entscheidenden Wandel in den Existenzformen der deutschen Sprache.

Die Fortentwicklung der gemeindeutschen nationalen Literatursprache in der neueren und neuesten Zeit. Die Entwicklung der deutschen nationalen Literatursprache, ihrer sprachlichen Norm, ihres Wortschatzes, ihrer Ausdrucksmöglichkeiten und Stilformen ist ein fortdauernder Prozess. Die deutsche Gegenwartssprache, wie sie uns heute mit ihrem verzweigten System von literarischen und funktionalen Stilen, ihrem unaufhaltsam wachsenden Wortschatz, einer hochentwickelten, alle Zweige der Wissenschaft und Technik umfassenden Terminologie entgegnet, ist das Ergebnis dieses Prozesses.

Ein mächtiger Anstoß zur Fortentwicklung der deutschen nationalen Literatursprache waren im 19.–20. Jh. das Aufblühen der klassischen deutschen Philosophie, die Entstehung der politischen Literatur und die raschen Fortschritte der Presse, die Entwicklung des wissenschaftlichen Sozialismus und die Schriften seiner Begründer Karl Marx und Friedrich Engels, die Entwicklung der modernen deutschen Literatur, die rasche Entwicklung von Wissenschaft und Technik. Das alles hat die deutsche Gegenwartssprache, wie wir sie kennen, hervorgebracht.

Zusammen mit der Literatursprache und in enger Verquickung mit ihr entwickelt sich in der neuen Zeit auch das gesamte System der Existenzformen der Sprache. Zu seinem Wandel in der neuhochdeutschen Zeit und zu seinem heutigen Stand (s. S. 20 ff.).

§ 117. Die Ausbreitung der ostmitteldeutschen Variante der Literatursprache in den 17.–18. Jahrhunderten

Der nationalen und sprachlichen Einigung Deutschlands standen im 17. Jh. und zu Beginn des 18. Jh. große Hindernisse im Wege. Der wirtschaftliche Verfall Deutschlands, der bereits im 16. Jh. nach der Niederlage der bürgerlichen Revolution von 1522/25 begonnen hatte und durch die Verstärkung der feudalen Reaktion, die territoriale Zersplitterung und die Selbstherrschaft in den Fürstentümern sowie durch die Verlagerung der Handelswege nach der Entdeckung Amerikas und neuer Seewege bedingt war, mündete im 17. Jh. in eine nationale Katastrophe, als Deutschland der Hauptkriegsschauplatz des Dreißigjährigen Krieges (1618/48) wurde. Dörfer und Städte lagen

in Schutt und Asche. Die Bevölkerungszahl war in einigen Territorien auf weniger als die Hälfte des Vorkriegsstandes gesunken. Handel und Gewerbe lagen darnieder. Die Kriegsjahre und die ersten Jahrzehnte nach dem Westfälischen Frieden hatten auch einen Rückgang der Kultur zur Folge, dem sich die fortschrittlichen bürgerlichen Gelehrten und Künstler mit allen Kräften zu widersetzen suchten (vgl. S. 246).

Deutschland war nach dem Westfälischen Frieden in fast 1800 souveräne Länder und Ländchen gespalten, besaß drei gleichberechtigte Konfessionen (Katholizismus, Protestantismus und Calvinismus) und zwei verschiedenen Kalenderrechnungen (die Julianische und die Gregorianische). Das alles setzte dem auf dem Anfangsstadium der Entwicklung deutscher Nation entstandenen Drang nach politischer, kultureller und sprachlicher Einigung Schranken. Aus diesem Grunde gingen diese Prozesse nur langsam vor sich. Auch blieb die Einigung und Normung im Bereich des mündlichen Sprachgebrauchs lange Zeit hinter dem schriftlichen Gebrauch zurück.

Am Ausgang des frühneuhochdeutschen Zeitalters standen einander in Deutschland zwei Varianten der Literatursprache gegenüber, das Ostmitteldeutsch, damals oft auch als das Meißnisch (nach der Stadt Meißen) genannt, und das Oberdeutsch, d. i. das Gemeine Deutsch, dass nun den größten Teil des südlichen Sprachraums umfasste (vgl. S. 199). Auch in der Schweiz, die ebenso wie die Niederlande nach dem Dreißigjährigen Kriege staatliche Unabhängigkeit erlangt hatte, bestand eine eigene oberrheinische (schweizerische) Variante der Literatursprache.

Im Wettkampf für die gemeindeutsche Geltung musste nun eine Variante der Literatursprache den Sieg davontragen und sich als gemeindeutsche Nationalsprache behaupten. Dieses Schicksal war der ostmitteldeutschen Variante der Literatursprache vorbehalten.

Die Verbreitung der ostmitteldeutschen Variante der Literatursprache über den ursprünglichen Sprachraum hatte bereits in der frühneuhochdeutschen Zeit begonnen (vgl. S. 199). Um 1650, d. i. zu Beginn der neuhochdeutschen Periode, umfasste nun das Ostmitteldeutsch als geschriebene Literatursprache bereits Ost- und Westmitteldeutschland sowie Niederdeutschland. Im katholischen Süden des Landes blieben die konfessionellen Vorurteile auch im 17. Jh. ein fast unüberwindliches Hindernis für die Verbreitung der Luthersprache (vgl. S. 206). Der gesamte Südosten widersetzte sich nach wie vor der Verbreitung der ostmitteldeutschen Literatursprache und beharrte bis zur Mitte des 18. Jh. auf der oberdeutschen literarischen Tradition. Erst nach der Jahrhundertmitte siegte die ostmitteldeutsche Variante der Literatursprache in Bayern, Österreich sowie im rheinischen Westen.

Auch in der deutschsprachigen Schweiz ging die Verbreitung der ostmitteldeutschen Variante der Literatursprache nur langsam vor sich. Als die Kanzleien und die größten Buchdruckereien von Basel, Zürich und Bern um die Mitte des 17. Jh. die lokale Variante der Literatursprache aufgegeben hatten, vertauschten sie sie nicht mit der ostmitteldeutschen Variante der Literatursprache, sondern wie der deutsche Südwesten mit dem Gemeinen Deutsch, was dessen Positionen für einige Zeit verstärkte. Erst im 18. – 19. Jh.

nach der vollzogenen sprachlichen Einigung in Deutschland erfolgte auch hier die Angleichung an die gemeindeutsche Form der Literatursprache auf ostmitteldeutscher Grundlage.

Günstig für den endgültigen Sieg des Ostmitteldeutschen war, dass die bedeutendsten Grammatiker und Verfasser von Wörterbüchern, die sich im 17.–18. Jh. um die Normung der deutschen Sprache bemühten (s. S. 250 ff.), aus Norddeutschland stammten und sich zum Ostmitteldeutschen bekannten. Groß war der Einfluss der Universitäten Wittenberg, Jena, Halle sowie der Einfluss Leipzigs, das um diese Zeit zum Mittelpunkt des Buchhandels wurde, und der Einfluss der Dichter der Schlesischen Schule Opitz, Logau und Moscherosch (s. S. 244). „Entscheidend aber war“, schreibt Hugo Moser über den Ausgang dieses Wettkampfes im 18. Jh., „dass die Dichtung Klopstocks vor allem aber Wielands und der Klassik und Romantik die deutschen Gebildeten in ihren Bann zog. (Romantiker wie Eichendorff, Uhland wirkten auch auf weite Kreise). Diese Dichtung war im wesentlichen in der ostmitteldeutschen Sprachform geschrieben. Jetzt war die Frage des Sprachgebrauchs entschieden. Daß auch die südwestdeutschen Dichter (neben Wieland vor allem Goethe und Schiller) die ostmitteldeutsche Schriftsprache annahmen, war besonders bedeutsam“¹.

§ 118. Die Sprachpflege im 17. Jahrhundert

Die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf das kulturelle Leben Deutschlands im 17. Jh. Der wirtschaftliche und politische Niedergang Deutschlands während des Dreißigjährigen Krieges und in den ersten Jahrzehnten nach dem Westfälischen Frieden hatte einen bedeutenden Rückgang des kulturellen Lebens zur Folge. Zu den Verfallserscheinungen auf kulturellem Gebiet gehört vor allem die Verleugnung deutscher Sitten und Kultur bei den herrschenden Klassen, vor allem an den Höfen, die Fremdländerei und das sogenannte à la mode-Wesen, die Verhimmelung und Nachäffung französischer Sitten und Kleidung, die Vernachlässigung der nationalkulturellen Überlieferung und der deutschen Sprache, die Sprachentstellung durch übermäßige Fremdwörterlei, die damit zusammenhäng, dass die Hofgesellschaft meist französisch sprach und schrieb.

Der Schutz der nationalen Kultur und Sprache ist vor allem der fortschrittlichen bürgerlichen Intelligenz zu verdanken, die gegen die Verfallserscheinungen der Kultur in den höfisch-aristokratischen Kreisen ankämpfte und im Sinne der fortschrittlich-bürgerlichen Ideologie und der Stärkung des Nationalbewusstseins bestrebt war, die deutsche Sprache und Kultur vor der modischen Fremdwörterlei zu schützen, die deutsche Sprache wieder zum Ansehen zu bringen und die Entwicklung der deutschen Sprache und Literatur zu fördern. Einen großen Beitrag zur Förderung einer nationalsprachlichen Kultur haben patriotisch gesinnte Gelehrte und Dichter geleistet. Ihnen

¹ Moser H. Deutsche Sprachgeschichte. – Tübingen, 1965. – S. 152.

gehören sehr beträchtliche Verdienste um die Sprachpflege, um die sprachliche Einigung und um Sprachnormung (Sprachregelung).

Die Dichtung des 17. Jh. Ihre Verdienste um die Sprachpflege. Die deutschen Dichter des 17. Jh. Martin Opitz, Andreas Gryphius, Friedrich von Logau, Johann Michael Moscherosch, Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen u. a., haben sowohl durch ihre Dichtkunst als auch durch ihren Kampf für das Ansehen und die Reinerhaltung der deutschen Sprache einen sehr bedeutenden Beitrag zum Schutz und zur Pflege der deutschen Sprache geleistet. Sie traten leidenschaftlich gegen die sklavische Nachahmung des ausländischen Vorbildes an deutschen Fürstenhöfen auf und waren um die Pflege und Ausformung der deutschen Literatursprache bemüht. Eine besondere Bedeutung hatten das Schaffen und die Bemühungen um die deutsche Sprache des bedeutendsten deutschen Dichters und Dichtungstheoretikers des 17. Jh. Martin Opitz. Martin Opitz (1597–1639) war das Haupt der Ersten Schlesischen Dichterschule. Seine Hauptwerke sind „Teutsche Poemata“ und das „Buch von der deutschen Poeterey“ (1624). Martin Opitz wandte sich gegen die Überschätzung des Lateins, das noch immer die Sprache der katholischen Kirche und der Wissenschaft blieb, und verfocht die Einigung der deutschen Literatursprache. Als Vorbild bezeichnete er die Luther-sprache, d. i. die ostmitteldeutsche Literatursprache. Er war um die Ausformung einer deutschen dichterischen Sprache bemüht und begründete durch sein dichterisches Schaffen und durch seine theoretischen Schriften zur Dichtkunst einen besonderen dichterischen Stil des 17. Jh., den sog. „Barockstil“. Er forderte vom Dichter den Verzicht auf die Alltagssprache, auf alles Mund-artliche und lehrte, dass die Sprache der Dichtung sich durch Reinheit, Schönheit, logische Klarheit, grammatische Richtigkeit auszeichnen sollte.

In ihren Bemühungen um die deutsche Sprache wandten sich die Dichter des 17. Jh. gegen Ausländerei und Sprachentstellung. Friedrich von Logau schrieb in einem Epigramm: „Ist denn Frankreich Deutschlands Herr? Ist denn Deutschland sein Lakey? Freyes Deutschland, schäme dich dieser schnöden Knechtere!“.

Die Barocksprache, insbesondere im Schaffen der Dichter der Zweiten Schlesischen Schule, die sich den Geschmacksrichtungen der herrschenden Klasse anpassten, war eine gekünstelte, schwulstige, prunkhafte, von Epitheta und Metaphern überladene pseudoklassische Dichtersprache. Sie strotzte von solchen Genitivfügungen wie der *Weisheit Zier*, der *Venus Pfeile*, von Kompositen wie *schimmerndlicht*, *silberweiß*, *Nektarlippen*, *Perlenbrüste* u. ähnl. Trotzdem war sie eine bedeutende Etappe in der Entwicklung der deutschen Literatursprache.

Eine beträchtliche Leistung der Dichter des 17. Jh. war es auch, dass sie zur Entwicklung verschiedener literarischer Gattungen und dadurch auch zur Ausformung verschiedener literarischer Stile beigetragen haben. Neben der lyrischen Dichtung und der Satire entwickelten sich die realistische Prosa sowie das Lust- und Trauerspiel. In dieser Zeit entstehen die ersten deutschen realistischen Romane, zum Beispiel Grimmelshausens berühmter realistischer Roman „Der abenteuerliche Simplicissimus“, ein

breitangelegtes Bild des deutschen Lebens in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Moscheroschs satirischer Roman „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittenwald“, Christian Reuters satirischer Roman „Schelmuffskys Reisebeschreibung“. Von der schwülstigen Sprache der Lyrik unterscheiden sie sich durch ihre volkstümliche Sprache. Die Verfasser dieser Romane verwenden in ihren Werken alle Schichten der Alltagssprache bis zur derb drastischen. Der Begründer des Lustspiels und des Trauerspiels war der berühmte Dichter Andreas Gryphius, der zugleich Autor zahlreicher Gedichte und Lieder war.

Die Sprachgesellschaften. Auf die Pflege der deutschen Literatursprache war im 17. Jh. auch die Tätigkeit der sog. Sprachgesellschaften gerichtet.

Die erste deutsche Sprachgesellschaft war die „Fruchtbringende Gesellschaft“, später auch „Palmenorden“ genannt. Sie wurde 1617 in Weimar nach dem Vorbild der französischen und italienischen Akademien gegründet. Unter den Mitgliedern dieser Gesellschaften waren neben einigen Mäzenen aus dem Adel viele Gelehrte und Dichter, darunter die Grammatiker Justus Schottel und Christian Gueintz (s. S. 246), die Dichter Martin Opitz,

Andreas Gryphius, Friedrich von Logau, Johann Moscherosch, Philipp von Zesen u. a. Nach dem Vorbild der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ wurden die „Aufrichtige Gesellschaft von der Tannen“ in Straßburg (1633), die „Teutschgesinnte Genossenschaft“ in Hamburg (1643), der „Hirten- und Blumenorden“ an der Pegnitz in Nürnberg (1644) u. a. gegründet. Die Mitglieder der Sprachgesellschaften übersetzten die bedeutendsten Denkmäler der Weltliteratur ins Deutsche, verfassten Gedichte, Dramen und Romane. Aus ihrer Feder gingen auch Grammatiken und Traktate über die deutsche Sprache hervor, in denen sie gegen den fremdländischen Einfluss auf die deutsche Sprache kämpften und für ihre Reinerhaltung, Regelung (Normung) und Vereinheitlichung auftraten.



Eine Sitzung der Fruchtbringenden Gesellschaft in der Mitte des 17. Jh.

Der Purismus. Eines der Hauptanliegen der Sprachgesellschaften war der Kampf gegen die Fremdwörterlei. Alle namhaften Dichter und Theoretiker der Sprache nahmen daran teil. Es erschienen mehrere Satiren auf die Fremdwörterlei, Parodien auf das galante Französieren, z. B. „Ein neu Klag-

lied, Teutsche Michel genannt, wider alle Sprachverderber“ (1638), „Deutsche Satyra Wider alle Verderber der deutschen Sprache“ (1645). Man verspottet „dat Französische Düdsch“, die Sprachmengerei. Der Kampf gegen die Fremdwörterlei erhielt den Namen *Purismus* (vom lat. *purus* 'rein').

Trotz der unzweifelhaft positiven Bedeutung für die Sprachpflege war die Tätigkeit der Puristen oder Sprachreiniger durch gewisse Übergriffe gekennzeichnet. In ihrer Verdeutschungswut waren sie oft bestrebt, nicht nur überflüssige Fremdwörter, sondern auch längst in der deutschen Sprache eingebürgerte Lehnwörter durch neue Wortschöpfungen zu ersetzen.

Der bekannteste unter den Sprachreinigern, der sich trotz seiner nützlichen Tätigkeit wegen vieler puristischer Übergriffe viel Spott zugezogen hatte, war der Dichter und Theoretiker der Sprache Philipp Zesen. Viel verspottet wurden die von ihm vorgeschlagenen Verdeutschungen: *Jungfernzwinger* für *Nonnenkloster*, *Tageleuchter* für *Fenster*, *Zitterweh* für *Fieber*, *Gesichtserker* für *Nase* (er hielt *Nase* für ein lateinisches Lehnwort); doch haben sich viele seiner Verdeutschungen in der deutschen Sprache eingebürgert und sie bereichert, z. B. *Anschrift* für *Adresse*, *Bücherei* für *Bibliothek*, *Jahrbücher* für *Annalen*, *Tagebuch* für *Journal*, *Mundart* für *Dialekt*, *Trauerspiel* für *Tragödie*, *Verfasser* für *Autor*, *Nachruf* für *Nekrolog* u. a.

Die Sprachregelung. Im Zusammenhang mit dem wachsenden Streben nach Vereinheitlichung der deutschen Sprache gewann im 17. Jh. die Aufgabe der Sprachregelung (Normung der Sprache) erstrangige Bedeutung. Die Sprachregelung ist ein Prozess der Auswahl mustergültiger lautlicher, grammatischer bzw. lexikalischer Formen aus der Gesamtheit der innerhalb einer Sprachgemeinschaft existierenden Varianten. Die Auswahl wird von Sprachtheoretikern, den Verfassern von Grammatiken, Orthographie- und Wörterbüchern getroffen. Die bevorzugten Formen werden kodifiziert, d. i. zu verbindlichen Sprachformen der Literatursprache erhoben.

Im 17. Jh. beginnt die Sprachregelung im Bereich von Grammatik und Rechtschreibung und im Bereich des Wortbestandes.

Der Regelung von Grammatik und Rechtschreibung dienen normative Grammatiken und Orthographiebücher. Die ersten Grammatiken und Orthographiebücher der deutschen Sprache waren bereits im 16. Jh. erschienen. Aber sie waren als Anleitungen für Schreiber und als Schulbücher gedacht (vgl. S. 196). Erst im 17. Jh. tritt die Aufgabe der Normung der Sprache in den Vordergrund, die der vorausgehenden Zeit trotz des Wunsches nach sprachlicher Einigung noch fremd war. Die Grammatiker stellen sich nun eine neue und für die wahre Vereinheitlichung der Sprache entscheidende Aufgabe, und nämlich unter der Vielfalt der grammatischen Formen und Schreibweisen, die den landschaftlichen Varianten der Literatursprache eigen waren und auch im Rahmen einer Variante beträchtlichen Schwankungen ausgesetzt waren, eine Auswahl zu treffen und eine einheitliche, vorbildliche, für die Literatursprache verbindliche Sprachnorm zu schaffen. Nach dieser Hauptleistung der Grammatiker jener Zeit werden sie auch die *Sprachregler* genannt.

Der bedeutendste Theoretiker der Grammatik, der den Grundstein für die Normierung der Literatursprache legte, war Justus Georg Schottel. Sein Werk war die „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Hauptsprache“ (1633). Es umfasste Formenlehre, Wortbildungslehre, Syntax und Verskunst und war mit einem Verzeichnis deutscher Stammwörter und einer Sammlung von Sprichwörtern versehen. Schottel verdeutschte auch viele grammatische Termini und legte somit den Grundstock der deutschen grammatischen Terminologie. Auf ihn gehen die Bezeichnungen *Sprachlehre*, *Einzahl*, *Mehrzahl*, *Zeitwort*, *Beistrich* u. a. zurück. Sehr beliebt war auch die Grammatik Johann Böklers „Grundsätze der Deutschen Sprache“ (1690). Von ihm stammt die Regel von der Großschreibung der Substantive und einige andere Regeln.

Auf die normativen Grammatiken folgten auch normative Wörterbücher der deutschen Sprache, die den Wortbestand der Literatursprache erfassen sollten. Es waren „Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs“ von Caspar Stieler (1691), worin der gesamte Wortschatz nach Wurzeln geordnet war, und Matthias Kramers zweibändiges alphabetisches Wörterbuch „Große Teutsch-Italiänische Dictionarium, oder Wort- und Red-Arten-Schatz der unvergleichlichen Hochteutschen Grund-und Hauptsprache“ (1700, 1702).

Die Bemühungen von Sprachtheoretikern um die Normierung der deutschen Sprache wurden auch im 18. und 19. Jh. fortgesetzt (s. u.).

§ 119. Die deutsche Aufklärung und die Entwicklung der deutschen Literatursprache im 18. Jahrhundert

Der ökonomische und kulturelle Aufschwung in Deutschland im 18. Jh. Gegen das Ende des 17. Jh. erholten sich die deutschen Länder von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges (s. S. 264–265). Um die Jahrhundertwende machten sich die ersten Anzeichen eines neuen wirtschaftlichen Aufschwunges

bemerkbar. Die zunehmende Entwicklung der Produktivkräfte und die Erfolge der Naturwissenschaften, die sich in mehreren Entdeckungen und Erfindungen manifestierten, schufen günstige Voraussetzungen für die Entwicklung größerer Manufakturen in der gewerblichen Produktion. Es entwickelten sich in raschem Tempo der Bergbau, die Eisenerzeugung, die Textil- und Glasindustrie u. a. Der Aufschwung der Produktion führte auch zu einer Wiederbelebung des Handels, obwohl er sich nach wie vor im Rahmen der einzelnen Territorien abspielte. Seit der Mitte des 18. Jh. machte die industrielle Entwicklung des Landes besonders große Fortschritte.

Die Aufklärung. Auf der Grundlage der beschleunigten kapitalistischen Entwick-



Gottfried Wilhelm Leibniz

lung entstanden in Deutschland günstige Voraussetzungen für die Verbreitung der Bewegung der Aufklärung, die von den fortgeschrittenen Ländern Europas ausging und Ausdruck einer neuen bürgerlichen Ideologie war. Es war eine antifeudale und antitheologische Weltanschauung, die sich auf die Errungenschaften der Wissenschaft stützte und die Vernunft als die allerhöchste Kraft des Menschen betrachtete. Die Vertreter der frühen Aufklärung in Deutschland, ihre Wegbereiter waren der weltberühmte Mathematiker und Philosoph Gottfried Wilhelm Leibnitz (1646–1716), der mit der Differenzial- und Integralrechnung die Grundlagen der modernen höheren Mathematik schuf und auch die mathematische Logik begründete, der Jurist und Philosoph Christian Thomasius (1655–1728), Professor und einer der Begründer der Universität Halle, Begründer der ersten deutschsprachigen wissenschaftlichen Zeitschrift „Monatsgespräche“ (seit 1688), der Naturwissenschaftler Ehrenfried Walter von Tschirnhaus (1651–1708), ein leidenschaftlicher Experimentator und einer der Erfinder des Porzellans, und andere Gelehrte und Denker.

Die Blütezeit der deutschen Aufklärung fällt in die Mitte und in die zweite Hälfte des 18. Jh. Um diese Zeit fallen das Leben und Wirken des hervorragenden Philosophen der deutschen Aufklärung Immanuel Kant (1724–1804), des Naturwissenschaftlers Kasper Friedrich Wolffs (1733–1794), der die erste wissenschaftliche Theorie von der allmählichen Entwicklung der Lebewesen schuf, des Mathematikers Leonhard Euler (1707–1783), des Mathematikers und Physikers Johann Heinrich Lambert (1728–1777).

Die Dichtung und die periodische Presse der Aufklärungszeit. Die Ideen der Aufklärung hatten weitgehenden Einfluss auf weite Kreise des Volkes. Sie wurden in die Massen vor allem von den Schriftstellern und Dichtern getragen sowie von der periodischen Presse. Die periodische Presse entwickelte sich im 18. Jh. sehr intensiv und gewann einen breiten Leserkreis. Es entstanden mehrere Gattungen von periodischer Presse, die sich durch Inhalt und Stil voneinander unterschieden. Neben den Nachrichtenblättern (Zeitungen), die bereits im 16. und 17. Jh. herausgegeben wurden, bestand eine besondere Gattung der politischen Publizistik, die historisch-politische Zeitschrift, wie zum Beispiel der Göttinger „Briefwechsel, meist historischen und politischen Inhalts“, der „Staatsanzeiger“, die „Deutsche Chronik“, die ein großes Ansehen genossen und die Herausbildung des publizistischen Stils der deutschen Literatursprache förderten. Sehr beliebt waren moralisch-didaktische Zeitschriften, die Bildung und Kenntnisse unter dem lesenden Publikum verbreiten sollten. Es sind vor



Immanuel Kant

allein die in Hamburg seit 1724 erscheinende Zeitschrift der „Patriot“, die 1725 gegründete Zeitschrift für Frauen „Die Vernünftigen Tadelrinnen“ sowie die Zeitschrift „Der Biedermann“. Die moralisch-didaktischen Zeitschriften waren für einen breiten Leserkreis bestimmt und waren durch solche Stilbeschaffenheiten wie Einfachheit, Klarheit des Ausdrucks, Abneigung gegen Fremdwörter gekennzeichnet. Eine besondere Gattung der periodischen Presse waren auch literarische Zeitschriften. Sie machten die Leser mit neuen Dichtungen bekannt und sollten den literarischen Geschmack des lesenden Publikums heben. Unter Mitwirkung des Sprachtheoretikers Johann Christoph Gottsched wurde in Leipzig die Zeitschrift „Beyträge zur critische Historie der deutschen Sprache. Poesie und Beredsamkeit“ herausgegeben. In der Schweiz erschien die von den Züricher Kunstschriftstellern und Kritikern Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger herausgegebene Zeitschrift „Die Discourse der Mahlern“, in Bayern die Zeitschrift „Parnassus Boicus“. Nach dem Vorbild von Christian Thomasius, der 1688 die erste deutschsprachige wissenschaftliche Zeitschrift „Monatsgespräche“ gegründet hatte, fand auch diese Gattung der periodischen Presse Verbreitung, was zur Entwicklung der wissenschaftlichen Prosa beitrug.

In die zweite Hälfte des 18. Jh. fällt das Schaffen von Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803). Die ersten drei Gesänge von Klopstocks „Messias“ erschienen 1748 in der Zeitschrift „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“, die vom Kunsttheoretiker Johann Elias Schlegel, den Dichtern Johann Arnold Ebert und Johann Andreas Cramer herausgegeben wurde.

Auf dem Gipfel der deutschen Aufklärung stehen Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781), der Wegbereiter der deutschen klassischen Literatur, und Christoph Martin Wieland (1733–1813). Christoph Martin Wieland gab eine der bedeutendsten aufklärerischen Zeitschriften „Der Teutsche Merkur“ heraus.

§ 120. Die Sprachregelung und die Sprachtheorie im 18. Jahrhundert

Der Kampf für die Normierung der deutschen Sprache und für die Sprachpflege wurde von den Theoretikern der Sprache und Literatur auch im 18. Jh. weitergeführt. Um die Wende des 18. Jh. war die Normierung der Formenbildung und des Satzbaues sowie die Normierung des hochsprachlichen Wortbestandes im wesentlichen abgeschlossen, indem um diese Zeit bereits Grammatiken, Anweisungen zur Rechtschreibung und Wörterbücher der deutschen Sprache geschaffen waren, die für die Schule und für die breite Öffentlichkeit maßgebend geworden waren (vgl. weiter unten über Adelung und Campe, S. 249 ff.).

Die Tätigkeit der Sprachtheoretiker beschränkte sich jedoch nicht auf die Normierung der Sprache. Neben den anderen Wissenschaften machte in der Zeit der Aufklärung auch die Sprachtheorie als solche rasche Fortschritte. Es wurde im Laufe des gesamten 18. Jh. leidenschaftlich um die Proble-

me der sprachlichen Vereinheitlichung und der Sprachpflege gestritten. Im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses standen einerseits die Probleme des Sprachstils, so wie sie von den Vertretern verschiedener einander ablösender literarischer Schulen gestellt wurden, andererseits die Probleme der Sprachnorm, ihr Verhältnis zum „Meißnischen“, d. i. zum Ostmitteldeutschen, und der Beitrag Süddeutschlands und der Schweiz zur Herausbildung der gemeindeutschen Literatursprache.

Gottsched. Einer der namhaftesten Sprachtheoretiker des 18. Jh., dessen Tätigkeit die Normierung der deutschen Literatursprache wesentlich gefördert hatte, war Johann Christoph Gottsched. 1748 erschien sein Werk „Deutsche Sprachkunst, nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasst“, das in ganz Deutschland berühmt und beliebt wurde. Es war eine rationalistische streng reglementierende Grammatik, die große Bedeutung für die Sprachregelung hatte.

Gottsched verfocht in seinen Schriften den Gedanken, dass sich die Normung und Vereinheitlichung der deutschen Sprache auf zwei Quellen stützen solle, auf das „Meißnisch“, d. h. auf die ostmitteldeutsche literatursprachliche Norm, und auf die Sprache der besten zeitgenössischen Schriftsteller. Sein Ideal war „eine gewisse eklektische oder ausgesuchte und auserlesene Art zu reden, die in keiner Provinz völlig im Schwange geht, die Mundart der Gelehrten oder auch wohl der Höfe“. Die beste war, nach seiner Meinung, „die Sprache des Hofes, der in der Mitte des Landes liegt“, d. h. Meißnisch. „Man sollte auch den Gebrauch der besten Scribenten (d. h. Schriftsteller) zu Hülfe nehmen, um die Regeln einer Sprache festzusetzen“.

Außer der Normung der deutschen Sprache hatte Gottsched auch große Verdienste um die Theorie der Literatur und des Stils. Von ihm sind die bedeutendsten Werke jener Zeit über die rednerische Kunst und die Poetik verfasst, die „Ausführliche Redekunst“ (1728) und der „Versuch einer kritischen Dichtkunst des Deutschen“ (1730).

Freyer. Große Bedeutung für die Systematisierung der Orthographie hatte das Buch von Hieronymus Freyer „Anweisung zur teutschen Orthographie“ (1721).

Frisch. Ein vielbenutztes Nachschlagewerk wurde das zweibändige „Teutsch-Lateinische Wörterbuch“ (1741) von Johann Leonhard Frisch, das den literatursprachlichen, fachsprachlichen, mundartlichen und altertümlichen Wortschatz des Deutschen umfassend darstellte und es mit notwendigen grammatischen Anmerkungen versah.

Adelung. Um 1750 hatte der Sprachkörper der werdenden Literatursprache (phonologisches System, grammatischer Bau, Wortschatz) im wesentli-



Johann Christoph Adelung

chen feste Gestalt gewonnen. Die reglementierende Tätigkeit der vorausgehenden Zeit gipfelte in den zusammenfassenden Arbeiten Johann Christoph Adelungs. 1782 erschien seine Grammatik „Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache“. In diesem Werk fasste Adelung die Ergebnisse der gesamten vorausgehenden Tätigkeit der Sprachregler im Bereich der Grammatik zusammen. Für den Schulunterricht verfasste Adelung die „Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen in den Königlichen Preussischen Landen“ (1781). Max Jellinek sagt über Adelungs Rolle in der Entwicklung der deutschen Grammatik: „Adelung ist ein Markstein in der Geschichte der deutschen Grammatik. In seinen Arbeiten strömen beinahe alle Anregungen und Erkenntnisse der nachgottschedschen Zeit zusammen. Dadurch machte er die Schriften seiner Vorgänger überflüssig und ihre Namen gerieten in Vergessenheit“¹.

Entscheidende Bedeutung für die Normung des deutschen Wortschatzes hatte Adelungs fünfbändiges Wörterbuch „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart“ (1774–1786). Die normende Wirkung des „Wörterbuchs“ bestand einerseits in der Wortauswahl, andererseits in der Regelung der Schreibung, Aussprache und Flexion des Wortes.

Bei der Wortauswahl orientierte sich Adelung auf den Wortschatz der ostmitteldeutschen Literatursprache. Ebenso wie sein Vorgänger Gottsched (vgl. S. 249) stützte er sich in seiner gesamten normalisatorischen Tätigkeit auf die Ostmitteldeutsche Literatursprache und auf die Werke der besten Schriftsteller seiner Zeit, zu denen er vorwiegend die Schriftsteller aus Obersachsen und Schlesien zählte. Von den älteren Sprachdenkmälern hatte Adelung bei der Zusammenstellung des „Wörterbuchs“ sehr stark Luthers Bibelübersetzung herangezogen und von den Dichtern des 17. Jh. vor allem die Werke der Dichter der Ersten Schlesischen Dichterschule Martin Opitz, Fleming, Logau. Aus der zeitgenössischen Literatur bevorzugte Adelung das Schaffen der Dichter des sächsischen Dichterkreises (Gellert, Rabener, Cramer), deren Schaffen in die Zeit zwischen 1740–1760 fiel. Zwei weitere Grundsätze, von denen sich Adelung bei der Wortauswahl leiten ließ, waren: 1. Scheidung des ihm gegenwärtigen Gebrauchs von dem Altertümlichen und Ausschließung des Altertümlichen; 2. Scheidung des literatursprachlichen Wortschatzes von den „niedereren“, „pöbelhaften“ mundartlichen Wörtern und Ausschließung der Provinzialismen.

Adelungs Wörterbuch hatte auch sehr große Bedeutung für die Regelung der Formenbildung und für das Ringen um grammatische Richtigkeit des Sprachgebrauchs, denn Adelung gab für jedes Wort Rechtschreibung, Aussprache, Flexion und Verwendungsbereich an. Diese Angaben machten das „Wörterbuch“ als maßgebendes normatives Nachschlagewerk besonders wertvoll. Das „Wörterbuch“ Adelungs bewahrte seine Bedeutung auch im 19. Jh. Auch die Klassiker der deutschen Literatur benutzten es.

¹ Jellinek M. Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. – Heidelberg, 1913. – S. 331.

August Langen schätzt Adelungs „Wörterbuch“ folgendermaßen ein: „Adelungs Hauptwerk bleibt sein „Wörterbuch“. Es vollendet den Typ des normativen Wörterbuchs im Sinne des Dictionnaire der französischen Akademie, das den Sprachgebrauch seiner Zeit regeln und allgemein verbindlich festsetzen will“¹.

Campe. Der Verfasser eines zweiten großen Wörterbuches war Joachim Heinrich Campe, ein fortschrittlicher Pädagoge seiner Zeit. Er setzte das Werk der deutschen Puristen des 17. Jh. fort, indem er um die Reinigung der deutschen Sprache von überflüssigen Fremdwörtern kämpfte. Sein Hauptwerk ist das „Wörterbuch der Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke“ (1801–1804). Von ihm stammen viele gelungene Verdeutschungen, z. B. *Amtskleid*, *belegen*, *Beweggrund*, *Einzelwesen* (= Individuum), *Feingefühl*, *folgerichtig*, *geeignet*, *gefallsüchtig*, *gegenüber* (= vis-à-vis), *Haft*, *Lehrgang*, *Minderheit*, *Misserfolg*, *schöngeistig* (= beletristisch), *Tondichter* (= Komponist), *trauen*, *verwirklichen* u. a. Durch seine Verdeutschungen und Wortschöpfungen erschloss Campe die wortbildenden Möglichkeiten der deutschen Sprache. 1807–1812 erschien eine zweite, stark erweiterte Auflage des Wörterbuchs, die mehr als 140 000 Stichwörter enthielt.

Adelung und Campe waren die letzten Repräsentanten der reglementierenden Sprachwissenschaft der Epoche der Herausbildung der gemeindeutschen nationalen Literatursprache. Ihre Werke bildeten bereits die Vorstufe für die Entwicklung der wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Sprache und Literatur, die im angehenden 19. Jh. mit Jacob Grimms (1785–1863) „Deutscher Grammatik“, Bd. I–IV, seiner „Geschichte der deutschen Sprache“ und dem von den Brüdern Jacob Grimm und Wilhelm Grimm (1786–1859) begonnenen „Deutschen Wörterbuch“ einsetzte und rasche Fortschritte machte.

§ 121. Das phonologische System der gemeindeutschen Literatursprache

Die Hauptcharakterzüge des phonologischen Systems der gemeindeutschen Literatursprache lassen sich in der ostmitteldeutschen Variante der Literatursprache bereits seit dem 14. Jh. verfolgen. Im Laufe des 17. Jh. ist die Entwicklung dieses phonologischen Systems in seinen Hauptzügen abgeschlossen. Gemeindeutsche Geltung bekommt es in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jh. in dem Maße, wie die ostmitteldeutsche Variante der Literatursprache ihren landschaftlichen Charakter verliert und die anderen Varianten der Literatursprache verdrängt.

Vokalismus. Im Bereich des Vokalismus war das Ostmitteldeutsche durch die Vereinigung mitteldeutscher und oberdeutscher Charakterzüge gekennzeichnet:

¹ Langen A. Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart // Deutsche Philologie im Aufriß / Hrsg. von W. Stammer. – B., 1952, – Bd. I. – S. 1184.

1) Zu den mitteldeutschen Erscheinungen, die sowohl der oberdeutschen als auch der schweizerischen Variante der Literatursprache fremd blieben, gehört die Monophthongierung von *ie*, *uo*, *üe* zu *ie* [i:], *u*, *ü*, also *lieb*, *guot*, *grüezen* > *lieb* [i:], *gut*, *grüßen* (vgl. S. 214).

Die Wiener Kanzlei und die süddeutschen Buchdruckereien jener Zeit hatten *ie*, *û*, *û*, was der diphthongischen Aussprache von *ie*, *uo*, *üe* entsprach; die bairisch österreichischen Mundarten hatten durch Entlabialisierung *ie*, *ue*, *ie*: *lieb*, *guet*, *grieẓn*, die alemannischen *ia*, *ua*, *ia*: *liab*, *guat*, *miad*.

2) Von den oberdeutschen Erscheinungen übernahm das Ostmitteldeutsche:

a) die Diphthongierung von *i*, *û*, *iu* [y:] zu *ei* [æ], *au*, *eu*, also *mein*, *Haus*, *deutsch* (vgl. S. 213).

Die schweizerische (oberrheinische) Variante der Literatursprache hatte die alten Monophthonge *i*, *û*, *ü*, also *mîn*, *hûs*, *dûtsch* ebenso wie das heutige Schweizerdeutsch (Schwyzertütsch);

b) die Erweiterung der alten Diphthonge *ei*, *ou* zu *ei* [æ], *au*, also *ein* [æn], *Auge*.

Die oberdeutsche Variante der Literatursprache hatte auch die Schreibung *ai* (ay), die in der gemeindeutschen Literatursprache bis auf wenige Ausnahmen (wie *Kaiser*, *Mai*, *Saite*) von der ostmitteldeutschen Schreibung *ei* verdrängt wurde.

3) Gemeindeutschen Charakter (ausgenommen das Schweizerdeutsch) hatte die Dehnung altkurzer Vokale (wie in *geben*, *er*, *Name*).

Ein sehr wesentlicher Charakterzug des Ostmitteldeutschen gegenüber dem Oberdeutschen war die Erhaltung des unbetonten *e* in Vor- und Nachsilben, z. B. *behalten*, *genommen* gegenüber den oberdeutschen (auch gegenüber der oberdeutschen Variante der Literatursprache) *bhalten*, *gnommen*; *Name*, *Winde*, *schönes* gegenüber *Nam*, *Wind*, *schöns*. Die Synkope und Apokope des unbetonten *e* im Oberdeutschen führte zu großen Abweichungen auch in der Formenbildung von Substantiven, Adjektiven und Verben. Das „e Saxonum“, oder das „Lutherische e“, setzte sich in Süddeutschland nur mit großer Mühe durch. Ihm standen wie allen ostmitteldeutschen sprachlichen Charakterzügen auch konfessionelle Vorurteile im Wege. Opitz und nach ihm Gottsched mussten mit großer Beharrlichkeit auf der Einführung des *e* bestehen. Noch im 18. Jh. stritt mit Gottsched diesbezüglich sein Gegner, der Sprachtheoretiker Dornblüth, ein katholischer Pastor aus Schwaben, so dass schließlich aus dem oberdeutschen Lager die Unterstützung der Forderung Gottscheds kam: „Was hat immermehr die Glaubenslehre mit dem *E* zu tun?“.

Bei der Herausbildung des phonologischen Systems der Literatursprache unterlag das Ostmitteldeutsche in einigen Punkten in der nachlutherischen Zeit dem oberdeutschen und westdeutschen Einfluss:

a) durch den oberdeutschen Einfluss wurden einige umgelautete Formen von umlautsfreien verdrängt, z. B. *glauben*, *taufen*, *Haupt* anstelle der Lutherschen *gleuben*, *teufen*, *Heupt*; oberdeutscher Herkunft sind die umlautsfreien *drucken*, *Rucksack*;

b) durch den westdeutschen (vor allem ostfränkischen) Einfluss behaupteten sich in der Literatursprache die labialisierten *ö, ü*, die dem Ostmitteldeutschen sowie der Hauptmasse oberdeutscher Mundarten fremd sind. In der Literatursprache bürgerten sich unter dem Einfluss der Mundarten mehrere Wortformen mit unorganischer Labialisierung ein, z. B. mhd. *zwelf* – nhd. *zwölf*, mhd. *leffel* – nhd. *Löffel*, mhd. *helle* – nhd. *Hölle*, mhd. *leschen* – nhd. *löschen*, mhd. *wirde* – nhd. *Würde*, mhd. *wirdec* – nhd. *würdig*, mhd. *wirze* – nhd. *Würze*, mhd. *flistern* – nhd. *flüstern*.

Im Schweizerdeutschen ist die Labialisierung *i > ü* sehr verbreitet, z. B. *wissen* – *wüssen*, *zwischen* – *zwüschén*. Auch der Hauptmasse niederdeutscher Mundarten (ausgenommen das Brandenburgische und die Berliner Stadtmundart) ist die labialisierte Aussprache *ö, ü* eigen.

Konsonantismus. Das ostmitteldeutsche Konsonantensystem war durch die Aneignung der zweiten, „hochdeutschen“ Lautverschiebung gekennzeichnet in dem Umfang, der fast ausnahmslos den Stand der Lautverschiebung in der gemeindeutschen Literatursprache bestimmt (vgl. S. 216). Nur die konsequente Durchführung der Verschiebung von *p* zu *pf* verdankt die Literatursprache dem oberdeutschen Einfluss, da das Ostmitteldeutsche nur anlautend *p > pf* (*f*), z. B. *pfund* (*fund*) 'Pfund' hat, während inlautend *p* bleibt, z. B. *appel* 'Apfel'.

Die oberdeutsche Variante der Literatursprache hatte abweichend von der ostmitteldeutschen Variante der Literatursprache sowie von der gemeindeutschen Literatursprache *p* in *pin* 'bin' *prait* 'breit', *Pot* 'Bote' usw. (vgl. S. 216).

Von den anderen Kennzeichen des ostmitteldeutschen phonologischen Systems seien genannt: a) der Wandel *chs > ks* in *sechs*, *wachsen* u. a. b) die konsequente Durchführung des Phonems [ʃ] in den Lautverbindungen *schn*, *schm*, *schl*, *schw* schon seit der Lutherzeit, während die oberdeutsche Variante der Literatursprache noch vielfach *sn*, *sm*, *sl*, *sw*, also *swalb* 'Schwalbe', u. a. hat.

§ 122. Die Regelung der Rechtschreibung

Für die werdende gemeindeutsche Literatursprache war ebenso wie für die landschaftlichen Varianten der Literatursprache der frühneuhochdeutschen Zeit eine unregelmäßige Schreibung kennzeichnend. Die Uneinheitlichkeit der Schreibung fand ihren Ausdruck darin, dass derselbe Laut sehr oft verschiedene Bezeichnungen hatte: *j* und *y* standen sehr oft für *i*, z. B. *jm*, *yhm* 'ihm', *v* für *u*, z. B. *ynd* 'und' neben *du* 'du', umgekehrt *u* für *v* (*f*), z. B. *beuolgt* 'befolgt' neben *valsch* 'falsch', *w* für *u*, z. B. *fraw* 'Frau', *fewer* 'Feuer'. Das [i:] wurde durch *ii*, *ij* oder *y* wiedergegeben. Der Umlaut, den man durch Überschreibung des *e* bezeichnete, also *ā*, *ō*, *ū*, wurde nur unregelmäßig gekennzeichnet. Sehr beliebt, besonders in der schriftlichen Tradition der Kanzleien, waren Buchstabenhäufungen, z. B. *unnd* neben *und*, *funff* – *czig* für *fünfzig*. Die Zeichensetzung war labil und uneinheitlich.

Im 16.–17. Jh. haben sich infolge der Sprachregelung viele Charakterzüge des neuzeitlichen orthographischen Systems herausgebildet. Die regelmäßige Bezeichnung des Umlauts setzte sich schon im 16. Jh. durch. Zu Anfang des 16. Jh. machte sich die Tendenz zur Großschreibung der Substantive bemerkbar. Schon Luther gebrauchte die Großschreibung zur Hervorhebung solcher Wörter wie *Gott*, *Geist*, *Himmel*, *Erde*. Vgl. den Anfang der Lutherschen Bibelübersetzung:

„Im anfang schuff Gott Himmel und Erden. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tieffe. Und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser: Und Gott sprach, Es werde liecht, und es war liecht. Und Gott sahe, daß das liecht gut war. Da scheidet Gott das Liecht von Finsternis, und nennet das liecht Tag, und die finsternis Nacht“.

In der zweiten Hälfte des 16. Jh. verbreitete sich die Großschreibung der Substantive immer mehr. Im 17. Jh. wurde sie von den Sprachreglern zur Regel erhoben (vgl. S. 245). Auch die Zeichensetzung wurde im 17. Jh. regelmäßiger: der alte Schrägstrich (Virgel) wurde durch den Beistrich (Komma) verdrängt. Es breitete sich die Anwendung des Ausrufezeichens, der Klammern und der Anführungszeichen aus.

Die Forderung nach einer Regelung der Rechtschreibung wurde im 17.–18. Jh. allgemein. Hieronymus Freyer setzte 1722 in seiner „Anweisung zur teutschen Orthographie“ (vgl. S. 249) folgende vier Grundsätze der orthographischen Regelung fest: 1. Übereinstimmung der Schreibung mit der Aussprache; 2. Beachtung der Etymologie des Wortes; 3. Beachtung der Analogie; 4. Beachtung des Usus (des allgemeinen Gebrauchs).

Die Anwendung des etymologischen Prinzips begünstigte die Verbreitung der Schreibungen *ä*, *äu* anstelle der Lutherschen *e*, *eu* in *älter*, *Fähre*, *Hände*, *Häuser* (doch *Eltern*, *fertig*, *behend*); das Bestreben nach Unterscheidung der Homonyme veranlasste die später zum Teil wieder aus dem Gebrauch gekommenen Schreibungen *Leib* – *Laib*, *Tau* 'Schiffstau' – *Thau* (veraltet für 'Wasserniederschlag'), *meine* (zu *mein*) – *meyne* 'glaube' u. a.

Der Qualitätswandel der Vokale brachte solche Schreibungen aus dem Gebrauch wie *eddel*, *fedder*, *odder*, die noch bei Luther üblich gewesen waren (Konsonantenverdoppelung wurde zum Zeichen der Vokalkürze), und trug zur Festigung der Schreibung *ie* (vgl. S. 214) und zur Ausbreitung des stummen *h* (vgl. S. 217) als Zeichen der Vokallänge bei.

Die Bemühungen um die Regelung und Vervollkommnung der Schreibung kennzeichnen auch das 19. Jh. sowie die neueste Zeit (s. S. 260).

§ 123. Die Sprachregelung auf dem Gebiet der Grammatik

Auf dem Anfangsstadium der Entwicklung des Neuhochdeutschen waren der Flexion der Wortarten noch viele Schwankungen eigen.

Substantiv. Das Substantiv wies große Schwankungen sowohl im grammatischen Geschlecht, z. B. *der* und *die Back*, *die* und *der Butter*, *die* und *das Finsternis*, (als auch im Deklinationstyp und in der Pluralbildung) auf.

Besonders uneinheitlich und labil waren die Wortformen des Substantivs im Oberdeutschen im Zusammenhang mit der Apokope des unbetonten *-e*. So hieß es hier im Plural *die Kirch*, *die Kirche* und *die Kirchen*, *die Straß*, *die Straße* und *die Straßen*; infolge der Apokope wurde hier auch der Umlaut im Plural in viel größerem Umfange gebraucht, z. B. *die Täg*, *die Ärm* usw. Als Rückschlag gegen die Apokope wurde das *-e* fälschlicherweise angehängt, z. B. *der Bache*, *das Weibe*, *das Bette* u. ä.

Eine wichtige Ursache für Schwankungen und Uneinheitlichkeit bei der Deklination und Pluralbildung war auch die ungleichmäßige Ausdehnung neuer Entwicklungstendenzen bei der Umgruppierung der Deklinationstypen. So konkurrierten längere Zeit die älteren schwachen Formen der Feminina, z. B. *die Sonne* – G. D. *der Sonnen*, *die Erde* – G. D. *der Erden* und die neuen flexionslosen Formen *die Sonne* – G. D. *der Sonne*, *die Erde* – G. D. *der Erde* miteinander (vgl. S. 218); ungleichmäßig ging auch die Verbreitung des Umlauts und der Pluralsuffixe vor sich. So hieß es im Plural *die Gewölbe* und *die Gewölber*, *die Steine* und *die Steiner*, *die Orte* und *die Örter*. Schon die ersten deutschen Grammatiken kämpften gegen Verwechslung des Geschlechts der Substantive, indem sie in ihren Werken Genusregeln aufstellten (Bestimmung des Geschlechts nach der Bedeutung und nach den Endungen). Schon in den Grammatiken des 16. Jh. wurde das Genus der Substantive mit den einzelnen Substantivsuffixen verbunden.

Viel Aufmerksamkeit schenkten die Sprachregler der Regelung der Deklination der Substantive. Große Differenzen zwischen den oberdeutschen und mitteldeutschen Grammatikern gab es in Bezug auf das auslautende *-e* der Maskulina und Neutra. Den mitteldeutschen *Affe*, *Ende* wurden bis weit ins 18. Jh. hinein oberdeutsche *Aff*, *End* gegenübergestellt. Gegen die oberdeutsche Apokope des *-e* traten Schottel und Gottsched auf. Allmählich gewannen sie auch unter den oberdeutschen Grammatikern Anhänger (vgl. S. 252). Die Schwankungen in der Deklination der Feminina wurden beseitigt (vgl. S. 218). Die Grammatiken des 17. Jh. lassen im N. Sg. Parallelformen zu, wie *Straß*, *Straße*, *Straßen*, in den obliquen Kasus *Straße* und *Straßen*. Im 18. Jh. galten die schwachen Singularformen der Feminina schon als veraltet. Um diese Zeit wurde auch die Verteilung der Endungen *-en* und *-ens* im G. Sg. geregelt: *des Namens*, *des Herzens*, aber *des Knaben* gegenüber den älteren schwankenden *Namen(s)*, *Knaben (s)*.

Adjektiv. Sehr labil und unregelmäßig war zu Beginn der neuhochdeutschen Zeit der Gebrauch der Formen des Adjektivs. So kamen zum Beispiel im N. Pl. nach dem bestimmten Artikel neben schwachen auch starke Formen vor, also *die gute Leute* und *die guten Leute*. In Norddeutschland gebrauchte man im 17. Jh. im N. Sg. nach dem bestimmten Artikel gern *-er*, *-es*, also *der weiser*, *das schönes*. Nach adjektivischen Pronomen und unbestimmten Numeralien sagte man *sein frommer*, im Pl. *seine fromme*, *seiner frommen*. Zwei Adjektive flektieren oft verschieden, z. B. *reife süßen Früchte*, *mit gutem und reinen Gewissen*. Im Laufe des 18. Jh. wurde die Regelung bis auf einige schwankende Fälle durchgeführt.

Verb. Auch in der Konjugation der Verben waren viele mundartliche Schwankungen sowie eine Konkurrenz neuer und veraltender Formen zu beobachten. Einige Verben schwankten zwischen der starken und der schwachen Konjugation. So kamen zum Beispiel schwache Präteritumformen wie *bindete, rufte, fahrte* u. a. vor; besonders häufig waren sie im Oberdeutschen. Luther gebrauchte noch die altertümlichen Formen *fleucht, kreucht* (Gottsched empfiehlt ihren Gebrauch noch im 18. Jh.). Auch die alte Unterscheidung zwischen Singular und Plural im Präteritum der starken Verben, z. B. *steig – stigen, schrei – schrien*, war bei Luther noch allgemein. Das Oberdeutsche dagegen wies schon in jener Zeit Einheitsformen des starken Präteritums auf. Doch richteten sie sich oft nach dem alten Plural, z. B. *sturb – sturben, sprung – sprungen*, wo sich hingegen in der deutschen Gegenwartssprache der Singularvokal, also *starb – starben, sprang – sprangen*, durchgesetzt hatte. Die Grammatiker des 17. Jh. und des 18. Jh. unterscheiden bereits die regelmäßige (schwache) und die unregelmäßige (starke) Konjugation, bringen Konjugationsparadigmen sowie das alphabetische Verzeichnis unregelmäßiger Verben und versuchen, die unregelmäßigen (starken) Verben nach dem Charakter des Ablauts zu ordnen. Sie entwickelten die Tempuslehre, ordneten die analytischen Formen des Verbs in das Paradigma des Verbs ein (im 17. Jh. werden die Futurumschreibungen mit *werden* und mit den Modalverben noch als gleichberechtigte Formen behandelt, vgl. S. 224 ff.) und stellen Regeln für den Gebrauch der Hilfsverben *haben* und *sein* auf.

Syntax. In den Grammatiken des 16.–17. Jh. fanden auch die Regeln der Wortstellung Beachtung. So lehrt man schon im 16. Jh., dass die vom Verb regierten Kasus sowie Adverbia und Präpositionalformen zwischen Hilfsverb und Partizip bzw. Infinitiv eingefügt werden sollen. Auch der Unterschied zwischen Haupt- und Gliedsatzstellung des Verbs wird behandelt. Schottel stellt die Regel auf, dass die Trennung der Verbalpräfixe nach *wenn, als, dass, so* (d. h. in Gliedsätzen) unterbleibt.

Die Tätigkeit der Sprachregler und ihre Verdienste um die grammatikalische Regelung der deutschen Sprache können wir mit Adolf Bach auf folgende Weise einschätzen: „Das Verdienst der Grammatiker des 17. und 18. Jhs. bleibt es, dass sie in eifriger Tätigkeit Klarheit schafften über die Gestalt der neuhochdeutschen Gemeinsprache und Regeln aufstellten, nach denen sie zu handhaben sei“¹.

§ 124. Die Leistung der deutschen klassischen Literatur für die Vollendung der Herausbildung der deutschen nationalen Literatursprache

Entscheidende Bedeutung für den Abschluss der Herausbildung der gemeindeutschen Literatursprache hatte das Aufblühen der deutschen nationalen Literatur. Hervorragende Schriftsteller und Dichter der vorklassischen Zeit

¹ Bach A. Geschichte der deutschen Sprache. – Heidelberg, 1965. – S. 344.

und der Zeit des Klassizismus nahmen nicht nur an einer bewussten Auswahl vorbildlicher Formen und Ausdrucksmittel der Sprache teil und verankerten sie in ihren Werken, was das Ansehen dieser Formen verstärkte, sondern sie entwickelten ein zeitgemäßes Ideal der Dichtersprache und bereicherten die Ausdrucksmittel und -möglichkeiten der Sprache durch ein kunstvolles Handhaben und eine zielstrebige Ausformung der Literatursprache. Sie waren zugleich Träger und Gestalter der deutschen nationalen Literatursprache.

Von besonderer Bedeutung für die Vollendung der Herausbildung der deutschen nationalen Literatursprache war das Schaffen der hervorragenden Dichter der Spätaufklärung Friedrich Gottlieb Klopstock, Gotthold Ephraim Lessing, Christoph Martin Wieland, der Dichter des Sturm-und-Drangs und des aus ihr hervorgegangenen Klassizismus.

Das Schaffen von Klopstock, Wieland und besonders das von Lessing kündete eine Wende in der Entwicklung der deutschen Literatur an. Es überwand sowohl die Konventionalität und die Starre der höfisch orientierten Dichtung jener Epoche als auch den engen Rahmen des Rationalismus, der die ästhetischen Auffassungen der Sprach- und Kunsttheoretiker der Aufklärungszeit kennzeichnete, und war darauf abgezielt, der deutschen Sprache und Literatur neue Themenkreise und Ausdrucksmöglichkeiten zuzuführen und ein neues Handhaben der deutschen Literatursprache zu entwickeln.

Lessing. Besonders augenfällig ist die Veränderung der literarischen Zielsetzung und der Handhabung der Literatursprache bei Gotthold Ephraim Lessing. „Statt der Darstellung unwahrer und unnatürlicher, das bedeutete höfischer Empfindungen und Begebenheiten, wie sie bisher in der Literatur sehr häufig im Vordergrund standen, – schreibt Dieter Nerius, – trat bei Lessing die Darstellung wahrer und natürlicher, das heißt bürgerlicher Empfindungen und Begebenheiten in den Mittelpunkt der Dichtung. Lessings Abwendung von der höfischen Welt und die eindeutig antifeudale Zielsetzung seiner Werke zeitigten zwangsläufig auch Konsequenzen in Bezug auf seine Sprache. Sein Kampf galt nicht nur der höfischen Dichtung, sondern auch dem höfischen Sprachideal, das in seinen Augen, sei es auf die französische oder deutsche Sprache bezogen, zu einer unnatürlichen und gekünstelten Form der Sprache führte. Er wollte die ‘gesuchte, kostbare und schwülstige Sprache’ der höfischen Kreise überwinden und die Literatursprache zu einem Ausdrucksmittel echter, wahrer und natürlicher Empfindungen entwickeln“¹.



Gotthold Ephraim Lessing

¹ Nerius D. Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der deutschen Literatursprache im 18. Jahrhundert. – Halle (Saale), 1967. – S. 54.

Lessing war um eine lebendige, klare, volksnahe, prägnante Sprache bemüht. Mit seiner „Minna von Barnhelm“ begründete Lessing die Sprache des deutschen bürgerlichen Lustspiels. Der Stil seiner theoretischen Schriften ist mustergültig an Klarheit, Natürlichkeit und Überzeugungskraft.

Klopstock, Wieland. Friedrich Gottlieb Klopstocks und Christoph Martin Wielands antifeudale Position, ihre bürgerliche Gesinnung vereint mit meisterhafter Sprachbeherrschung und einem ausgeprägten Individualstil machten sie zu den führenden Schriftstellern ihrer Zeit und sicherten ihnen eine gewaltige Nachwirkung auf die Dichter der jüngeren Generation. Die gefühlsbetonte, hymnisch enthusiastische Sprache des „Messias“ und der Oden Klopstocks brach mit den sehr eng gefassten reglementierenden Vorschriften der zeitgenössischen Sprach- und Kunsttheoretiker in Bezug auf Wortschatz und auf die ausdrucksmäßige Gestaltung und bahnte der Dichtung neue Wege. Sie hatte einen großen Einfluss auf die Dichter des Sturm und Drang und in der Folgezeit auf die Romantiker.

Der Sturm und Drang. Als eine literarische Revolution bezeichnet man gewöhnlich die Sturm-und-Drang-Bewegung der jungen Dichtergeneration, die sich in den 70er und 80er Jahren des 18. Jh. zu Wort meldete und zu der die Dichter Herder, Bürger, Schubart, Lenz, der junge Goethe, der junge Schiller und andere Dichter gehörten. Die Sturm-und-Drang-Bewegung brachte die Weltanschauung des fortgeschrittenen Bürgertums zum Ausdruck. Die Verschärfung der Widersprüche zwischen Bürgertum und Feudaladel, die Hinwendung des Bürgertums zu den Volksmassen als ihren Verbündeten im anti-feudalen Kampf bildeten den ideologischen Hintergrund dieser literarischen Bewegung. Sie bestimmten die philosophischen und ästhetischen Anschauungen der Stürmer und Dränger, ihren Kampf um die Freiheit des Individuums, ihre Forderung nach der Sprengung aller Fesseln der feudalabsolutistischen Gesellschaft, die volkstümlichen Tendenzen in der Dichtung der Stür-

mer und Dränger, ihr Interesse für die Volksdichtung und die Volksliteratur der Vergangenheit. Es ist verständlich, dass die Stürmer und Dränger nach neuer sprachlicher Gestaltung suchen mussten und ein neues Sprachideal entwickelten. Kennzeichnend für ihr Sprachideal war die Negierung allzuenger grammatischer Vorschriften und Normen, eine starke Betonung von Erlebnis und Gefühl in Sprache und Dichtung, die Hinwendung zum lebendigen, gesprochenen Wort, das Streben nach Fülle und Kraft des Ausdrucks. Der dichterische Stil der Stürmer und Dränger war leidenschaftlich und pathetisch. Ihr Sprachideal kam darin zum Ausdruck, dass der Wortschatz der Dichtung durch volkstümliche Ausdrücke, Archaismen, durch die sogenannten Kraftwörter so-



Friedrich Schiller

wie durch zahlreiche Neuprägungen (z. B. *entgegenglühen*, *wellenatmend*, *Volksseele*, *Vaterlandseifer* u. a.) durchdrungen war. Das Streben nach einer volkstümlichen, natürlichen Sprechweise kam in der häufigen Weglassung von *e* zum Ausdruck, im Gebrauch volkstümlicher *s*-Plurale (z. B. *Kerls*, *Jungens*), in der Weglassung von Personalpronomen. Der Pathos, die Kraft des Ausdrucks wurden durch Wortwahl (s. o.) sowie durch ungewöhnliche Wortstellung, abgebrochene Sätze, Weglassung des Artikels, Ausrufesätze u. ähnl. erzielt. Im Schaffen des jungen Goethe kamen die ästhetischen Ideale des Sturm und Drang in der Vorliebe für Komposita (z. B. *Felsenquell*, *Sternenblick*, *Flammengipfel*, *Traumglück*), in der verbalen Dynamik (z. B. *entgegenbeben*, *entgegenschäumen*, *nachjauchzen*, *umsäuseln*, *umflügeln*), im dynamischen adjektivischen Gebrauch des 1. Partizips (z. B. *schwebende Sterne*, *türmende Ferne*, *reifende Frucht*, *heilig glühend Herz*), in der Weglassung des unbetonten *e* in Mittel- und Endsilben (z. B. *Bub*, *Pfaff*, *Knab*, *Seel*, *Trän*) zum Ausdruck. Kennzeichnend für den Sturm-und-Drang-Stil war auch die Syntax des „Werthers“ mit emphatischen Anreden. Betreuungsformeln, elliptischen Sätzen, Ausrufen¹. Auch die Jugenddramen von Friedrich Schiller, besonders die „Räuber“ standen im Zeichen des Sturm und Drang.

Die klassische Periode. Die Werke der klassischen Periode der deutschen Literatur überwinden die äußerlichen sprachlichen Freiheiten des Sturm und Drang. In ihren Reifejahren streben die großen Dichter nach Maß und Klarheit, nach erneuter Normalisierung der Sprache. Sehr bezeichnend sind in dieser Hinsicht die Änderungen, die Goethe an seinen Jugendwerken für die Göschensche Gesamtausgabe von 1787–1790 vorgenommen hatte. Eine große Anzahl grammatischer und stilistischer Eigentümlichkeiten des Sturm-und-Drang-Stils wurden beseitigt; *traurend* ändert Goethe zum Beispiel in *trauernd*, *Distlen* in *Disteln*, *das Bös* in *das Böse*, *hab* in *habe*, *Wolkennebeldüfte* in *Nebeldüfte*, *Knabenmorgenblütenträume* in *Blütenträume*. Im „Werther“ werden Freiheiten der Wortstellung beseitigt, unübersichtliche Konstruktionen vereinfacht². Jedoch sagt Dieter Nerius mit Recht; „Die neue Betonung der sprachlichen Regelmäßigkeit und die Vollkommenheit der sprachlichen Gestaltung im Rahmen dieser Regelmäßigkeit stehen durchaus in keiner Beziehung zu der rationalistischen Sprachreglementierung der Zeit und sind insgesamt nicht das Ergebnis einer einfachen Anpassung an sprachliche Vorschriften; sie sind vielmehr die Voll-



Johann Wolfgang Goethe

¹ Langen A. Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart. – S. 1256 ff.

² Op. cit. – S. 1294.

endung eines Entwicklungsprozesses der sprachlichen Gestaltung, die undenkbar wäre ohne die Leistungen der vorangehenden Periode des Sturm und Drang¹. In der Sprache der klassischen Literatur findet der Prozess der Herausbildung der deutschen nationalen Literatursprache ihre Vollendung. Eine neue Etappe der Sprachentwicklung wird eröffnet.

§ 125. Die Regelung der deutschen Literatursprache in den 19. und 20. Jahrhunderten

Regelung der Schreibung. Die Regelung der Schreibung, die in der vorausgehenden Zeit besonders durch Hieronymus Freyers „Anweisung zur deutschen Orthographie“ gefördert worden war (s. S. 249), wurde auch weiter fortgesetzt. Am Ende des 18. Jh. trat an ihre Stelle Adelungs „Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie“, die auch in der ersten Hälfte des 19. Jh. mehrfach aufgelegt wurde. Die Aufgabe der Vereinheitlichung der Rechtschreibung blieb



Konrad Duden

im Laufe des ganzen 19. Jh. aktuell. Es wurde über die Grundsätze diskutiert, nach denen die deutsche Rechtschreibung geregelt und vereinheitlicht werden sollte. Jacob Grimm vertrat das historisch-etymologische Prinzip, Rudolf Raumer bekämpfte das phonetische Prinzip, nach dem die Schreibweise des Wortes möglichst an sein Lautbild genähert werden sollte. 1876 fand in Berlin die I. Orthographische Konferenz statt, die eine weitgehende Annäherung der Schreibweise an das Lautbild empfahl. Eines der Ergebnisse dieser Konferenz war, dass 1880 die erste Ausgabe des „Orthographischen Wörterbuchs der deutschen Sprache“ von Konrad Duden, einem Philologen und Pädagogen, der an der I. Orthographischen Konferenz teilgenommen hatte, erschien. Doch erst die II. Orthographische Konferenz von 1902 in Berlin

führte eine einheitliche Regelung der Schreibung herbei, die auch Österreich und die Schweiz übernahmen und die im wesentlichen auch heute noch gültig ist. Die vereinbarten Regeln fanden in der zweiten Auflage des Wörterbuchs von Duden (1902) ihren Ausdruck.

Einer der umstrittenen Punkte der deutschen Rechtschreibung waren die Regeln der Groß- und Kleinschreibung. Jacob Grimm und andere Philologen (Voß, Lachmann, Willmans) forderten die Kleinschreibung der Substan-

¹ Nerius D. Op. cit. – S. 63.

tive, was auch beim Druck einiger wissenschaftlicher Zeitschriften eine Zeitlang üblich war. Doch hat sich dieses Prinzip nicht durchgesetzt.

Regelung der Aussprache. Am längsten blieb in Deutschland und in den anderen deutschsprachigen Ländern die Vereinheitlichung der Aussprache aus, was einerseits durch sehr starke mundartliche Unterschiede in der Aussprache und andererseits durch das erst spät aufgekommene Streben nach Vereinheitlichung der mündlichen Form der deutschen Sprache bedingt war. Zwar hatten bereits die Sprachgesellschaften im 17. Jh. und später auch Gottsched die Forderung aufgestellt, man solle in der Aussprache dem Meißnischen (Obersächsischen) folgen. Doch blieb eine einheitliche Aussprache lange ein nur angestrebtes Ideal. Eine vorbildliche Aussprache entwickelte sich zuerst in Norddeutschland, wo der Abstand zwischen der geschriebenen Literatursprache und dem phonologischen System der heimischen Mundart derart groß war, dass er jede Angleichung ausschloss. Die Niederdeutschen lernten die literatursprachliche Aussprache „nach der Schrift“, so dass hier der Grundsatz entstand: „Man muss sprechen, wie man schreibt“. Die Niederdeutschen vermieden diejenigen Abweichungen von den literatursprachlichen Lautformen, die in Mittel- und Süddeutschland durch örtliche Besonderheiten der Aussprache hervorgerufen wurden. Sie unterschieden streng die stimmhaften *b, d, g, [z]* und die stimmlosen *p, t, k, s*, die in den meisten Gebieten Süd- und Mitteldeutschlands sowie in der Schweiz und in Österreich infolge der „zentraldeutschen Konsonantenschwächung“ zusammengefallen waren und nicht nur mundartlich, sondern auch in der umgangssprachlichen Form der Literatursprache nicht unterschieden wurden. Dem Niederdeutschen ist auch die Entlabialisierung von *ö, ü, eu* fremd, die in Süd- und Mitteldeutschland sowie in Österreich wie *e, i, ei* gesprochen werden.

1803 forderte Goethe als Direktor des Weimarer Hoftheaters in seinen „Regeln für Schauspieler“ die Überwindung der mundartlichen Aussprache und die Regelung der Bühnenaussprache. Er schrieb in den „Regeln“: „Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provinzialismus eindringt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt. Daher ist das Erste und Notwendigste für den sich bildenden Schauspieler, daß er sich von allen Fehlern des Dialekts befreie und eine vollständig reine Aussprache zu erlangen suche.“

Doch blieb die Aussprache der gebildeten Menschen im Laufe des 18. und des 19. Jh. noch stark landschaftlich gefärbt. Charakteristisch ist, dass selbst die größten deutschen Dichter durch ihren Reim verraten, dass ihre Aussprache nicht frei von landschaftlichen Charakterzügen ist. So spiegeln sich die Besonderheiten der Frankfurter Aussprache Goethes in den Reimen wider: *neige – Schmerzenreiche* (spirantisches *g*), *Freude – heute* (Nichtunterscheidung von *d* und *t*). Schiller reimte: *Gesängen – schwingen*, *Finger – Sänger* (mit schwäbischem *i > e* vor Nasal), *Kleider – heiter*, *heißen – Eisen* (Nichtunterscheidung von *d* und *t, [z]* und *[s]*), *Träne – schöne* (Entlabialisierung von *ö* zu *e*).

Die Forderung der strengen Scheidung der literatursprachlichen Aussprache von der heimischen mundartlichen stellt auch Wilhelm Viëtor, der Verfasser des „Deutschen Aussprache-Wörterbuches“ (1885). Er betont den

vorbildlichen Charakter der niederdeutschen literatursprachlichen Aussprache und bezeichnet die vorbildliche Aussprache als „hochdeutsche Sprachform in niederdeutscher Aussprache“.

Die einheitliche Aussprachenorm wurde 1898 von einer Kommission geschaffen, die aus Vertretern des deutschen Bühnenvereins und der Universitäten bestand und für die Bühne verbindliche Regeln der mundartfreien Aussprache festsetzte. Sie wurden vom Sekretär der Kommission Prof. Theodor Siebs in seinem Buch „Deutsche Bühnenaussprache“ (1898) veröffentlicht und gelten auch heute als Norm der Literatursprache.

Die Regeln der Bühnenaussprache richten sich in vielem nach dem norddeutschen Gebrauch; so fordern sie zum Beispiel die norddeutsche stimmhafte Aussprache von *b, d, g, [z]*, die dem Oberdeutschen meist fremd ist. Auf die oberdeutsche Aussprache stützen sich dagegen solche Regeln der Bühnenaussprache wie *[ʃp]*, *[ʃt]* im Anlaut, die Länge der Vokale in geschlossenen Silben, z. B. *Tag, Bad, Glas, Hof*, die Aussprache des auslautenden *g* als *[k]*, z. B. *[ta:k]* gegenüber dem norddeutschen *[ta:x]* u. a.

§ 126. Die Entwicklung der deutschen nationalen Literatursprache in den 19. und 20. Jahrhunderten

Die neue Zeit brachte Wandlungen im System der deutschen nationalen Literatursprache mit sich, da die Entwicklung der Sprache ein fortwährender Prozess ist.

Im phonologischen System und im grammatischen Bau vollzog sich der Wandel nur langsam. Am offensichtlichsten war er im Bereich von Satzbau und im Bereich der funktionalen Morphologie, wo im Zusammenhang mit der Herausbildung eines verzweigten Systems literarischer und funktionaler Stile eine stilistische Differenzierung der Ausdrucksmittel und eine reiche Synonymie von morphologischen Formen sowie besonders von syntaktischen Prägungen entstanden waren.

Unvergleichlich schneller als die anderen Elemente des Sprachsystems entfaltete sich in der neuen Zeit das System der Sprachstile, insbesondere die funktionalen Stile, und der Wortschatz der deutschen Literatursprache. Die Wandlungen in Wortschatz widerspiegeln die tiefgreifenden politischen, sozialökonomischen und kulturellen Entwicklungsprozesse des 19. und 20. Jh. Hand in Hand mit der Bereicherung des Wortbestandes gehen seine stilistische und funktionale Schichtung sowie die Entwicklung der Wortbildungsmittel und die Entwicklung der deutschen Phraseologie vor sich.

Wortbildung. Die wichtigste Quelle der Bereicherung des Wortbestandes ist auch in der neuen Zeit die Wortbildung. Wir haben gesehen, welche Rolle Ableitung und Zusammensetzung bei der Bereicherung des Wortschatzes bereits in der althochdeutschen Zeit spielten. Als Beispiel diene uns unter anderem die Wortfamilie des Verbs ahd. *neman* 'nehmen' (vgl. S. 80). Diese Wortfamilie wurde auch in der mittelhochdeutschen Zeit intensiv bereichert. Die Wörterbücher verzeichnen für das Mittelhochdeutsche außer den bereits im

Althochdeutschen belegten Wörtern *abenemen* 'abnehmen' und *abename* 'Abnahme' neue Ableitungen *annemen* 'festnehmen', *sich annemen* 'sich aneignen', 'sich anmaßen', *entnemen* 'entfernen', 'entleihen' und das Substantiv (*daʒ*) *entnemen* 'das Entleihen'; *übernemen* 'zu viel nehmen'; 'unternehmen', *umbenemen* 'umfassen', *undernemen* 'unterbrechen', 'hindern', 'wegnehmen', 'etw. übernehmen', 'antreten', *ûfnemen* 'aufnehmen', 'aufheben', und das Substantiv *ûfnemunge* 'das Unternehmen', *ûznemen* 'herausnehmen', 'ausschließen', 'hervorheben' und das Substantiv *ûznemunge* 'die Ausnahme', *vernemen* 'festnehmen', 'vernehmen', 'erfassen', 'begreifen', 'verstehen' und die Ableitungen *vernemelih* 'fassbar', *vernemelicheit* 'richtige Auffassung', (*daʒ*) *vernemen* und (*die*) *vernemunge* 'das Auffassen', *vernunst*, *vernunft* 'Vernunft' und die Ableitungen *vernunstic*, *vernunftic*, *vernunstlich* 'vernünftig', (*der*) *vernunftigære* 'der Vernünftige' u. a.

Weit mehr Ableitungen weist diese Wortfamilie in der deutschen Gegenwartssprache auf. Es gehören zu ihr:

a) abgeleitete Verben: *abnehmen*, *annehmen*, *sich annehmen*, *aufnehmen*, *ausnehmen*, *sich ausnehmen*, *auseinandernehmen*, *sich benehmen*, *durchnehmen*, *einnehmen*, *entnehmen*, *genehmigen*, *mitnehmen*, *übernehmen*, *unternehmen*, *vernehmen*, *vornehmen*, *zunehmen* u. a.;

b) abgeleitete Substantive: *abnehmen* – *Abnahme*, *annehmen* – *Annahme*, *aufnehmen* – *Aufnahme*, *ausnehmen* – *Ausnahme*, *übernehmen* – *Übernahme*, *sich benehmen* – *das Benehmen*, *vernehmen* – *die Vernunft*, *die Vernehmung*, *genehmigen* – *die Genehmigung*, *unternehmen* – *die Unternehmung* u. a.;

c) abgeleitete Adjektive: *annehmbar*, *ausnahmslos*, *vernünftig* u. a.

Die Entwicklung der Wortbildung in der neuhochdeutschen Zeit ist nicht nur durch zahlenmäßiges Wachstum abgeleiteter und zusammengesetzter Wörter gegenüber den einfachen Wörtern, sondern auch durch Bereicherung der Sprache an Wortbildungsmitteln als solchen gekennzeichnet:

1. In Verbindung mit der immer mehr anwachsenden Schicht internationaler Wörter ist in die deutsche Sprache eine Anzahl internationaler Suffixe und Präfixe aufgenommen worden, z. B.:

a) Suffixe der Substantive, die als Personenbezeichnungen dienen:

-ist, *-ant*, *-ent*, *-nom*, *-log*, *-soph*, *-arch*, *-et*, *-at*, *-ot*, *-or*, *-al*, *-ar*, *-är*, *-an*, *-on*, *-eur*, *-ier*;

b) Suffixe abstrakter Substantive: *-ismus*, *-tion*, *-tät*, *-ik*, *-ur*, *-(i)um*, *-us*, *-or*, *-at*, *-ant*, *-ent*, *-al* (*-ial*), *-ar*, *-at*, *-ie*;

c) Präfixe: *anti-*, *neo-*.

2. Es entwickeln sich in der deutschen Sprache neue Ableitungssuffixe, die sog. „Suffixe im Werden“, durch häufige Zusammensetzung aus selbständigen Wörtern:

a) bei den Substantiven *-mann*, *-stück*, *-werk* u. a.;

b) bei den Adjektiven *-voll*, *-reich*, *-arm*, *-leer*, *-wert*, *-los* u. a.

3. Sehr produktiv sind einige Modelle von Ableitungen und Zusammensetzungen geworden, die in den älteren Sprachperioden noch wenig verbreitet waren.



Deutschland nach



dem Dreißigjährigen Krieg

So nimmt zum Beispiel die Produktivität der Substantivierung aller Wortarten zu: *das Leben, das Schreiben, der Reisende, der Kranke, das Ich, das Wenn, das Ach, das Warum*.

Dieses Ableitungsmittel wurde schon in der mittelhochdeutschen Zeit immer beliebter. In der neuhochdeutschen Zeit gehört die Substantivierung aller Wortarten zu den produktivsten Wortbildungsmitteln. Es entstehen auch unzählige gelegentliche Substantivierungen, die die Wörterbücher nicht aufzeichnen, die aber die Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Sprache beträchtlich steigern.

In zunehmendem Maße wird die Zusammensetzung angewandt. Ebenso wie die Substantivierung wird sie zur Quelle ständiger Bereicherung der Sprache an festen und gelegentlichen Bildungen.

Noch mehr als im Frühneuhochdeutschen (vgl. S. 212) wächst die Rolle uneigentlicher Zusammensetzungen mit den Bindeelementen *-(e)s* und *-en* (*Geburtstag, lebensfroh, sorgenkrank*), besonders stark vermehrt sich die Zahl unechter Zusammensetzungen, deren erste Komponente als Genitiv Pl. geprägt ist (*Städtename, Eierschale, monatelang*).

Große Verbreitung bekommen Zusammenbildungen (*Berichterstatte^r, Rücksichtnahme, Neusprachler*) und mehrfache Zusammensetzungen.

In zunehmendem Maße wird die Zusammensetzung von Adjektiven gebraucht. Es wächst die Zahl der sog. „Volkssuperlative“ wie *riesengroß, himmelhoch, stockfinster, hundemüde, saudumm* u. a.

Es verbreiten sich Zusammensetzungen mit dem 1. bzw. 2. Partizip als zweite Komponente, z. B. *friedliebend, vielsagend, neugeboren, schneebedeckt*. Nach diesem Modell entstehen in der schönen Literatur zahlreiche Gelegenheitsbildungen, z. B. *mondbeglänzt, sehnsuchtsbebend, blutverschmiert, dunkeleingefasst* u. a.

Es entwickelt sich ein neues Modell der Zusammensetzung, die Kurzwörter, z. B. *MAS, VEB, VVB, RGW* u. a.

Die Präfigierung als Ableitungsmittel neuer Verben, die allen Sprachperioden eigen ist, nimmt in der neuhochdeutschen Zeit stark zu und wird zu einer unerschöpflichen Quelle der Bildung von Verben.

Der Bedeutungswandel. Das zweitwichtigste Bereicherungsmittel des Wortschatzes ist der Bedeutungswandel. Durch Bedeutungswandel bereichert sich der Sinngehalt des Wortes. Wörter, die ursprünglich nur je eine Bedeutung hatten, entwickeln einen ganzen Komplex von konkreten und abstrakten Bedeutungen; dementsprechend erweitert sich ihr Verwendungsbereich.

Viele neue Bedeutungen entstehen durch methaphorischen Gebrauch des Wortes. So entwickeln sich zum Beispiel durch methaphorischen Gebrauch des Wortes *Auge* neben seiner Grundbedeutung 1. *Auge* 'Sehorgan' die Bedeutungen: 2. 'Punkt, Tupfen' (z. B. *Fettauge*), 3. 'Loch' (z. B. *ein Käse voll Augen*), 4. 'Schleife', 'Masche', 5. 'Öse' (in einer Tauschlinge), 6. 'Knospe, Knospenansatz'.

Durch Methonymie bekommt das Wort *Glas* außer seiner Grundbedeutung 1. *Glas* 'harter durchsichtiger Stoff', viele Bedeutungen, die Benen-

nungen verschiedener gläserner Geräte sind. 2. 'Trinkglas', 3. 'Spiegel', 4. 'Scheibe', 5. 'Deckplatte', 6. Pl. 'Brille' u. a.

Auf Grund von konkreten Bedeutungen entstehen bei vielen Wörtern neue abstrakte Bedeutungen. So bedeutete zum Beispiel *Bildung* zuerst 'äußere Erscheinung, besonders des Gesichts'; seit Ende des 18. Jh. entwickelte sich die heutige abstrakte Bedeutung (Goethe gebraucht schon: *Geistesbildung*, *Bildungsstufe*, *Bildungsgang*). In den Werken von Kant und Herder bildet sich die heutige Bedeutung des Wortes *Geschichte* heraus: 1. 'Werdegang', 'Entwicklung', 2. 'Wissenschaft vom Werdegang'; ursprünglich bedeutete dieses Wort 'Erzählung vom Geschehenen'. Das Substantiv *Umstand*, mhd. *umbestant*, bedeutete zuerst 'das Umstehende', 'die Gesamtheit der Umstehenden'. Seit dem Frühneuhochdeutschen auch schon 'besonderes Verhältnis, worin jemand sich befindet, wovon etwas umgeben ist'.

Bei vielen Wörtern mit einem reichen Komplex von Bedeutungen gehen die einzelnen Bedeutungen auf verschiedene Arten von Bedeutungswandel zurück. So treten zum Beispiel beim Verb *fassen* neben die Bedeutung 1. 'ergreifen', 'in die Hand nehmen' neue konkrete Bedeutungen: 2. 'halten', 'Raum geben', 3. 'einfassen' und die abstrakte Bedeutung 4. 'verstehen, begreifen'; mit Reflexivpronomen: 5. 'sich zur Ruhe zwingen', 'sich auf etwas vorbereiten' und 6. 'sich ausdrücken' (z. B. *sich kurz fassen*).

Einige Bedeutungen des Wortes entwickelten sich in den Verbindungen mit bestimmten anderen Wörtern und blieben phraseologisch gebunden. So weist zum Beispiel das Verb *treffen* eine Reihe phraseologisch gebundener Bedeutungen auf: 1. *das Ziel, die Mitte der Scheibe treffen; der Blitz trifft*; 2. *jemanden treffen*; 3. *der Maler hat Sie gut getroffen*; 4. *den richtigen Ton treffen*; 5. *jemanden zu Hause treffen*; 6. *es traf sich, dass...; es trifft sich gut* u. a.

Phraseologismen. Eine weitere wichtige Quelle der Bereicherung des Wortschatzes ist die Entwicklung von Phraseologismen. Ihr Anteil am Wortschatz der deutschen Gegenwartssprache ist stark gewachsen.

Um das Wort *Auge* gruppieren sich zum Beispiel folgende Phraseologismen und phraseologische Verbindungen:

ein Auge auf etwas haben, ein Auge für etwas haben, ein böses Auge haben, Augen machen, jemandem Augen machen, kein Auge von jemandem wenden, ein Auge zudrücken, jemandem etwas an den Augen ansehen, aus den Augen gehen, aus den Augen lassen, im Auge behalten, im Auge haben, ins Auge fallen, ins Auge fassen, der Gefahr ins Auge sehen, jemanden (etwas) mit den Augen verschlingen, jemandem etwas vor die Augen führen, etwas vor Augen haben u. a.

Das Verb *treffen* beteiligt sich an den phraseologischen Verbindungen:

Anstalten treffen, Maßnahmen treffen, Vorkehrungen treffen, ein Abkommen treffen, Dispositionen, Verfügungen treffen, Vorbereitungen treffen, Vorsorge treffen, eine gute Wahl treten u. a.

Internationalismen. Kennzeichnend für die neue Zeit ist das schnelle Anwachsen von Internationalismen im Bereich des Gesellschaftslebens, der Wissenschaft und der Technik, des Handels und des Verkehrs, des Sports u. a., z. B. *Produktion, Kapital, Sozialismus, Proletariat, Demokratie, Philosophie, Literatur, Theater, Telefon, Radio, Telegraf, Elektrizität, abstrakt, konkret, organisieren* u. a.

Außer den direkten Entlehnungen aus anderen Sprachen bereichert sich der Wortschatz auch durch Lehnbildungen, z. B. *Fortschritt, Freidenker, Fußball, Bahnsteig, Straßenbahn, Briefumschlag, Stilleben, Sauerstoff, Gesichtspunkt* u. a.

Neologismen. Ein mächtiger Antrieb zur Bereicherung des Wortschatzes sind in der neuen Zeit die gesellschaftliche Entwicklung, die Fortschritte von Wissenschaft und Technik, die Entwicklung des geistigen Lebens der Völker.

In der Epoche der französischen Revolution verbreiteten sich im Deutschen die Wörter *Revolution, Anarchist, Reaktion, Royalist, Monarchist, Jakobiner, Marseillaise, Guillotine, Bürokratie, Emigrant, Konstitution*. Nach französischem Vorbild entstanden in dieser Zeit die Lehnbildungen *Tagesordnung, auf der Höhe sein, Staatsbürger, öffentliche Meinung* u. a. Die bürgerliche Revolution von 1848 brachte die Wörter *Freisinn, Putsch, Bundesstaat, Überzeugungstreue* u. a. in Umlauf.

Die Entwicklung der sozialistischen Bewegung und der revolutionäre Kampf der Arbeiterklasse bedingten die Verbreitung solcher Wörter wie *Sozialismus, Sozialdemokrat, Kommunist, Proletariat, Bourgeoisie, Klassenkampf, die arbeitende Klasse, Klassenstaat, Streik, Boykott*. Die Begründung des wissenschaftlichen Sozialismus durch Karl Marx und Friedrich Engels brachte ein ganzes System von Termini mit sich, die die Begriffe der marxistischen politischen Ökonomie, des dialektischen und des wissenschaftlichen Sozialismus ausdrücken.

Der erste Weltkrieg und die Revolution von 1918 in Deutschland brachten die Wörter *Kriegsgewinnler, hamstern, Schieber, Pazifismus, Separatist, Volksbegehren, Preisabbau, Spartakist* u. a. mit sich.

Terminologie. Kennzeichnend für die neuere Zeit ist das fortwährende schnelle Anwachsen der terminologischen Schicht des Wortschatzes. Solche Wissensgebiete wie Chemie, Physik, Mathematik, Medizin u. a., solche Zweige der Technik wie Textilindustrie, Maschinenbau, Kraftfahr- und Flugwesen, Rundfunk, Elektronik zählen Tausende wenn nicht Zehntausende von Fachausdrücken, die nur spezielle fachsprachliche Wörterbücher zu fassen imstande sind.

Nicht weniger kennzeichnend für die neuzeitliche Entwicklung des Wortschatzes ist, dass große Schichten von Fachwörtern ihren terminologischen Charakter abstreifen und allgemeines Sprachgut werden. Als Beispiel mögen die Fachwörter aus den Bereichen des Rundfunks und des Flugwesens dienen: *Rundfunk, Ansager, Antenne, Rundfunkempfänger, Lautsprecher, Funkindustrie, Ultrakurzwellen (in Ultrakurzwellenprogramm), Fernsender,*

Flugwesen, Flugzeug, Flugfeld, Flugplatz, Flugstrecke, Fesselballon, Gleit-, Sturz-, Ab-, Rundflug, Düsenflugzeug u. a.

Es ist zu betonen, dass das Tempo der Erweiterung des Wortschatzes und seiner stilmäßigen und funktionalen Schichtung sich in der neuen Zeit im Vergleich zu den früheren Jahrhunderten um das mehrfache beschleunigt hat. Das wachsende Bedürfnis nach neuen Wörtern macht sich vor allem im Bereich des wissenschaftlichen, technischen und politischen Fachwortschatzes geltend. Viele neue Wörter brachten der Aufbau des Sozialismus und die neuen Formen des Gesellschaftslebens in der DDR mit sich. z. B. *Arbeitsproduktivität, Aktivist, Leistungslohn, Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft, Handelsorganisation, Wettbewerbsbewegung, Patenschaft, Patenbetrieb, Patenschaftsübernahme, volkseigene Industrie, Volksrichter, Volkspolizei, Volkskontrolle, Plandisziplin, Nationalpreisträger, Qualitätsarbeiter u. a.*

Mit der Entstehung neuer Wissensgebiete und neuer Zweige der Technik (Kernphysik, Elektronik, Raketentechnik u. a.) vollzieht sich jeden Tag vor unseren Augen die Herausbildung neuer Zweige der Terminologie, die die deutsche Sprache ebenso wie die anderen Sprachen der Welt bereichert.

NAMEN- UND SACHREGISTER

A

Ablaut 31, 44, 45, 83, 89, 103–107, 180, 181, 221–224
 Ableitungssuffixe 32, 80, 81–86, 263–266
 Abschwächung der unbetonten Vokale 146, 167, 168, 172, 175, 176, 179
 Adelung, Johann Christoph 247, 249–251, 260
 Adjektiv
 Deklination 46, 99, 100
 Flexion 44, 89, 99, 100, 175
 Gebrauch seiner Formen 176, 227, 228, 255
 stammbildende Suffixe 99
 unflektierte Form 100, 176, 227
 Afrikaans 31, 52
 Aken, Heen van 150
 Aktionsarten 118, 119
 Akzentverschiebung 48
 Alemannen 51, 54
 Alemannisch 61, 63, 69, 74, 78
 Alkuin 61
 Altenglisch s. Angelsächsisch
 altgermanische Sprachen 32, 49–53
 Althochdeutsch, althochdeutsche Sprachperiode 32, 33, 52, 58–143
 Altsächsisch 33, 52, 63, 69, 143–145
 analytische Formen des Verbs 31, 90, 119–123, 224–226
 Angeln 50, 52
 Angelsachsen, Angelsächsisch 52, 143
 Anomalien im Bau der komplexen Sätze 142
 Apokope 167, 175, 217
 Artikel 88, 97, 98, 175
 Assenede, Diederich van 150
 athematische Verben s. Verben

Aue, Hartmann von 148, 160
 Aufklärung, deutsche 247–250
 Ausgleichssprache 24, 208, 209
 Ausgleichstendenzen in der Sprache 158, 161
 Aussprache, ihre Regelung 261, 262

B

Bach, Adolph 256
 Bairisch 61, 63, 69, 73, 74, 78
 Bairisch-Osterreichisch 157, 213, 214
 Bairisch-Schwäbisch 24
 Barocksprache 243
 Bedeutungsentwicklung 163, 210, 266, 267
 Benrather Linie 76
 Berlinisch 24
 Berthold von Regensburg 151
 Berufslexik 166
 Bilinguismus 26
 „Binnendeutsch“ 21, 28, 29
 Bodmer, Johann Jakob 246
 Brandenburgisch 155, 157
 Brant, Sebastian 195
 Brechung 69, 179
 Breitingen, Johann Jakob 248
 Buchdruckersprache 201
 Bühnenaussprache 262
 Burgunder 50, 51

C

Campe, Joachim Andreas 248, 249, 251
 Chlodwig 53
 Cramer, Joachim Heinrich 248, 250
 Chroniken 151, 152, 196
 Codex argenteus 51

D

Dänisch 30, 51
Dauer der Vokale 193, 215
Dehnung der Vokale 215
Deklination s. Adjektiv, Substantiv
Deutsch 12, 21, 31, 52, 55
„deutsch“ 58
deutsche Nationalität, ihre Herausbildung 53–58
Deutscher Sprachatlas 21
Deutsches Reich 58
Diachronie 19, 20
Dialekte s. Territorialdialekte
Dichtung, deutsche, ihre Bedeutung für die Entwicklung der Literatursprache 239–242, 244–247, 256–260
Differenzierung der Dialekte 158
Diphthongierung
 althochdeutsche 68, 69
 neuhochdeutsche 193, 214
Dorfmundarten 22
Dubletten, territoriale 26
Duden, Konrad 260
Dürer, Albrecht 197

E

Ebert, Johann Arnold 248
Eckhart Meister 151
Ehlen, Tileman 151
Eichendorff, Joseph von 244
Einhard 61
Einflexion 228
Einheitssprache s. Literatursprache
Einigungstendenzen in der Sprache 200–202
Elbgermanen 50
Engels, Friedrich 74, 201, 202
Englisch 12, 31, 52
Entlehnungen im deutschen Wortschatz 79, 81, 165, 166, 212
Epos
 altgermanischer 64
 höfischer 149
Erscheinungsformen der Sprache s. Existenzformen der Sprache
Erweiterung der Diphthonge 213

Eschenbach, Wolfram von 148, 149, 160
Euler, Leonhard 247
Existenzformen der Sprache 13, 14, 20–30, 32, 65, 66, 159–162, 191–193, 208, 209, 239–242

F

Familienblätter 250
Färöisch 30, 51
Fischart, Johann 195
Fleming, Paul 250
Frangk, Fabian 197
Franken 39, 51–55
Frankenreich 52–54, 59, 60
Fränkisch 61, 62, 69
Freidank 150
Freyer, Hieronimus 249, 260
Friesen 50–52, 58
Friesisch 31, 52, 143
Frings, Theodor 74
Frisch, Johann Leonhard 250
Frischlin, Nicodemus 195
Frühneuhochdeutsch, frühneuhochdeutsche Sprachperiode 32, 33, 191–238
Fuchssperger, Ortholph 197
Futur 224–226

G

Gellert, Christian Fürchtegott 250
Germanen 34–40
germanische Sprachen 30, 31
germanische Sprachgruppe 30
germanische Stämme 35, 40, 49–52
germanische Stammesdialekte 30, 49–52, 55, 56
Gepiden 50
Geschäftsprosa, -sprache 152, 195, 196
Geschichtsschreibung s. historische Prosa
Gesprächssammlungen 64
Glossare 63
Goethe, Johann Wolfgang 242, 258–262
Goten, gotische Sprache 39, 50, 51

Gottsched, Johann Christoph 249, 256
 Grammatik, ihre Regelung, deutsche Grammatiken 245, 246, 249–251, 254–256
 grammatischer Wechsel 48, 106–107
 Grimm, Jacob 251, 260
 Grimm, Wilhelm 251
 Grimmelshausen, Hans Jacob Christoffel von 243
 Großschreibung der Substantive 254
 Grundformen der starken Verben 31; s. auch Ablaut
 Gryphius, Andreas 242, 244
 Gueintz, Christian 244

H

Halbmundarten, städtische 23–26
 Hagen, Gottfried 151
 Halbvokal w 171
 Hatten 50, 51
 Hebung der Vokale 69
 Heldenepos 148
 Herminonen 50
 Hermunduren 49, 50, 52
 Heruler 50
 Hessen 51, 52
 Hessisch 157
 historische Prosa 151, 152
 Hochdeutsch (1) s. Literatursprache
 Hochdeutsch (2), hochdeutsche Dialekte, 21, 74, 212
 Hochsprache s. Literatursprache
 Humanisten 197, 198, 201, 226
 Hütten, Ulrich von 203

I

Ickelsamer, Valentin 196
 Imperativ 116
 Indoeuropäisch, indoeuropäische Sprachfamilie 30, 32, 45
 induzierender Deklinationstyp 91
 Infinitiv, Infinitivgruppe 133, 134
 Ingwäonen 50
 ingwäonische Sprachen 143
 innere Flexion 178, 179, 220
 Integration der Dialekte 158, 159

Interlinearübersetzungen 63
 Internationalismen 267, 268
 Isidor 63
 Istwäonen 50
 Isländisch 30, 51

J

j-Präsentia 108, 109
 Jellinek, Max 250
 Juten 50, 52

K

Kanzleiprosa, -sprache 152, 195, 196
 Karl der Große 54, 59, 61, 144
 Kant, Immanuel 247
 Kasus der Substantive 87, 94–97, 174, 175
 Kategorie der Bestimmtheit und Unbestimmtheit s. Artikel
 Kategorie der Zeit 116, 117, 181–184
 Klammer, verbale 132, 133, 230
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 242, 248, 257, 258
 Koine, städtische 28, 208
 Kolonialdialekte 155–158
 Kolross, Johann 197
 Konditionalis 181, 225, 226
 Kongruenz 46, 123, 227
 Konjunktionen
 beiordnende 135, 136, 226, 237, 238
 unterordnende 135–141, 226, 231–237
 Konjunktiv 115–118, 179, 180, 184–187, 225, 226
 Konsonantenphoneme
 des Ahd. 72–78
 des Germ. 46–48
 des Frnhd. 216, 217
 des Mhd. 172
 Konsonantenwechsel s. 83, 106, 107; s. auch grammatischer Wechsel
 kontinentale germanische Stämme, ihre Sprachen 49, 50
 Konversion 83
 Kramer, Matthias 248
 Kuchmeister, Christian 151

Kulturzentren
des Ahd. 63, 64
des Mhd. 148
Kürzung der Vokale 215

L

Lambert, Johann Heinrich 247
Langen, August 251, 259
Langobarden 50
Lautverschiebung, erste (germanische)
46, 47
Lautverschiebung, zweite (althochdeut-
sche) 67, 68, 72–76, 144, 170, 171,
216, 253
Lautwandel: $e_1 > a$ 67; $b, d, g > b, d, g$
67; $z > r$ 67; $ai > é$ 68; $au > ô$ 68; $au > ou$
68; $e_2 > ea, ia, ie$ 68; $o > uo$ 69; $\beta > d$
69; $s > [z]$ 171; $sk > [ʃ]$ 170; $ia, io > ie$
171; $iu > [y:]$ 171; $i > ei$ 214; $û > au$
214; $iu [y:] > eu$ 214; $ei > [æ]$ 213;
 $ou > au$ 213; $ie > [i:]$ 214; $uo > u$ 214;
 $üe > ü$ 214.
Lehnübersetzung 81
Lehrgedichte 150
Leibnitz, Gottfried Wilhelm 247
Lenierung 73, 74
Lenin W.I. 192
Lessing, Gotthold Ephraim 248, 256–
257
literarische Formung der Sprache 66,
159, 203–206
Literatur, bürgerliche (städtische) 150,
194, 195
Literatursprache
gemeindeutsche, nationale 21, 76,
191, 213, 226, 239–242, 251–
253, 262–269
deutsche in Liechtenstein 20, 29
deutsche in Luxemburg 20, 29
deutsche in Österreich 20, 26–29
deutsche in der Schweiz 20, 27–29
landschaftliche (regionale) Litera-
tursprachen 192, 198, 199, 210,
211, 239, 242–244
Logau von, Friedrich 244, 250
Lokalmundarten s. Territorialdialekte
Ludwig der Deutsche 56
Ludwig der Fromme 63

Luther, Martin 203, 203–206, 210, 211,
256
Luxemburgisch 29

M

Maerlant van 150
Markbeschreibungen 64
Markomannen 50, 51, 52
Mechthild von Magdeburg 151
Meichssner, Helias 197
Meißnisch 26, 57, 214, 241, 249
Mecklenburgisch 155, 157
Melanchton, Philipp 197
Minnesang 148, 149
Mitteldeutsch, mitteldeutsche Dialekte
22, 62
Mittelfränkisch 62, 74, 76, 157
Mittelniederdeutsch 198, 206, 207
Mittelniederländisch 198
Mittelhochdeutsch, mittelhochdeut-
sche Sprachperiode 32, 33, 146–
192
Modi 115–118, 184–187
Monoflexion s. Einflexion Monophthon-
gierung
althochdeutsche 68
neuhochdeutsche 193, 214
morphologisches System 43–46,
86–123, 145, 172–187, 193,
217–226
Moscherosch, Johann Michael 243, 244
Mosel fränkisch 62, 157
Moser, Hugo 64, 242
Mundarten s. Dialekte
Münzer, Thomas 203
Murner, Thomas 195
Mystiker 151

N

Nachrichtenblätter s. periodische Pres-
se nationale Variante der Literatur-
sprache s. Literatursprache
Nationalsprache s. Literatursprache
Nerius, Dieter 259
Neuhochdeutsch, neuhochdeutsche
Sprachperiode 32, 33, 239–269
Neumarkt von, Johann 196

Niederdeutsch, niederdeutsche Dialekte 22, 62, 76, 144, 155, 157, 213
 Niederfränkisch 62, 63, 74, 157, 216
 Niederländisch 31, 62, 157
 Nordgermanen, nordgermanische Sprachen 30, 50
 Nordseegermanen 50
 Norm, sprachliche, Normung 239, 242, 244, 247, 248, 250, 251, 260–262
 Norwegisch 30, 51
 Notker 64
 Numerale 102, 103
 Numerus der Substantive 87; s. auch Pluralbildung der Substantive

O

Oberdeutsch, oberdeutsche Dialekte 22, 61, 214, 252, 253
 Oberrheinische Variante der Literatursprache 207
 Obersächsisch 24, 26, 157, 213, 214
 Opitz, Martin 243, 244, 250
 Orthographie s. Rechtschreibung
 Ostfränkisch 62, 74, 76, 213, 214, 253
 Ostfränkisches Reich 56, 58
 Ostgermanen, ostgermanische Sprachen 50, 51
 Ostmitteldeutsch 199, 200, 205–208, 214, 216, 238–242, 250–253
 Otfried 64

P

Paracelsus, Theophrastus 197
 Partizip I., 2. 108, 109, 113, 121–123
 Partizipialgruppen 133–135
 Passiv s. Genera verbi
 Paulus Diaconus 61
 Perfekt 121–123, 181–184
 Perfektivierung 119
 periodische Presse 247, 248
 Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte 32, 33, 58, 146, 191, 239
 Petri, Adam 211
 Peurbach 197
 Pfälzisch 24
 philosophische Prosa 64

Phonem [s] 170
 Phonem [z] 171
 phonologisches System 11, 12, 16, 17, 46
 des Ahd. 66–78
 des As. 144, 145
 der d. Litspr. 251–253, 261
 des Mhd. 167–172
 Phonologisierung der Varianten der Phoneme 168
 Plattdeutsch s. Niederdeutsch
 Pluralbildung der Substantive s. Substantiv
 Plusquamperfekt 121–123, 181–184
 Pommersch 155, 157
 Präfigierung 83–86, 263
 Prägermanen 34, 40
 Präsens 89, 107, 108, 111–113, 115, 176–179
 Präteritopräsentia 114, 115
 Präteritum 109, 111, 112, 177–180
 Predigtsammlungen 151
 Preußisch 155, 157
 primäre Merkmale der Dialekte 24
 Pronomen 44, 89, 100–102
 Purismus 244, 245

Q

Qualität der Vokale 254
 Quantität der Vokale s. Vokaldehnung, -kürzung

R

Ratzmeyer, Jörg 152
 Rechtschreibung 245, 248, 253, 254, 260, 261
 Rechtsprosa 152
 Reduplikation 44, 45
 Regelung der Sprache s. Normung
 Reimchroniken 148
 Regensburg, Konrad von 148
 Regiomontanus 197
 Reformation 201–206
 Rektion 46, 123
 Reliktlandschaften 22
 Reggow, Elke von 151
 Reuchlin, Johannes 198

Reuter, Christian 244
 Rheinfränkisch 62, 76, 157, 213
 Rhein-Weser-Germanen 50
 Ripuarier 51
 Ripuarisch 157
 Ritterromane 148
 Rotterdam, Erasmus von 197
 Rugier 50
 Runen, runisch 50

S

Sachs, Hans 195
 Sachsen 50–52, 54, 55
 Sächsisch 63
 Salier 51
 Satz
 einfacher 126–135, 187–189, 226–231
 komplexer 135–143, 189, 190, 226–238
 Satzbau
 im Ahd. 123–143
 im Frnhd. 226–238
 im Mhd. 187–190
 Satzgefüge 136–143, 189, 190, 231–237
 Satzverbindung 135, 136, 237, 238
 Schichtung der Sprache
 funktionale 41, 52, 65, 162, 209
 soziale 65, 161, 162, 208, 209
 stilistische 66, 125, 159, 226, 240, 262
 Schiller, Friedrich 258, 259, 261
 Schlegel, Johann Elias 248
 Schlesisch 155, 157
 Schlesische Schule, erste 243, 250
 Schlesische Schule, zweite 243
 Schottel, Justus Georg 244, 246
 Schriftdenkmäler 52, 57; s. auch Sprachdenkmäler
 Schriftdialekte, althochdeutsche 65
 schriftliche Überlieferung, Schrifttum 32, 58, 59–61, 65, 80, 125, 126
 Schriftsteller, deutsche s. Dichtung
 Schwäbisch-Alemannisch 157, 214
 Schwanke 150, 195
 Schwedisch 30, 51
 Schweizerdeutsch 28, 213, 253

schweizerische Variante der Literatursprache s. Oberrheinische Variante der Literatursprache
 sekundäre Merkmale der Dialekte 24
 Senkung der Vokale 69
 Seuse, Heinrich 151
 Shirmunski V. M. 144
 Siebs, Theodor 262
 skandinavische Stämme, ihre Sprachen 49, 50
 Spirantisierung 73
 Sprachdenkmäler
 althochdeutsche 63, 64
 frühneuhochdeutsche 195, 197, 198, 202, 203
 mittelhochdeutsche 147–152
 Sprachgeschichte, ihr Gegenstand 19, 20
 Sprachgesellschaften 244
 Sprachkontinuität 14, 15
 Sprachkörper, sein Wandel 32, 146, 147, 192, 193
 Sprachpflege 239, 244–246
 Sprachraum
 althochdeutscher 61, 62
 mittelhochdeutscher 153–155
 Sprachregler 245, 246, 256
 Sprachregelung s. Normung
 Sprachreinigung s. Purismus
 Sprachtheoretiker 250–253
 Sprachwandel 11–20, seine Ursachen, sprachexterne und sprachinterne 15–18
 stammbildende Suffixe
 der Adjektive 99, 100
 der Substantive 43, 44, 88, 90
 der Verben 44, 89, 109–112
 Stammesdialekte s. germanische Stammesdialekte
 Steigerungsformen der Adjektive s. Adjektiv
 Stieler, Caspar 246
 Stil, Stilmormen 16, 239, 242, 245, 250, 262
 Stoke, Melis 150
 „Straßburger Eide“ 57
 Stricker 150
 Straßburg, Gottfried von 148, 160
 Sturm-und-Drang-Bewegung 257–260

Substantiv

Deklination 43, 45, 87, 88, 90–94, 172–174, 217–219, 254, 255

Genus 43, 93, 255

Flexion 87–89, 170, 172

Kasus 94–97

Pluralbildung 88, 217, 219–221, 254, 255

Stämme der Substantive

a-Stämme 87, 88, 91, 172, 173, 217

i-Stämme 87, 88, 92, 172, 173, 217

ir-Stämme 87, 173, 217

ja-Stämme 87, 88, 92, 172, 173, 217

jô-Stämme 87

konsonantische Stämme 44, 87

n-Stämme 87, 88, 93, 172–174, 218, 219

nt-Stämme 87, 91

ô-Stämme 83, 93, 173, 174, 218

r-Stämme 87, 91, 92

u-Stämme 88

vokalische Stämme 44, 87

wa-Stämme 87, 88, 92, 172, 173, 217

Wurzelnomina 87, 91

Südfränkisch 62, 74–76, 214

Sweben 51

Synchronie 19, 20

Synkope 167

T

Tatian 64

Tauler, Johannes 151

Territorialdialekte 56, 209

althochdeutsche 61–63, 65

der deutschen Gegenwartssprache 21, 22

mittelhochdeutsche 155, 158, 159

Themavokal 89, 107, 108, 111, 113, 176

Tierepos 150

Thomasius, Christian 247, 248

Thüringer, Thüringisch 51, 52, 54, 58, 63, 157

Tschirnhaus, Ehrenfried Walter von 247

U

Übersetzungsromane 148

Uhland, Ludwig 242

Umgangssprache 23–26, großland-schaftliche 24

Umlaut 68, 70, 83, 168–170, 176, 178–180, 217, 221

Urgermanisch 34, 40–50, 86

V

Varianten, nationale der Literatursprache 26–30, 192

Veldeke von, Heinrich 148, 160

Verben

Flexion 44, 46, 89, 176–179

Kategorien 44, 88, 89

athematische 113, 114

schwache 89, 90, 109–112, 177, 178, 255

Stammbildung 44, 89, 176, 177

starke 46, 89, 103, 107–109, 176, 178

unregelmäßige 113–115, 178, 256

„Verhochdeutschung“ 200

Verkehrssprachen, landschaftliche 25, 209

Vernersches Gesetz 47

Versepen 148, 149

Versnovellen 150

Verwandtschaftsbeziehungen der deutschen Sprache 30–32

Vietor, Wilhelm 261

Vogelweide, Walther von der 149

Vokalharmonie 69, 83

Vokalhebung s. Hebung der Vokale

Vokalphoneme

des Ahd. 71, 72

des Germ. 48

der gemeindeutschen Literatursprache 214, 215

des Mhd. 171

Vokalsenkung s. Senkung der Vokale

Vokalwandel, assimilatorischer 69, 70

Volkslesebücher 196

vorliterarische Zeit 32, 55, 56

W

- Wandalen 50, 51
- Wernher der Gärtner 150
- Westgermanen, ihre Sprache 50, 51, 53, 54
- westgermanische Sprachen 31, 143
- Wickram, Jörg 195
- Wieland, Christoph Martin 248, 257, 258
- Williram 147
- wissenschaftliche Prosa 152
- Wolff, Kaspar Friedrich 247
- Wortbildung 31, 32, 80, 81, 212, 262–266
 - der Adjektive 84, 85
 - der Substantive 81–84, 166
 - der Verben 85, 86, 166
- Wortbildungssuffixe s. Ableitungssuffixe
- Wortschatz 11, 15, 16, 29–31, 41–43
 - des Ahd. 78–81
 - der deutschen Gegenwartssprache 262–269
 - des Frnhd. 210–212
 - des Mhd. 162–167
- Wortstellung 124, 125, 128–133, 141–143, 189, 190, 226–230, 237, 256
- Württembergisch 24
- Wurzelnomina s. Substantiv

Z

- Zaubersprüche 64
- Zeitformen des Verbs s. Kategorie der Zeit
- Zeitschriften, literarische 248
- Zeitungen s. periodische Presse
- Zesen, Philipp von 244, 245
- Zusammensetzungen 84–86, 212, 263, 266
- Zwiesprachigkeit s. Bilinguismus

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

a) Bezeichnungen von Sprachen und Mundarten

ae.	<i>altenglisch</i>	ide.	<i>indoeuropäisch</i>
afr.	<i>altfranzösisch</i>	ital.	<i>italienisch</i>
ahd.	<i>althochdeutsch</i>	lat.	<i>lateinisch</i>
ai.	<i>altindisch</i>	lett.	<i>lettsch</i>
airl.	<i>altirländisch</i>	lit.	<i>litauisch</i>
aisl.	<i>altisländisch</i>	mhd.	<i>mittelhochdeutsch</i>
alem.	<i>alemannisch</i>	mlat.	<i>mittellateinisch</i>
äs.	<i>altsächsisch</i>	mnl.	<i>mittelniederländisch</i>
aslaw.	<i>altslawisch</i>	mosfrk.	<i>moselfränkisch</i>
bair.	<i>bairisch</i>	nd.	<i>niederdeutsch</i>
d.	<i>deutsch</i>	nfrk.	<i>niederfränkisch</i>
e.	<i>englisch</i>	nhd.	<i>neuhochdeutsch</i>
finn.	<i>finnisch</i>	nl.	<i>niederländisch</i>
frk.	<i>fränkisch</i>	obd.	<i>oberdeutsch</i>
frnhd.	<i>frühneuhochdeutsch</i>	ostfrk.	<i>ostfränkisch</i>
fr.	<i>französisch</i>	rhfrk.	<i>rheinfränkisch</i>
germ.	<i>germanisch</i>	run.	<i>runisch</i>
got.	<i>gotisch</i>	russ.	<i>russisch</i>
griech.	<i>griechisch</i>	schw.	<i>schwedisch</i>
hd.	<i>hochdeutsch</i>	span.	<i>spanisch</i>

b) Grammatische Fachausdrücke

A.	<i>Akkusativ</i>	n.	<i>neutrum</i>
D.	<i>Dativ</i>	N.	<i>Nominativ</i>
f.	<i>femininum</i>	P.	<i>Person</i>
G.	<i>Genitiv</i>	Pl.	<i>Plural</i>
I., Instr.	<i>Instrumentalis</i>	Präs.	<i>Präsens</i>
Inf.	<i>Infinitiv</i>	Prät.	<i>Präteritum</i>
m.	<i>maskulinum</i>	Sg.	<i>Singular</i>

LITERATURNACHWEIS

1. Germanische und deutsche Geschichte

Engels F. Der deutsche Bauernkrieg. – B., 1955.

Engels F. Der fränkische Dialekt // Zur Geschichte und Sprache der deutschen Frühzeit. – B., 1963.

Engels F. Zur Geschichte der Ugermanen // Zur Geschichte und Sprache der deutschen Frühzeit. – B., 1963.

Deutsche Geschichte. Von den Anfängen bis 1789 / Hrsg. von Hans-Joachim Bartmuß u. a. – B., 1965. – Bd. I.

2. Vergleichendes Studium der germanischen Sprachen

I

Krahe H. Germanische Sprachwissenschaft: I. Einleitung und Lautlehre. – B., 1956; II. Formenlehre. – B., 1957.

Schwarz E. Deutsche und germanische Philologie: Studienführer. – Heidelberg, 1951.

Stroh F. Handbuch der germanischen Philologie. – B., 1952.

Deutsche Philologie im Aufriß / Hrsg. von W. Stammer. – B., 1957–1963. – Bd. I–III.

Сравнительная грамматика германских языков / АН СССР. – М., 1962–1966. – Т. I–IV.

Meiße A. Основные особенности германской группы языков: Пер. с франц. / Ред. предисл. и примеч. В.М. Жирмунского. – М., 1952.

Прокош Э. Сравнительная грамматика германских языков: Пер. с англ. – М., 1954.

II

Гухман М.М. Готский язык. – М., 1957.

Смирницкий А.И. Древнеанглийский язык. – М., 1957.

Стеблин-Каменский М.И. Древнеисландский язык. – М., 1956.

3. Deutsche Sprachgeschichte

Bach A. Geschichte der deutschen Sprache. – Heidelberg, 1965.

Braune W. Althochdeutsche Grammatik. – Halle (Saale), 1956.

Eggers H. Deutsche Sprachgeschichte. – Reinbeck bei Hamburg, 1963–1969. – Bd. I–III.

Frings Th. Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache. – Halle (Saale), 1957.

Frings Th. Die Stellung der Niederlande im Aufbau des Germanischen. – Halle (Saale), 1944.

Geschichte der deutschen Sprache / Hrsg. von Autorenkollektiv unter Leitung von W. Schmidt. – B., 1969.

Henzen W. Deutsche Wortbildung. – Halle (Saale), 1947.

Hirt H. Etymologie der neuhochdeutschen Sprache. – B., 1921.

Holthausen F. Altsächsisches Elementarbuch. – Heidelberg, 1921.

Langen A. Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart // Deutsche Philologie im Aufriß / Hrsg. von W. Stammeler. – B., 1952. – Bd. I.

Moser H. Deutsche Sprachgeschichte. – Tübingen, 1965.

Moser V. Frühneuhochdeutsche Grammatik. – Heidelberg, 1929–1951. – Bd. I

Naumann H. Kurze historische Syntax der deutschen Sprache. – Straßburg, 1915.

Nerius D. Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der deutschen Literatursprache im 18. Jahrhundert. – Halle (Saale), 1967.

Paul H. Mittelhochdeutsche Grammatik. – Halle (Saale), 1953.

Schirokauer A. Frühneuhochdeutsch // Deutsche Philologie im Aufriß / Hrsg. von W. Stammeler. – B., 1952. – Bd. I.

Wilmanns W. Deutsche Grammatik. – Straßburg, 1897–1909. – Bd. I, III.

Адмони В.Г. Исторический синтаксис немецкого языка. – М., 1963.

Гухман М.М. От языка немецкой народности к немецкому национальному языку. – М., 1955–1959. – Ч. I–II; *Guchmann M.M.* Der Weg zur deutschen Nationalsprache. – B., 1964–1969. – Teil I–II.

Гухман М.М. Язык немецкой политической литературы эпохи Реформации и Крестьянской войны. – М., 1970; *Guchmann M.M.* Die Sprache der deutschen politischen Literatur in der Zeit der Reformation und des Bauernkrieges. – B., 1974.

Жирмунский В.М. История немецкого языка. – М., 1965.

Зиндер Л.Р., Строева Т.В. Историческая фонетика немецкого языка. – М.; Л., 1965.

Зиндер Л.Р., Строева Т.В. Историческая морфология немецкого языка. – М.; Л., 1968.

Семенюк Н.Н. Проблема формирования норм немецкого литературного языка XVIII столетия. – М., 1967.

Семенюк Н.Н. Из истории функционально-стилистической дифференциации немецкого литературного языка. – М., 1972.

Филичева Н.И. История немецкого языка: Курс лекций. – М., 1959.

Чемоданов Н.С. Хрестоматия по истории немецкого языка. – М., 1953.

4. Mundartforschung

Bach A. Deutsche Mundartforschung. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. – Heidelberg, 1950.

Henzen W. Schriftsprache und Mundarten. – Bern, 1954.

Kretschmer P. Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. – Wien, 1918.

Reis H. Die deutschen Mundarten. – B., 1950.

Shirmunski V.M. Deutsche Mundartkunde. – B., 1962.

Учебное издание

Moskalskaja Olga Ivanovna

Deutsche Sprachgeschichte

Москальская Ольга Ивановна

История немецкого языка

Учебное пособие

Редактор *И. Н. Рябчикова*

Ответственный редактор *Н. П. Галкина*

Технический редактор *О. С. Александрова*

Компьютерная верстка: *А. А. Хицков*

Корректор *В. Д. Дегтярев*

Изд. № А-251-І/І. Подписано в печать 16.05.2003. Формат 60 × 90/16.
Гарнитура «Таймс». Бумага тип. № 2. Печать офсетная. Усл. печ. л. 18,0.
Тираж 20 000 экз. (1-й завод 1 — 5100 экз.). Заказ № 2592

Лицензия ИД № 02025 от 13.06.2000. Издательский центр «Академия».
Санитарно-эпидемиологическое заключение № 77.99.02.953.Д.002682.05.01 от 18.05.2001.
117342, Москва, ул. Бутлерова, 17-Б, к. 223. Тел./факс: (095)330-1092, 334-8337.

Отпечатано с готовых диапозитивов в ГУП «Облтип. «Печатный двор»
432049, г. Ульяновск, ул. Пушкарёва, 27

5. Wörterbücher

Althochdeutsches Wörterbuch / begründet von E. Karg-Gasterstädt und Th. Frings; Hrsg. von R. Große. – B., 1952–1974 ff.

Kluge F. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. / Bearb. von W. Mitzka. – 18. Aufl. – B., 1960.

Lexer M. Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. – 28. Aufl. – Leipzig, 1956.

Paul H. Deutsches Wörterbuch. / Bearb. von A. Schirmer. – 5. Aufl. – Halle (Saale), 1960.

Schützeichel R. Althochdeutsches Wörterbuch. – Tübingen, 1969.

Deutsche sprachgeschichte

Москальская Ольга Ивановна

(1914 – 1982) – выдающийся лингвист и педагог, заведовала кафедрой грамматики и истории немецкого языка МГПИИЯ им. М.Тореза, член-корреспондент АПН СССР, доктор филологических наук, профессор, была главным редактором журнала «Иностранные языки в школе».

Около полувека плодотворно работала в области фундаментальной науки и разработок практических проблем. Успешно сочетала исследовательскую деятельность с прикладной лингвистикой и методикой преподавания немецкого языка. Автор трех монографий, трех стабильных учебников для вузов, свыше 100 статей, а также научный руководитель авторского коллектива двухтомного немецко-русского словаря.

История немецкого языка

ISBN 5-7695-0952-X

